

Felix.

Roman

von

Robert Prutz.

Leipzig.

F. A. Brockhaus.

1851.

ERSTES BUCH. DIE HINTERWÄLDLER.

ERSTER KAPITEL. EINE VERDRIESSLICHE SITUATION.

Denke dir, lieber Leser . . .

Denn es ist eine sehr einfache Geschichte, die ich dir hier erzählen will, und du wirst im Verlauf derselben wohl schon öfter so gefällig sein müssen, mit der Schwinge deiner Phantasie den schlichten Gang meiner Erzählung zu unterstützen und zu beleben. Es gibt zwei Gattungen von Erzählungen: die einen, welche die Einbildungskraft ihrer Leser unwiderstehlich gefangen nehmen die sie gleichsam in's Joch schlagen und mit sich fortreißen, unaufhaltsam, auf Gnade und Ungnade, durch Frohes und Trauriges, Bekanntes und Unbekanntes – und dagegen die andern, die sich selbst vielmehr an die Phantasie des Lesers anlehnen, die nur wie mit leisem, schüchternem Finger an sein Herz anpochen, und wenn sie dort kein Echo finden, ungehört, einverstanden verklingen. Nur zu dieser letztern, sehr bescheidenen, sehr untergeordneten Gattung gehört die gegenwärtige Erzählung, und ich habe es für gut gehalten, dir das gleich im Anfang zu sagen, damit du dich wenigstens hinterdrein nicht über Täuschung zu beklagen hast.

Denke dir denn also, lieber Leser (um gleich mit dem Schwersten anzufangen), du wärest dreiundzwanzig Jahre alt; wohl dir, wenn du es bist, und noch besser, wenn dir dieser Zeitpunkt sogar erst noch bevorsteht! Hast du

ihn aber bereits überschritten, vielleicht schon weit überschritten, und nur sehnsüchtige Gedanken noch eilen zurück in jene Zeit, wo die Erde noch so schön, das Leben noch so leicht, die Zukunft so rosig war – möge dem Schicksal alsdann doch dem Herz noch jung, deine Seele frisch genug erhalten haben, damit du dich in der Erinnerung wenigstens und ohne Gram, ohne Reue in jene schöne Blütenzeit deines Lebens zurückversetzen kannst! Denke dir ferner, du wärest Poet. Oder wenn nicht eigentlich Poet, so doch wenigstens ein Stück davon: ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren, dem die Muse vielleicht nicht den vollen Weihekuß gereicht hat (denn solcher hat es bekanntlich zu allen Zeiten und bei allen Nationen in Jahrhunderten nur Einige gegeben), aber dessen Stirn sie doch wenigstens im Vorübereilen berührt, dem sie wenigstens das heiße Blut, die muntre Laune, den köstlichen Leichtsinn des Poeten verliehen hat, ohne ihn auch mit den Schmerzen des Dichters und jenem eigenthümlich melancholischen Hang, welcher diese Lieblingskinder der Götter zuweilen befällt und sie der noch süßer sein soll als die süßeste Lust, gänzlich zu verschonen. Ein Poet also, mit einem Wort, wie die halben, lahmen Zeiten, in denen wir leben, ihn allenfalls noch erzeugen können, und wie deren, Gott Lob, damit Gesang und Freudigkeit und gutmüthige Thorheit und Lachen, mit Thränen gemischt, doch nicht ganz unter den Menschen aussterben, noch alle Tage bei uns geboren werden mit dem einzigen Unterschiede vielleicht, daß der junge Mann, von dem hier die Rede, ein wenig bescheidener

ist, als die Mehrzahl seiner Genossen, und sich selbst, in ehrenhafter Schüchternheit, gar nicht so recht für einen Poeten zu halten wagt. Denke dir weiter, freundlicher Leser, du hättest als ein solcher dreiundzwanzigjähriger heißblütiger angehender Dichter mit zwei guten Freunden, von etwa gleichem Alter und einigermaßen ähnlicher Gemüthsbeschaffenheit, oder die du in deiner jugendlichen Unbefangenheit doch wenigstens für ähnliche Gemüther hältst, bis Mitternacht –

Je nun es ist eine sehr unziemliche Voraussetzung, ich weiß es, und der ehrbare Leser und die noch viel ehrbarere Leserin, die sich mit diesem Büchlein glücklich in Schlaf lesen wollen, haben alle Ursache, sich über eine solche schnöde Zumuthung zu entrüsten. Allein die geschichtliche Treue, welche das oberste Gesetz dieser schlichten Erzählung ist, bringt es nun einmal so mit sich ...

Also heraus denn mit dem Worte: Du hättest, denke dir, lieber Leser, bis Mitternacht mit zwei guten Gesellen im – Weinhause gesessen. Und zwar nicht in einem jener eleganten, modischen Weinhäuser, wo zwischen sammetnen Tapeten und seidenen Sophas und Bronzespiegeln und Alabastervasen, beim Schein prächtig strahlender Gaslampen, zu stark gewürzten Speisen ein noch stärker gewässerter Wein aus bescheidenen Achtelgläsern genippt wird: o nein, das Local, in welches ich deiner Phantasie zumuthe, sich zu begeben, ist eins von denen, wofür

die plumpe deutsche Sprache leider kein bezeichnenderes Wort hat, als eine Kneipe! eine enge, kleine, abgelegene Kneipe, mit niedrigen, verräucherten Wänden, so eng und klein, daß man gar nicht anders kann, als traulich an einander rücken mit einem schweren eichenen Tisch in der Mitte, auf dem Salz und Brod und die immer gefüllte Schnupftabaksdose in schöner Unbefangenheit neben einander stehen, und etwa noch einem kleinern in der Ecke am Ofen, mit einem Dutzend Lederstühlen dazu, so alt und so wackelbeinig, und dabei doch auch wieder so geräumig und so weich, daß, wenn du einmal glücklich darauf sitztest, du dich gar nicht entschließen kannst, das gefährliche Experiment des Wiederaufstehens zu machen; mit einer einzigen dünnen Kerze auf dem Tisch, die ihr trübes Licht aber in so goldhellem, so edlem Weine spiegelt, daß Niemand mehr auf die kümmerliche Beleuchtung Acht hat, sondern sich nur mit Andacht in das grünlich funkelnde Gold des Römers vertieft.

Vielleicht kommt dir die Kneipe jetzt schon etwas weniger unanständig vor, und du entschließt dich schon eher, wohlgeneigter Leser, die Rolle, die ich dir zgedacht habe, zu übernehmen. Du hast also mit jugendlichen Genossen und bei altem Wein bis Mitternacht in solchem engen, traulichen W???en gesessen; die goldene Fluth hat dir das Blut in den Adern erfrischt, das Herz ist dir aufgegangen und tausend rosige, leuchtende Bilder, Bilder der Vergangenheit wie der Zukunft, sind her aufgestiegen aus dem geöffneten Schacht, die ganze Welt um dich

her hast du vergessen und hast nichts gefühlt und nichts gedacht als Freundschaft, Wein und Jugend . . .

Und nun, aus dieser schönen warmen Lebensfülle, von dem prosaischen Ruf des Wächters gemahnt, trittst du endlich, um dich nach Hause zu begeben, hinaus auf die Straße,

wo die Brunnen verschlafen rauschen
in der prächtigen Sommernacht –

Aber nein was da rauscht, das sind keine Brunnen mehr, wenigstens keine irdischen: die Brunnen des Himmels haben sich erschlossen, als wären alle Schleußen da oben aufgezogen, als ob eine neue Sündfluth nicht blos die unzähligen Plakate und Proclamationen hinwegwaschen sollte, welche alle Straßenecken der Residenz bedecken, sondern als wollte der Himmel den politischen Phrasenhelden des Tages auch zeigen, daß seine Wasserfälle doch noch größer als die ihre.

Denn was ich dir, wenn dies ein kunstgerechter Roman wäre, wohl füglich gleich zu Anfang hätte sagen sollen: unsere Historie spielt in jenem glorreichen Sommer Achtundvierzig, in welchem uns so Vieles zu Wasser, und nicht blos zu Wasser, sondern zu noch viel Schlimmerem, zu Blut und Thränen geworden ist; in einer norddeutschen Residenz, auf deren Namen es weiter gar nicht ankommt, indem bei der allgemeinen Republikanisirung Deutschlands, welche demnächst durch

unsere Socialdemokraten bevorsteht, sowie nur die bewußten zehn Millionen Francs zusammen sind, ganz unzweifelhaft auch sie, um jede Erinnerung an ihre frühere knechtische Bestimmung zu erwischen, mit einem neuen volksthümlichern Namen umgetauft oder vielleicht auch, um der überhandnehmenden Uebervölkerung entgegenzuwirken, dem Erdboden gleich gemacht werden wird.

Es war eine jener regelmäßigen zierlichen Städte, mit jenen breiten langen Straßen, denen es zwar nicht an Häusern, Brücken, Denkmälern, wohl aber an Menschen fehlt, wie fürstliche Launen und höfische Rücksicht deren in Deutschland so viele geschaffen haben; es gehörte zu den Seltenheiten, selbst in den aufgeregten Zeiten dieses Sommers, wenn man um Mitternacht noch einem Menschen in den Straßen begegnete, und auch die Laternen wurden, aus weiser nationalökonomischer Ersparniß, die Sommermonate hindurch in Ruhestand versetzt.

Denke dir denn nun also, lieber Leser, wie du nach einigen fröhlich durchzechten Stunden, glühend von Gespräch und Wein, hinaustrittst in die finstere Nacht, in den endlos strömenden Regen; die Freunde haben sich rasch entfernt, du aber – denn du bist ein angehender junger Dichter, lieber Leser, der noch über keine andern Schätze gebietet, als allein über die Schätze seiner Phantasie, und kannst daher nirgend anders wohnen als in der äußersten Vorstadt, gut eine halbe Stunde vom Mittelpunkte der Stadt entfernt, in einem großen kasernenartigen Hause, vier Treppen hoch unterm Dache, wo das

Lärmen der vielen Hausbewohner und besonders die Singschule, welche die alte pensionirte Opersängerin mit den großen falschen Zähnen und dem scharlachrothen Turban um den Kopf gerade unter deinem Stübchen hält, dich nicht selten in die helle, lichte Verzweiflung setzen; du aber, so oft du dich auch auf's Gegentheil verschwörst, bleibst dennoch immer wieder wohnen, erstlich, weil du aus deinem Giebelfensterchen ein großes, großes Stück Himmel und sogar ein kleines kleines Zipfelchen von einem alten Lindenbaume erblickst, der seine süßen Frühlingsdüfte zuweilen sogar bis zu dir hinaufsendet und zweitens, weil du deiner alten braven Wirthin, der Registratorswitwe, die so mütterlich für dich sorgt, nicht den Schmerz bereiten magst, auszuziehen, besonders da es dir mit aller Anstrengung doch nicht gelingen will, die Rechnung bei ihr jedesmal mit dem Ersten pünktlich auszugleichen.

Du hast also, um nach Hause zu gelangen, einen Weg von reichlich einer halben Stunde zu machen, ohne Schirm und Schutz, im leichten dünnen Sommerröckchen, mitten durch den strömenden Regen in den menschenleeren, aufgeweichten Gassen; von einem Fiaker ist längst keine Rede mehr, so weit du horchst, nirgends mehr das Rollen eines Wagens, nicht einmal der Tritt eines Menschen. Aber selbst wenn in diesem Augenblick noch irgend ein verspäteter Droschkenkutscher sein abgetriebenes Pferd an dir vorüberlenkte, so würde dir das

doch nur wenig nützen. Denn, guter Leser, um die Reihe der entwürdigenden und unziemlichen Voraussetzungen, die ich mir gegen dich erlaubt habe, voll zu machen –: du hast auch so eben in unverzeihlichem Leichtsinne, der aber doch jungen Poeten zuweilen begegnen soll, und sogar auch Solchen, die keine Poeten sind, für ein Paar Flaschen alten köstlichen Rheinweins deinen letzten Dukaten ausgegeben, nicht blos den letzten in der Tasche, sondern auch den letzten, dessen du überhaupt Herr warst: so daß du nun mit derselben Gemüthsruhe und mit derselben Sicherheit durch die verrufensten Diebswinkel von Paris oder London wandeln könntest, wie durch die wohlpolicirten, schweigsamen Straßen der Hauptstadt, völlig wie der bekannte horazische Wanderer:

Cantabit vacuus coram latrone viator.

Auch nicht einmal einen Hausschlüssel führst du bei dir: und da dein Hausmann neben andern mehr angenehmen als nützlichen Eigenschaften sich auch durch einen wundersam festen Schlaf auszeichnet, besonders wenn der Einlaßbegehrende etwa nicht gelaunt oder auch nicht im Stande sein sollte, ihn durch den Silberklang einiger landesüblichen Münzen daraus zu erwecken; so hast du überdies noch die ergötzliche Aussicht vor dir, in Regen und Unwetter die Nacht über vor der verschlossenen Hausthür zu campiren.

Und nun, lieber Leser, damit wir deine Phantasie endlich aus ihrem bisherigen Frohndienste entlassen, fasse

das Alles noch einmal recht lebhaft zusammen: aus der behaglichen Kneipe, vom muntern Zechtisch hinaus in Dunkelheit und Regenguß, einsam, einen weiten, kothigen Weg vor sich, ohne Schirm oder Mantel, sogar ohne Hausschlüssel, und zu alledem keinen Groschen Geld weder in der Tasche noch im Hause – entscheide selbst, verehrlicher Leser, ob die Ueberschrift unsers Kapitels zu viel gesagt hat und ob das nicht wirklich für jeden wohl-erzogenen Menschen eine höchst verdrießliche Situation ist, die immerhin verdient unter die kleinen Leiden des menschlichen Lebens mit aufgenommen zu werden?

ZWEITES KAPITEL. ROMANTIK IM REGEN.

In dieser unangenehmen und nichts weniger als empfehlenden Lage befand sich denn nun also der junge Mann, den wir hiermit als den Helden unserer Erzählung bei dem Leser einführen; vorausgesetzt nämlich, daß das Wort Held nicht viel zu anmaßend klingt und viel zu große Erwartungen erregt für einen so bescheidenen Menschen und eine so anspruchslose Erzählung. Wir nennen ihn Felix; möge der Name von guter Vorbedeutung sein, sowohl für den jungen Mann selbst, als für unser Büchlein.

Aber Felix, wie unsere Leser bereits wissen, war ein Stück Poet, ja wir können nicht umhin, ihm sogar noch Schlimmeres nachzusagen; er hatte, trotz der vorgeschrittenen Zeiten und trotz des großen Interdicts, welches bekanntlich bei uns auf alle und jede Romantik gelegt ist, sogar auch sein Stückchen Romantik im Leibe.

Ein ordentlicher aufgeklärter Mensch der das Princip der Verständigkeit und Zweckmäßigkeit als das Höchste im Leben erkannt hat, würde diesen Platzregen, der unsern jungen Freund in wenig Augenblicken bis auf die Haut durchnäßte, natürlich sehr unverständlich und als einen ganz offenbaren Beweis der mangelhaften Weltordnung gefunden haben. Der schlechte Weg ferner – denn die Vorstadt war ungepflastert, da das Geld zwar zu einem stattlichen Triumphbogen, der den Eingang der Straße schmückte, so wie zu einigen Obeliskten, Statuen und andern derartigen Zieraten ausgereicht hatte, nicht aber zu einem so gemeinen und unkünstlerischen Dinge wie das Straßenpflaster – ingleichen die Dunkelheit rings umher würden ihm, besonders unter dem Einfluß des Sommers Achtundvierzig, genügend gewesen sein, einige geeignete Anträge wegen schlechter Staatsverwaltung und Verschleuderung der öffentlichen Gelder zu entwerfen, die morgen Vormittag in Plakatform die staatsmännische Weisheit und Gesinnungstüchtigkeit ihres Urhebers von allen Straßenecken herab verkündigt haben würden. Und endlich und vor Allem würde die entlegene Wohnung und der verdrießliche Umstand, einen so weiten und gartigen Weg zu Fuße und ohne einen Heller in der Tasche machen zu müssen, ihm einen neuen Beweis an die Hand gegeben haben für die unerträgliche Ungleichheit der socialen Verhältnisse und die Nothwendigkeit, diesem Elend durch eine neue und gründliche Revolution ein Ende zu machen.

Felix dagegen, kraft der romantischen Mischung, die in ihm steckte, that und dachte von diesem Allem nichts. Nicht einmal dahin konnte er es bringen, sich über das schlechte Wetter zu ärgern, im Gegentheil, mit wahrer Wollust bot er die erhitzte Wange den großen dichten Tropfen dar, die auf ihn niederrasselten, und ließ den kühlen Nachtwind frei in dem lockigen Haupthaar spielen. Es war ziemlich lange heißes, trockenes Wetter gewesen, und den Pflanzen und Bäumen in Feld und Garten kam der Regen höchst genehm. Wie das in den kleinen Gärten, die sich an den Häusern der Vorstadt hinzogen, ringsum duftete und gleichsam frisch aufathmete! wie der Regen selbst so gesund so würzig roch! Felix mußte still stehen und Hals und Brust entblößen, die erquickliche Regenluft in sich trinkend. Er konnte es bei der Dunkelheit natürlich nicht erkennen, aber es war ihm, als ob er den dünnen Sand vergnüglich rieseln sähe, wie die schweren Regentropfen aufschlagen, und sähe die Blumen ihre verwelkten Häupter aufrichten und Gras und Laub von flüssigen Diamanten schimmern. Um die Scene völlig nach seinem Geschmack zu machen, fing jetzt auch eine Nachtigall an, die irgendwo in ihrem dunkeln Käfig an einem geöffneten Fenster stand, ihre langgezogenen, süßklagenden Töne in die Nacht hinauszusenden, die öde, schweigsame Nacht in der sie vermuthlich kein Ohr mehr vernahm als das des jungen Dichters. Recht so, dachte er bei sich selbst: singe nur, Nachtigall, singe! Und du, Regen, ströme, wie du willst: du sollst mir meinen Weg doch nicht hindern, und selbst, was mich feindlich

und widerwärtig ansieht, soll mir endlich doch noch zum Glück gereichen!

Und dazu sang er abgerissene Zeilen von Goethe's Wanderers Sturmlied vor sich hin, mit so lauter Stimme, daß ein dadurch aus dem Schlaf geschreckter Nachtwächter, in einem unbewußten Rückfall in die vormärzlichen reactionairen Zeiten, ihn schon mit einigen groben Worten dafür anknurren wollte: als er sich zur rechten Zeit noch auf die glorreichen Fortschritte besann, welche die deutsche Freiheit inzwischen gemacht hatte, und das: Will Er wohl gleich das Maul halten, Er verfluchter Nachtschwärmer Er, oder ich schleppe ihn auf die Wache? das ihm schon auf der branntweifeuchten Lippe schwebte, sich in eine höchst anständige allgemeine Betrachtung über die Unsicherheit des Wetters und die vermuthliche Dauer des Regens verwandelte.

Der junge Poet beachtete das Eine so wenig wie das Andere und schritt unbekümmert durch Dunkelheit und Unwetter seine Straße fort; das Blut pulste ihm heut zu froh, seine Seele fühlte sich zu leicht, zu glücklich, zu liebliche Gestalten gaukelten durch die nächtliche Stille vor ihm einher, als daß ihn irgend etwas aus dieser erhöhten Stimmung hätte bringen können. Selbst der misliche Umstand mit dem fehlenden Schlüssel und dem harten Schlaf des Hausmeisters sammt der leeren Tasche konnte ihm nichts anhaben. Im schlimmsten Fall, dachte er, kehre ich zu dem menschenfreundlichen Nachtwächter zurück, er schien eine recht warme und sichere Ecke

zu haben, und unterhalte mich mit ihm, bis wir Beide darüber einschlafen.

Der wohlweise Leser wird nun freilich meinen, daß das eben keine Kunst ist für einen dreiundzwanzigjährigen jungen Thoren, einer vorübergehenden Unbilde des Wetters oder sogar auch des Schicksals zu trotzen, besonders wenn derselbe neben seiner Romantik noch einige Flaschen vortrefflichen alten Rheinweins im Leibe hat.

Und allerdings wollen wir nicht in Abrede stellen, daß der edle Saft der Traube wohl nicht ganz ohne Antheil war an dem heitern Muthe, mit welchem Felix das gemeine Wasser der Wolken von sich herabrieseln ließ. Aber der vornehmste und wesentlichste Grund seiner erhöhten Stimmung lag doch weder im Weine noch in seinen romantischen Grillen überhaupt: sondern was seine Seele so frisch machte, das war ein zufälliges Ereigniß des heutigen Abends, von dem er selbst unwillkürlich zu empfinden glaubte, daß es einen Wendepunkt seines Lebens bilden müsse, sowie der Nachklang jener innigen und vertrauten Gespräche, die er, in Veranlassung dieses Ereignisses, mit seinen Freunden geführt und die ihn eben so lange hinter dem gefüllten Kelchglas zurückgehalten hatten.

Nun wird der Leser neugierig werden und wird Wunders meinen, was das für ein großes Ereigniß gewesen

sein muß. Aber nein, es war in Wahrheit ein sehr geringfügiges, so geringfügig, daß es nur für die erhitzte Phantasie eines Poeten überhaupt als Ereigniß gelten konnte, und dabei so alltäglich und so abgedroschen, besonders in der Zeit, da unsere Geschichte sich begibt, daß ich mich fast schäme, nur damit herauszurücken. Kurz denn: Felix hatte seine politische Jungfernrede gehalten, und nicht etwa in einem Parlament oder sonst einer souverainen Volksversammlung, nein, sondern ganz einfach in einem höchst anständigen und höchst loyalen Club.

Aber von diesem Club muß erst etwas Näheres erzählt werden.

DRITTES KAPITEL. DER CLUB DER WAHRHAFTEN.

Da die Zeit unserer Erzählung in den Sommer Achtundvierzig fällt, so versteht es sich auch ganz von selbst, daß es nicht ohne Club darin abgehen kann. Denn welche Stadt, welcher Flecken, welches Dorf hätte nicht damals seinen Club gehabt? Die Residenz, welche den Schauplatz unserer Geschichte bildet, hatte sich zwar niemals durch politisches Leben oder politische Bildung vor ihren Mitschwestern hervorgethan, so wenig, wie der Staat, dessen Mittelpunkt zu sein sie die Ehre hatte, durch politische Macht oder Einfluß. Selbst ihre Märztage, welche die gute Stadt natürlich ebenfalls hatte, waren ziemlich unansehnlich ausgefallen, indem sie sich bloß auf einige zerschlagene Fensterscheiben im Hause eines unbeliebten Ministers und eine brüderliche Umarmung eines

Proletariers beschränkt hatten, zu welcher Seine Durchlaucht der Herzog, in überfließender landesväterlicher Milde oder, wie bereits einige Stimmen zu zischeln anfangen, in unverzeihlicher Schwäche und bejammernswerther Vergessenheit seiner ihm von Gott verliehenen Regentenpflichten sich auf offenem Balkon, unter dem Zujuchzen der versammelten Menge herabgelassen.

Das hinderte aber nicht im Mindesten, daß man hier nicht so gut wie anderwärts alle Moden der Jahreszeit mitgemacht hätte; schon in Anbetracht seiner Stellung als Residenzbewohner, die dem übrigen Lande mit gutem Beispiel vorangehen mußten, hielt man sich dazu verpflichtet. Zwar ob man wirklich schon eine Barrikade, eine ordentliche und leibhaftige Barrikade besessen, darüber waren die Stimmen getheilt. Die äußersten Linken behaupteten es sie wollten sie nicht nur gesehen, sondern auch mit eigenen Füßen darauf gestanden haben, wenn auch, wodurch die Sache natürlich noch viel heroischer wurde, ohne Waffen: während die schlechthin Linken zwar zugaben, daß sie allerdings beinahe schon an Barrikaden gedacht hätten, und daß es bei fortgesetzter Weigerung des Herzogs, das alte Ministerium zu entlassen, auch ganz gewiß noch dazu gekommen sein würde –

die Männer des Centrums und der Rechten dagegen weder von dem einen noch dem andern etwas wissen wollten und das Ganze einfach auf einen Düngerhaufen zurückführten, welcher am herzoglichen Stallgebäude aufgeschichtet liege, seit Olims Zeiten, und den, wie sie giftig hinzusetzten, auch die ruhmreiche Revolution noch keineswegs fortgeschafft hätte.

Davon abgesehen indeß, waren die übrigen Requisiten des Sommers Achtundvierzig auch in der in Rede stehenden Residenz in löblicher Vollständigkeit beisammen. Sie hatte ihre Deputirten in Frankfurt, und daneben ihre eigene constituirende Versammlung, die gleich in einer der ersten Sitzungen die Erklärung abgegeben hatte, sich zwar allerdings allen Beschlüssen des deutschen Parlaments fügen zu wollen, aber wohlgemerkt, nur so weit Bestand und Heil des eigenen Staates es zulassen und so weit sie überhaupt im Stande sein würde, die gedachten Beschlüsse mit ihren eigenen Principien zu vereinbaren. Man hatte ferner seine Bürgergarde, Beides, zu Fuß wie zu Pferde, so wie auch zwei Kanonen, denen es jedoch leider noch an Laffeten und Bespannung fehlte, zur Begründung einer tüchtigen Bürgerartillerie. Und endlich und vor Allem hatte man seine Clubs.

Und zwar diese in größter Anzahl und nach den verschiedensten Richtungen hin, reactionaire und radicale, aristokratische und demokratische, constitutionelle und

absolutistische, für jedes Geschlecht und jedes Alter, jeden Standpunkt und jeden Geschmack. Ja es gab sogar einige, bei denen man weder Standpunkt noch Geschmack zu haben brauchte: und seltsam genug, waren gerade diese die beliebtesten und angesehensten.

Ob auch der Club, den wir in der Ueberschrift dieses Kapitels genannt haben, der Club der Wahrhaften, mit zu dieser letztern Gattung gehörte, wagen wir vorläufig nicht zu entscheiden. Mit seinem vollständigen Titel hieß er der Club der wahrhaft freien, patriotischen und volksthümlich gesinnten Bürger. Seine Fahne war schwarz-roth-golden, mit dem kaiserlichen Reichsadler in der Mitte, der auf seinem doppelten Haupte eine rothe Freiheitsmütze trug in den vier Ecken war das Landeswappen eingestickt, klein, aber sehr niedlich. Die Umschrift lautete: Alles für das Volk, Alles durch das Volk! und darunter der Namenszug des regierenden Fürsten.

Bei solchen zierlichen Emblemen und einem so viel verheißenden Namen war es denn freilich nicht zu verwundern, daß der Club der Wahrhaften, wie er gewöhnlich der Kürze halber genannt ward, von allen Seiten die lebhafteste Theilnahme fand; man mußte schon ein schamlos eingefleischter Reactionair sein, um dem Club der Wahrhaften nicht mehr – oder ein ganz ungeschminkter Schreckensmann, um ihm nicht noch angehören zu können, so dehnbar war sein Programm, so weichherzig seine ganze Auffassung, so mild und versöhnlich endlich seine Disciplin.

Es erklärte sich dies theils aus der Zeit her, wo der Club gestiftet worden, und wo in dem allgemeinen Meer von Wohlwollen und Glück und Freiheitjubiläum, welches auf einmal alle Gemüther durchfluthete, die Gegensätze in der That noch unterschiedlos durcheinander geschwommen, theils aus dem allgemeinen Charakter der Stadt und ihrer Bevölkerung. Auch war das recht eigentlich seine Bestimmung gewesen: die Gegensätze auszugleichen, und aus den verschiedenen Ständen, sowie aus den verschiedenen Ansichten, wenn es deren damals gegeben hätte, eine normale Gesellschaft, eine Gesellschaft der Freiheit, des Patriotismus und der politischen Aufklärung, Alles in Eintracht und Bruderliebe, zusammenzuschweißen.

Ganz gewiß war es nur die bekannte Hartnäckigkeit der niedern Classen und der Mangel an Verstand und Einsicht gewesen, der denselben beiwohnt, weshalb diese Classen sich im Verlauf der Zeit mehr und mehr von dem genannten Club zurückgezogen hatten, so daß derselbe sich um Mitte Sommers fast nur noch aus den höheren, oder doch wenigstens aus den wohlhabenden, den vorzugsweise sogenannten gebildeten Ständen rekrutirte.

Vielleicht indeß hatte auch die äußerliche Einrichtung der Versammlung dazu beigetragen. Dieselbe war im höchsten Grade glänzend; eines der prächtigsten Gesellschaftslokale der Hauptstadt war zu den Sitzungen in Beschlag genommen. Der Wirth desselben, der in Folge der politischen Ereignisse, sowie namentlich durch die Abwesenheit des Offiziercorps, das in Schleswig stand,

den besten Theil seiner Einnahmen verloren hatte, war wenigstens klug genug, den kärglichen Ersatz, welchen die Versammlungen der Wahrhaften ihm boten, nicht zu verschmähen, und schwärmte, wiewohl im Grunde seines Herzens ein einziges Souper fin, von Gardeoffizieren bei verschlossenen Thüren zu Ehren des Corps de Ballet arrangirt, ihm zehn mal mehr werth war als Vaterland, Freiheit und Brüderlichkeit, gleichwohl für seine neuen Gäste jetzt eben so laut, und machte eben so viel Ruhmens von ihnen, wie früher von den feinen Cavalieren, die so exquisit aßen, so superb tranken und – so höchst mittelmäßig bezahlten.

Außerdem erfreute der Club sich einer Geschäftsordnung, welche dreist jedem Parlamente hätte zur Norm dienen können, so ausführlich und vollständig war sie, und eine so scharfsinnige Casuistik hatte darin alle möglichen Fälle vorausgesehen. Es war das Werk eines berühmten Rechtsgelehrten, welcher sich mit unter den Gründern des Clubs befunden hatte, unmittelbar nach Vollendung und Annahme jenes Reglements aber davon zurückgetreten war, theils seiner vielen sonstigen Geschäfte halber, theils und hauptsächlich weil das Politische ihn eigentlich viel weniger interessirte, als das Formal-Juristische, wofür nun eben durch seine Geschäftsordnung ein für allemal ein festes Muster gegeben war. Es war eine wahre Lust für den Sachverständigen, und namentlich den Herren Geheimen Räten und

überhaupt den höhern Beamten, die unter den Wahrhaften sehr zahlreich vertreten waren, gereichte es allemal zur höchsten Ergötzung, sich in die so mannigfachen und voraussichtigen Bestimmungen dieses Regiments zu vertiefen; die strenge, in einigen Punkten sogar übertriebene Gewissenhaftigkeit, mit welcher die formale Seite der Debatte, die Antragstellung, die Inbetrachtung, die Unterstützung, ferner die zwanzigerlei Weisen, wie das Wort ergriffen, entzogen, vorbehalten werden konnte, ingleichen die verschiedenen Arten der Abstimmung, der persönlichen, sachlichen, geschäftlichen Bemerkungen und unzähliges dem Aehnliches – Alles das, sagen wir, als eine angenehme Reminiscenz ihres juristischen Berufes, versöhnte die gedachten Herren mit dem einigermaßen bedenklichen politischen Handwerk, das sie, als Besucher eines Clubs, wenn auch eines völlig gesetzlichen und erlaubten, im Grunde doch betrieben.

Man stellte dabei nicht in Abrede, daß vielleicht allerdings gerade diese subtile und scharfsinnige Geschäftsordnung dazu beigetragen haben mochte, die niedern Classen, deren Theilnahme man übrigens so lebhaft wünschte (wenn auch bloß deshalb, damit sie keinem andern gefährlichem Vereine zufallen möchten), von dem Club der Wahrhaften zurückzuscheuchen. Aber das Recht, wie einer der Vorsitzenden sehr geistreich zu bemerken pflegte, gehe über Alles, und der wahre ideale Ausdruck desselben sei eben die Form: so daß es also wiederum nur ein neuer Beweis war für die unverbesserliche Roheit und Böswilligkeit der mehrgenannten

Classen, wenn sie sich einer so nützlichen Uebung ihres Rechtsgefühls entzogen oder die feinen und scharfsinnigen Procedures des Clubs wohl gar für langweilig erklärten. Bevor es nicht dahin gekommen, pflegte das so eben erwähnte Mitglied des Vorstandes wohl noch hinzuzusetzen, daß nicht jedes Haus und jede Familie ihr bestimmtes, durch freie Uebereinkunft aller Mitglieder abgeschlossenes Geschäftsreglement habe und bevor nicht ferner der Bauer hinterm Pfluge die neueste Proceßordnung so gut und noch besser auswendig wisse, als den Katechismus, eher sei auch an keine wahrhafte politische Bildung des Volkes und mithin auch an keine Freiheit zu denken; was denn, mit der gehörigen Emphase vorgebracht und von einer entsprechenden Armbewegung begleitet, jedesmal den lebhaftesten Beifall der Versammlung zur Folge hatte.

Auch mußte man derselben zum Ruhm nachsagen daß sie sich mit edlem Stolz zu fassen und das immer mehr überhand nehmende Ausscheiden ihrer niedern ›Mitbürger‹ zu verschmerzen wußte. Zwar wurden noch regelmäßig alle vierzehn Tage in der Sonnabendsitzung einige junge Handwerker, sogar auch Erdarbeiter und Tagelöhner als Ehrenmitglieder eingeführt. Dieselben wurden eben so regelmäßig jedesmal mit einer Ehrensalve von Händeklatschen, Anreden und Verbrüderungserklärungen begrüßt und erhielten auch jedesmal einen besondern Platz zunächst dem Präsidentenstuhl eingeräumt. Ja die Aufopferung einiger Mitglieder ging so weit, daß

sie diese Ehrengäste, weil sie bald auf keine andere Weise mehr zu haben waren, mit bairischem Bier, Weinneigen und andern kleinen Ergötzlichkeiten förmlich erstanden. Es war dies um so ehrenwerther, als es erstlich ganz heimlich geschah und auch allgemein als Geheimniß behandelt ward, selbst auch von den Eingeweihten, und als zweitens die Gäste selbst bei alledem so undankbar waren, den Club weder zum zweiten Male zu besuchen, noch auch sonst viel Gutes von ihm zu sprechen.

Allein das Alles wurde, wie gesagt, von den eigentlichen Stammhaltern und Nutritoren des Clubs, das heißt also von den höhern Beamten, den Rentiers, den Kaufleuten, den Literaten bis hinunter zu dem wohlhabendern kleinen Bürgerstande, mit Anstand und Würde verschmerzt. Im Gegentheile, nachdem diese Elemente, die sich so ganz und gar nicht hatten verschmelzen wollen, nun einmal ausgeschieden waren, fühlten die Uebrigbleibenden sich nur um so behaglicher und lagen ihrer Bürgerpflicht in Debattiren, Petitioniren und Concludiren mit um so größerem Eifer ob. Es war in dem Club allmählig dahin gekommen, daß auf die Abstimmungen und Beschlüsse selbst nicht der allermindeste Werth mehr gelegt ward, nicht einmal von den eigenen Mitgliedern des Clubs: – dieses Letztere, nebenher bemerkt, ein Grad der Aufklärung und der Selbsterkenntniß, den wir Uebrigen uns erst nach unsäglichen Enttäuschungen und mit viel schmerzlichen Opfern und Verlusten haben erkaufen müssen. Vielmehr das ganze Interesse concentrirte sich,

außer auf jene mechanische Ordnung, von der wir bereits gesprochen haben, auf die Debatte selbst, die denn in der That meistentheils, wenn auch nicht mit eigentlicher Lebhaftigkeit, doch mit um so größerem Glanz von vier, fünf Rednern geführt ward, welche hier nachträglich den Beweis lieferten, wie sehr Unrecht man gethan und welchen Verlust das Vaterland erlitten, daß man sie in kein Parlament gewählt. Hatten diese Redner ihre Schuldigkeit gethan waren sie gewandt, flink, schlagfertig in Rede und Gegenrede gewesen hatten sie sich namentlich einige gegenseitige Piquanterien gestattet und war mithin das Kapitel der thatsächlichen Berichtigungen und der persönlichen Bemerkungen recht ausgebeutet worden: so betrachtete man das als eine höchst ausgezeichnete Clubsitzung, und die ehrenwerthen Mitglieder gingen mit dem erhebenden Bewußtsein auseinander, daß doch nirgend so gut gesprochen ward (nicht einmal in Frankfurt, setzten sie in der Stille hinzu) und nirgend so viel politische Bildung an den Tag gelegt, wie in dem Club der ›wahrhaft freien, patriotischen und volksthümlich gesinnten Bürger‹.

VIERTES KAPITEL. PÄDAGOGISCHE EXPERIMENTE.

Solcher Abende aber würde der Club nicht viele gehabt, mit andern Worten; er würde trotz seiner Einträchtigkeit, ja eben wegen ihrer, sich den Erbfeind der menschlichen Gesellschaft, die Langeweile, keineswegs immer vom Leibe gehalten haben, wären nicht zufällig einige jüngere Leute darin gewesen, welche entweder jung

und naiv oder auch (wir müssen es vorläufig dahingestellt sein lassen) alt und klug genug waren, sich für die Unterhaltung des Clubs zu opfern, und durch unablässige Anträge, Berichte und Debatten, so wie durch die Leidenschaftlichkeit oder doch den Schein von Leidenschaftlichkeit, den sie dabei annahmen, das stockende Blut in Gang zu erhalten.

An der Spitze dieser jungen Männer und damit, genau genommen, an der Spitze der ganzen Gesellschaft stand Florentin.

Florentin war der entfernte Seitenverwandte eines altadeligen Hauses, das seit Menschengedenken sich in den höchsten Stellen der Verwaltung sowohl als des Heeres befunden und überdies auch durch seinen großen Güterbesitz eines ungemeinen Ansehens im ganzen Lande genossen hatte.

Von diesem Besitz und diesem Ansehen war nun freilich auf den entfernten Seitenverwandten blutwenig gekommen. Florentin's Vater, zu seiner Zeit einer der gewandtesten und lebenslustigsten Cavaliere der Hauptstadt, hatte das kleine Familiengut, das er bereits stark verschuldet überkommen, bald vollends durchgebracht. Die Mitgift seiner jungen Frau, welche aus derselben Familie stammte (er selbst war ein Baron Blotz, während sie zu der gräflichen Linie der Blotz-Blotz gehörte), hatte binnen Kurzem dasselbe Schicksal gehabt. Die Frau selbst war vor Gram und Kummer gestorben; außer der Verschwendung des Mannes, sollte auch namentlich seine Untreue und die Leichtfertigkeit, mit der er täglich neue

Liebesverbindungen einging, ihr das Herz gebrochen haben.

Kurze Zeit nach dem Tode der Frau hatte Florentin's Vater Hauptstadt und Land verlassen. Er war in fremde Kriegsdienste getreten, hatte sich dann als Spieler und Abenteurer in den verschiedensten Gegenden Europas umhergetrieben und war endlich vor einer Reihe von Jahren in Armuth und Dunkelheit gestorben.

Florentin, das einzige Kind seiner Aeltern, war bei der Familie seiner Mutter, den Grafen Blotz-Blotz, zurückgeblieben. Oder nicht eigentlich zurückgeblieben: sondern da der Vater eines guten Morgens spurlos, mit Hinterlassung des kaum vierjährigen Knaben, verschwunden gewesen war, so hatten die Großältern freilich, wohl oder übel, keine andere Wahl gehabt, als sich der jungen Waise anzunehmen. Sie thaten es sehr ungern: denn nicht mit Unrecht schrieben sie Florentin's Vater den vorzeitigen Verlust ihrer Tochter zu. Und wiewohl sie noch eine Reihe von Söhnen hatten, so war doch ihr Schmerz um den Verlust der einzigen Tochter, und in Folge dessen ihr Haß gegen den Schwiegersohn so groß, daß sie denselben sogar auch auf Florentin übertrugen.

Ja nicht einmal gegen das Kind selbst hatten sie ihrer Abneigung Hehl: sondern von früh an mußte dasselbe hören, welch ein Schandfleck sein Vater für die sämmtlichen Blotze, Blotz-Blotze und Blotz-Winkelhausen (es war dies eine dritte Linie, die indessen in unsere Geschichte nicht weiter verflochten ist) gewesen sei. Auch bedurfte es von Seiten des Kindes nur der geringsten

Unart oder des kleinsten kindischen Versehens, um sofort einen Zusatz zu diesen Vorwürfen hervorzurufen, der denn freilich noch bitterer klang: nämlich daß der Apfel nicht weit vom Stamme falle, und wenn Florentin so fortfahre, so werde er gerade solch ein nichtsnutziger und verlorener Mensch werden, wie der Baron Blotz, sein Vater.

Und wirklich hätte auch ein glimpflicherer und minder parteiischer Beobachter des Knaben auf eine derartige Befürchtung kommen können. Florentin entwickelte frühzeitig neben einer sein Alter weit überragenden Verstandesschärfe eine eben so große Ungeberdigkeit und Leidenschaftlichkeit des Charakters. Der Jähzorn des Knaben war unbeschreiblich und brach oft bei den geringsten Veranlassungen hervor. Eben so groß war seine Sinnlichkeit; kein Leckerwerk war vor seiner Naschlust sicher. Und da er bei der Abneigung seiner Großältern und bei der gänzlichen Abwesenheit eigener Mittel mit Taschengeld nichts weniger als gut versehen war, so ging er auch seinerseits auf das spartanische Erziehungssystem, dem er übrigens im Hause der Großältern unterworfen war, ein, und suchte sich durch gelegentliche kleine Diebereien in den Besitz dessen zu setzen, was Güte ihm zu schenken weigerte und was zu nehmen die Gewalt ihm mangelte.

Als diese und ähnliche, halb thörichte, halb böse Streiche endlich an den Tag kamen, hatten die Großältern keine Lust mehr, den, wie sie behaupteten, durchweg verdorbenen Knaben, der ja von Kopf bis zur Zehe der richtige Sohn seines Vaters sei, bei sich zu behalten.

Er wurde also der väterlichen Verwandtschaft übergeben, und da es hier bald ganz ebenso erging, wie bei den Großältern, so wanderte Florentin, überall mit Unlust aufgenommen und überall durch seine Unarten und Thorheiten die wenige Gunst verscherzend, die ihm etwa noch entgegengekommen wäre, im Zeitraum weniger Jahre die ganze zahlreiche Verwandtschaft der Blotze, Blotz-Blotze und sogar der Blotz-Winkelhausen durch, von einem Vetter zum andern, ohne irgendwo eine dauernde Stätte, geschweige denn eine Spur älterer Liebe und wahrhafter väterlicher Zucht zu finden. Als er sein zehntes oder elftes Jahr erreicht hatte, wurde er endlich, als ein völlig verwahrlostes und aufgegebenes Subject, in eine entfernte Provinz, zu einem obsuren Dorfschulmeister geschickt, ob dieser etwa durch die beliebte Kraft des Haselstockes das verbogene Bäumchen wieder gerade ziehen könnte. Allein, hatte man sich in der Wahl des Mannes geirrt, oder war Florentin wirklich nicht mehr zu bessern, kurzum, auch dieser Versuch war nichts weniger als glücklich ausgefallen.

Desto glücklicher fiel der nächste aus, den man mit dem jungen Thunichtgut machte. Der Haselstock des Schulmeisters war noch zu weich gewesen für ihn, erst

die harte Ruthe der militairischen Disciplin, unter welche man ihn demnächst stellte, vermochte sein wildes Herz zu bändigen und seinen harten Sinn geschmeidig zu machen. Florentin wurde durch Vermittelung seiner Verwandten in ein Cadettenhaus gebracht; die strenge Aufsicht, der er hier unterworfen war, verbunden mit dem Ehrgeiz und dem Corporationsgeist, der sich bald in hohem Grade in ihm entwickelte, brachte ihn schneller, als man es nach so viel fruchtlosen Versuchen hätte für möglich halten sollen, von seinen bösen Angewohnheiten und Neigungen zurück. Ob die Besserung sehr gründlich war, darüber wird uns der Verfolg dieser Erzählung vermuthlich noch Aufschluß geben. Genug, daß sie äußerlich vollständig war und Florentin sowohl durch seine regelmäßige und unanstößige Führung als ganz besonders auch durch seine Kenntnisse und die außerordentliche Leichtigkeit, mit der er dieselben täglich noch vermehrte, in kurzer Zeit für einen der besten Schüler der ganzen Anstalt galt. Als er sieben oder acht Jahre nach seiner Verbannung aus dem Familienkreise, und jetzt bereits mit den Lieutenantsepaulettes geschmückt, zum ersten Mal wieder in die Hauptstadt zurückkehrte, fand der junge Mann, der sich zugleich auch durch ein höchst angenehmes Aeußere und bescheidene, fast schüchterne Manieren empfahl, so viel Beifall, besonders auch in dem Kreise seiner Anverwandten daß man ihn gern wieder zu Gnaden aufnahm, und dieselben Unarten und Fehler, die man in früherer Zeit als Laster verdammt hatte, jetzt nur noch als Jugendstreiche belächelte.

Auch waren die Aeltern seiner Mutter inzwischen gestorben und in der übrigen Verwandtschaft war Niemand, der eine so bestimmte Abneigung gegen den Sohn seines Vaters gehabt hätte. Im Gegentheile, der jüngere Theil derselben, der in ihm einen höchst willkommenen Zuwachs sah, nahm ihn mit offenen Armen auf und zog mit lobenswerther Freigebigkeit den armen Verwandten zu allen Vergnügungen und Lustbarkeiten, welche die Hauptstadt bot und nach denen die heißen Sinne des jungen Mannes um so begieriger lechzten, je härter unter der militairischen Zwangsruthe der Druck der Entsagung auf ihm gelastet hatte.

FÜNFTES KAPITEL. GRAF FILIBERT.

Besonders innig schloß sich Graf Filibert dem jungen Vetter an, trotz der zehn oder zwölf Jahre, welche der Erstere älter war. Allein diese Ungleichheit der Jahre wurde ausgeglichen durch die Uebereinstimmung, welche zwischen den Charakteren stattfand.

Es ist das eigentlich kein Compliment, das wir dem jungen Florentin machen. Denn Graf Filibert stand in dem Ruf eines argen Wüstlings: und leider müssen wir hinzusetzen, daß das Gerücht ihm damit kein Unrecht that.

Aber Graf Filibert gehörte auch zu dem reichsten Zweige der Blotz-Blotz; der Tod bei der Aeltern hatte ihn frühzeitig in den Besitz eines Vermögens gesetzt, das zu den bedeutendsten im Lande gehörte, und von dem nur ein

an und für sich noch immer höchst ansehnlicher, im Verhältniß zum Ganzen jedoch nur unbeträchtlicher Theil für die einzige Schwester der Grafen bestimmt war, die dazumal noch in den Kinderschuhen ging und sich überdies auch in einer französischen Pensionsanstalt befand.

Graf Filibert war also in jedem Betracht vollkommen unabhängig und jeder ängstlichen Rücksichtnahme entbunden. Zwar war er in den Staatsdienst getreten, er hatte Cameralia studirt und schwankte noch, ob er sich dem Verwaltungsfache oder der Diplomatie widmen sollte. Einstweilen fungirte er als Referendarius bei einem Obergericht. Aber wie die Welt nun überhaupt ist, daß sie dem Reichen und Vornehmen bereitwillig verzeiht oder zum Höchsten als liebenswürdige Schwäche anrechnet, worüber sie, thut es der Arme und Niedrige, unbarmherzig den Stab bricht, so ließen auch Präsidenten und Räthe es immerhin geschehen, daß Graf Filibert nur dem Namen nach Beamter war, in der That aber ausschließlich seinen Launen und Leidenschaften lebte.

Dieser Graf Filibert nun also kam dem jungen Florentin mit außerordentlicher Freundlichkeit entgegen. – Die übrige Verwandtschaft, wenn sie sich natürlich auch gegen den Reichsten und Angesehensten ihres Stammes kein Wort des Misfallens erlaubte, hatte die Lebensweise Filibert's sowie die absonderlichen und excentrischen Ansichten, zu denen er sich auch übrigens neigte, doch immerhin mit einiger stillen Apprehension betrachtet.

Ganz anders Florentin. Eine Erscheinung wie Graf Filibert entzückte ihn, sie war das verwirklichte Ideal dessen, was er selbst gern gewesen wäre, hätte der militairische Zwang und der noch viel unwürdigere, viel bitterere der Armuth ihn nicht leider in nur allzu enge Fesseln geschmiedet. Filibert's Reichthum und Unabhängigkeit würden ihm ein Gegenstand des bittersten Neides gewesen sein (denn wie hätte bei der Erziehung, welche er genossen, Neid der Seele des jungen Mannes unbekannt bleiben können?), hätte nicht wiederum der, wie es ihm schien, so unendlich weise und verständige Gebrauch, den Filibert von seiner bevorzugten Stellung machte, ihm die vollste Bewunderung abgenöthigt.

Was ihn aber am allermeisten versöhnte, das war die außerordentliche Zuvorkommenheit, mit welcher Filibert ihn, den armen, schutzlosen Verwandten, zum Mitgenossen seiner kostspieligen Vergnügungen und Abenteuer machte. Das war nicht bloß Freigebigkeit von Seiten des Grafen, im Gegentheil: wie die menschliche Seele nun einmal so wundersam gemischt ist, daß die scheinbar entgegengesetztesten und widersprechendsten Eigenschaften darin nicht bloß neben einander liegen, sondern sich sogar auch wechselseitig durchdringen und ergänzen, so war auch Graf Filibert bei aller Verschwendung und allem tollen Aufwand, in dem er sich wohl gefiel, doch im Grunde des Herzens eher geizig als freigebig zu nennen; zur Verschwendung, namentlich zur augenfälligen, fehlte es ihm nie an Geld, zum Nützlichen

und Nothwendigen schon öfters und ein wirkliches Geschenk, ein Geschenk des Wohlwollens, eine Gabe des Mitleids und der Menschlichkeit gemacht zu haben, hätte er sich selbst nicht entsinnen können vorausgesetzt, daß dergleichen Gedanken und Reflexionen überhaupt für ihn existirt hätten. Auch seine Freigebigkeit gegen Florentin hatte ihren Grund weit weniger in wirklicher Zuneigung, als vielmehr in dem Behagen, mit welchem ein bereits einigermaßen erschöpfter und übersättigter Wüstling einen jüngern Mann, in dem noch die volle Kraft der Sinnlichkeit tobt, in Genüsse einweihet und zu Vergnügungen anleitet, die für ihn selbst bereits anfangen ihren Reiz zu verlieren; es war der Meister, der einen Schüler anlernt, und die zweideutige Natur der Wissenschaft, die hier mitgetheilt ward, machte die Sache für ihn nur noch pikanter.

Florentin selbst, bei dem scharfen Blick, den er sich frühzeitig für Verhältnisse und Menschen angeeignet hatte, blieb dies Motiv nicht lange verborgen. Es mäßigte in etwas die Dankbarkeit und Verehrung, die er bisher für seinen Vetter empfunden oder richtiger gesagt, es ließ die kaum eingeschläfernte Eifersucht auf's Neue in ihm aufwachen. Doch hinderte ihn das keineswegs, sich die Freigebigkeit des Grafen, woher sie nun auch stammte und wie sie eigentlich gemeint war, bis auf Weiteres so viel wie möglich zu Nutzen zu machen. Filibert war, wie sich das in seinen Verhältnissen von selbst verstand, ein wenig eitel, nicht unmittelbar auf sein Geld, wohl aber

auf die Macht und die Unabhängigkeit, welche dasselbe ihm verlieh. Mit großer Geschicklichkeit kam Florentin dieser Schwäche seines Anverwandten entgegen; er schmeichelte ihm, aber so fein und mit so viel Anmuth, daß es noch für ganz andere Männer als Filibert eine Lust gewesen wäre, sich so schmeicheln zu lassen.

Auch würden wir den beiden Freunden Unrecht thun, wenn wir behaupten wollten, daß sie nichts Anderes gethan, als immer nur schwärmen und niemals ein ernstes, verständiges Gespräch geführt oder sich für keine wichtigern Angelegenheiten interessirt hätten. Welche ungewöhnlichen Kenntnisse Florentin sich erworben, haben wir bereits erzählt. Filiberts' Bildung war nicht so vielseitig und vielleicht noch etwas oberflächlicher als Florentin's. Denn daß dessen Kenntnisse gerade sehr tief gegangen, wollen wir auch nicht behaupten; es war eine Bildung, wie man sie in unsern öffentlichen Anstalten und unter den Augen strenger, aufmerksamer Lehrer, die wiederum ihrerseits von strengen aufmerksamen Obern controllirt werden, zu erwerben pflegt: also mehr eine Bildung in die Breite, als in die Tiefe, mehr nach außen berechnet, als fruchtbar für das eigene Innere.

Aber eben in diesem äußern Glanz der Bildung übertraf Filibert seinen jungen Vetter noch bei weitem. So wenig er eigentlich jemals studirt hatte und so lückenhaft

seine Kenntnisse in der That waren, so galt er doch allgemein, trotz seines Unfleißes und seiner anstößigen Lebensweise, als einer der unterrichtetsten und glänzendsten Köpfe; es war einer von Denen, die zwar nichts arbeiten und auch nie etwas gearbeitet haben, und von denen gleichwohl Jedermann sagt: ja wenn der Mensch nur arbeiten wollte, der hat das Zeug dazu, der würde etwas leisten . . .

Es kam dazu, daß in den verschiedenen Zweigen des Blotz'schen Hauses, welches, wie vorhin erzählt worden ist, seit Menschengedenken die wichtigsten Staatsämter verwaltete, sich eine gewisse staatsmännische Tradition, eine Tradition, meinen wir, politischer Erfahrungen und Kenntnisse gebildet hatte, die vielleicht an sich nicht sehr groß war, aber doch bei weitem Alles, was in dieser Hinsicht in andern Familien des Landes existirte, übertraf.

Dies war denn nun das eigentliche Erbtheil, welches Florentin von Seiten seiner Verwandtschaft zufiel: an den großen Gütern, den schönen Capitalien, den angenehmen Sinecuren erhielt er keinen Antheil, aber von dem geistigen Besitz der Familie, von der politischen Kenntniß und Einsicht, welche hier ebenfalls erblich war, wußte er sich seinen wohlgemessenen Antheil zu verschaffen. Florentin war viel zu ehrgeizig, auch viel zu genußsüchtig und kannte überdies den Soldatenstand, zumal im Frieden, bereits viel zu genau, als daß die Aussicht, im vierzigsten Jahre Hauptmann, und vielleicht, wenn das Glück gut war und seine Vordermänner gehörig starben,

im funfzigsten Major zu werden, ihm hätte genügen können. Seiner Armuth unerachtet, beschloß er die diplomatische Carrière einzuschlagen. Graf Filibert, der sich in seinem Sinne schon als vollendeten Staatsmann betrachtete, und dem es nicht wenig schmeichelte den jungen talentvollen Mann auch in dieser Hinsicht zu seinem Schüler zu machen, schenkte dem Plan seine Billigung.

Durch seine Vermittelung erhielt Florentin nicht nur den Abschied vom Militair, sondern auch ein Familienstipendium, durch welches ihm ein mehrjähriger Aufenthalt auf den bedeutendsten Hochschulen Deutschlands, sowie eine längere Reise durch England, Frankreich und Italien ermöglicht ward.

SECHSTES KAPITEL. DER MANN DER ZUKUNFT.

Als Florentin nach Verlauf von mehr als sechs Jahren zum zweiten Mal in die Hauptstadt zurückkehrte, fand er den Schauplatz hier sehr verändert. Graf Filibert hatte, all seines Geistes und all seines Reichthums unerachtet, das unerhörte Unglück gehabt, durch das diplomatische Examen zu fallen. Natürlich konnte das nur eine Folge der abscheulichsten Kabale sein, und um seinen Feinden das Spiel zu verderben und weil man doch nicht gut mit fünfunddreißig Jahren noch Referendarius sein kann, selbst wenn man Graf und Majoratsherr ist, so war er aus dem Staatsdienst überhaupt ausgeschieden und hatte sich auf die bedeutenden Güter, die er in der Nähe der Hauptstadt besaß, zurückgezogen. Hier setzte er

seine frühere Lebensweise, wenn möglich in noch vergrößertem Maßstabe, fort. Zugleich aber fing er jetzt an zur politischen Opposition überzugehen; er schrieb einige Broschüren, in denen gewisse Mängel der Staatsverwaltung nicht ohne Geist und mit schneidender Schärfe der Darstellung zur Sprache gebracht wurden. Seine Gegner behaupteten zwar, die Sachen, die er vorgetragen, wären nicht neu, und auch nicht einmal ganz richtig; ja man ging so weit, in Zweifel zu ziehen, ob Filibert überhaupt nur wirklich der Verfasser. Da dies jedoch genau dieselben Leute waren, die noch vor wenig Jahren nicht Aufhebens genug von Filibert's außerordentlichen Kenntnissen und Talenten hatten machen können, so fanden ihre Beschuldigungen beim Publicum natürlich keinen Glauben. Im Gegentheil, sie trugen nur dazu bei ihn noch populärer zu machen und den Glauben an seine staatsmännische Befähigung, für welche überdies der Name Blotz schon eine providentielle Bürgschaft zu enthalten schien, nur noch zu vergrößern.

Graf Filibert wußte die Vortheile seiner neuen Stellung auszubeuten. Schon früher (und dies namentlich hatten wir im Sinne gehabt, als wir von absonderlichen Launen und Eigenthümlichkeiten des edeln Grafen sprachen) hatte er eine in diesem erlauchten Hause ganz ungewöhnliche Geringschätzung der Standesvorrechte kund gegeben besonders so weit dieselben nicht in Steuerexemptionen, Zinsgeldern und ähnlichen angenehmen Nutzungen, sondern nur in unfruchtbaren persönlichen Auszeichnungen und Ehrenbezeugungen bestanden.

Und auch hiervon wollten seine Widersacher behaupten, daß es nur die pure Affectation, im Grunde der Seele gebe es vielmehr keinen hochmüthigern und adelstolzern Menschen als den Grafen Filibert; wenn er in seinen persönlichen Manieren, ganz besonders im Verkehr mit seinen Pächtern, Amtleuten und ähnlichen Personen allerdings ungewöhnlich herablassend und zutraulich sei, zuweilen sogar über das Maß des Schicklichen hinaus, so hänge das nur mit dem Cynismus der Sitten zusammen, von dem er ja auch übrigens leider so viel Proben gebe.

Graf Filibert indessen ließ diese Beschuldigungen mit derselben Gleichgiltigkeit von sich abprallen, wie die zuvor erwähnten. Er wurde sogar in seinen Sitten noch intimer, noch bürgerlicher, und brachte es dadurch, in Verbindung mit dem Ruf, den seine Broschüren ihm eingetragen, wirklich in kurzer Zeit dahin, an der Spitze einer gewissen, übrigens noch immer sehr loyalen Opposition zu stehen, die sich da zumal auch in diesem Ländchen entwickelte und an der sich besonders die mittlern Stände betheiligten. – Das Einzige, worin er eine Aenderung vornahm, war, daß er allmählig ordentlicher zu werden anfang, oder die Lockerheit seiner Sitten doch wenigstens nicht mehr so öffentlich zur Schau trug.

Allein auch hiervon war es noch ungewiß, ob das Urtheil der Leute daran Antheil hatte, oder ein ganz anderer Umstand. Nämlich seine Schwester, die schöne Victoria, die ihren Namen nicht mit Unrecht führte (denn es lag wirklich etwas unwiderstehlich Sieghaftes in der Erscheinung dieser großen prächtigen Gestalt, mit den

rabenschwarzen Locken und den eben so schwarzen funkelnden, sprühenden Augen) . . .

Seine Schwester Victoria, sagen wir, mittlerweile zu einer Dame von seltener Schönheit herangeblüht, war in das brüderliche Haus zurückgekehrt, und da wollte es sich denn freilich nicht schicken, den Verkehr, der bisher auf den Gütern des Grafen stattgefunden hatte, fortzusetzen. – Filibert schien seine Schwester außerordentlich zu lieben; das eigentlich Begründete an der Sache war vielleicht, daß er außerordentlich stolz war auf ihre Schönheit und zugleich durch das neckische, eigenwillige, fast männliche Wesen, welches der jungen Dame eigenthümlich war, sich angenehm angeregt und unterhalten fühlte. Regelmäßig mit Anbruch des Winters kehrte er mit seiner schönen Schwester in das prächtige Palais, das ihm in der Hauptstadt gehörte, zurück, trotz der politischen Anrüchigkeit, in welcher er sich seit einiger Zeit befand, nahm er alsdann an allen Vergnügungen des Hofes und der übrigen Adelswelt Theil. Und da Graf Filibert noch immer einer der reichsten Männer im Lande war, und da er ferner statt der zweideutigen *petits circles*, mit denen er ehemals die ledigen Herren der Hauptstadt bewirthet hatte, jetzt sehr anständige und dabei sehr prächtige Feste gab, bei denen auch verheirathete Damen und wohlanständige alte Herren Zutritt hatten, so sah auch die vornehme Gesellschaft über seinen politischen Makel hinweg, oder vertagte den Unwillen darüber doch wenigstens bis zum

Sommer, – wo nämlich Filibert wieder auf dem Lande unter seinen Pächtern, Förstern und Predigern wohnte und es keine Fêten mehr im Palais Blotz-Blotz gab.

Nicht so ganz gutwillig beruhigten sich seine politischen Anhänger und Freunde, wenn sie ihren liberalen Häuptling, ihren Mann der Zukunft, wie sie ihn bereits bei der Punschbowle zu nennen pflegten, allwinterlich in die verpestete Hofluft zurückkehren sahen. Allein auch diese wußte er zu beschwichtigen, indem er sie theils auf die Nothwendigkeit aufmerksam machte, die Verbindung mit dem Hofe nicht ganz abzubrechen, und das zwar zu ihren eigenen Gunsten und im Interesse der liberalen Partei selbst, deren Sieg ja über kurz oder lang doch gar nicht zu bezweifeln. Und zweitens könne er seinen politischen Interessen doch auch nicht die Wohlfahrt seiner Schwester zum Opfer bringen, für die es doch eine Art gesellschaftlicher Pflicht sei, sich in den herkömmlichen Kreisen zu zeigen. Dieser letztere Grund besonders wurde respectirt, da er die Frauen sämtlicher liberalen Pächter, Amtleute und Prediger auf seine Seite brachte. Unter diesen Damen galt es sogar als eine ausgemachte Sache, daß Graf Filibert blos deshalb noch immer nicht heirathe, weil er zuvor das Schicksal seiner Schwester gesichert haben wollte: während freilich einige kaustische Ehemänner mit einem gewissen unnachahmlichen Gelächter die Behauptung aufstellten, daß das ganz andere Gründe habe . . .

SIEBENTES KAPITEL. DAS WIEDERSEHEN.

Während eines dieser Winteraufenthalte nun war es, daß Florentin mit dem reichen Vetter wieder zusammentraf. Der junge Mann hatte sich in der Zwischenzeit außerordentlich glücklich entwickelt; er hatte viel gesehen, viel gehört, auch mancherlei selbst erlebt, wiewohl nicht immer das Löblichste.

Auch hatte er mitten unter den Zerstreungen seiner Reise den eigentlichen Zweck derselben nie ganz aus dem Auge verloren. Die politischen Verhältnisse der bedeutendsten europäischen Staaten waren in der That mit großer Schärfe von ihm aufgefaßt worden; besonders alles, was die verschiedenen Verfassungen anbetraf, ferner die parlamentarischen Gebräuche, die persönlichen Beziehungen und Neigungen der Regenten sowohl, als der vornehmsten Staatsmänner, und was weiter in dieses Kapitel gehört, hatte sich seinem vortrefflichen Gedächtniß mit Vollständigkeit und Treue eingeprägt. Seiner äußern Erscheinung nach hatte er sich zum vollkommenen Weltmann ausgebildet; jene eigenthümliche Steifheit und Schüchternheit des Betragens, die ihm noch vom Cadettenhause her angeklebt hatte, war völlig verschwunden.

Aber freilich mit ihr auch jene Zurückhaltung und Bescheidenheit, die ihn bei seinem ersten Wiederauftreten in der Residenz so vortheilhaft empfohlen hatte. Florentin war jetzt im geraden Gegensatz davon vielmehr ein recht anmaßender junger Mann geworden. Niemand, der

sich auch nur flüchtig mit ihm unterhielt, konnte den behenden Witz, die umfassenden Kenntnisse und die übrigen glänzenden Eigenschaften des jungen Mannes verkennen; aber auch Niemand konnte von diesen seinen Vorzügen überzeugter sein, als er selbst. In einer andern Umgebung und in größern Verhältnissen würde dies vielleicht weniger zu Tage getreten sein. Allein die engen, kleinen Verhältnisse der Heimath und das bei allem äußerlichen Pomp doch etwas einförmige kleinstädtische Treiben der Hauptstadt, kamen dem weit gereisten, an ganz andere Maßstäbe gewöhnten jungen Manne so winzig vor, er fühlte sich über Alles, was er hier sah und hörte, so weit hinaus, so fertig mit Allem, was hier noch ein Gegenstand des Interesses, wohl gar der Ueberlegung und des Schwankens war, daß er sich im vollsten Rechte glaubte, wenn er die Ueberlegenheit seines Geistes bei jeder Veranlassung recht fühlbar machte, und die Langeweile, die man ihm erregte, seinerseits durch Suffisance und Anmaßung nach Kräften erwiderte.

Auch die Unsicherheit seiner äußern Verhältnisse war nicht ohne Antheil an diesem Betragen. Die Unterstützungen, deren er sich bisher zu erfreuen gehabt, hatten mit seiner Rückkehr ihr Ende erreicht – und mit all seinen glänzenden Kenntnissen und trotz seines Adels und seiner vornehmen Verwandtschaft wußte Florentin für den Augenblick doch nicht, worauf er seine Existenz begründen sollte. Einen gewöhnlichen Charakter würde diese Lage nur um so schmiegsamer, um so entgegenkommender und bescheidener gemacht haben; ein so stolzes und

widerspenstiges Gemüth dagegen, wie Florentin, konnte sich von dem Drückenden derselben nur dadurch befreien, daß er im Gegentheil recht anspruchsvoll, mit einem recht übertriebenen Anschein von Selbständigkeit und Unabhängigkeit auftrat, und dieselben Leute, von deren Gunst oder Ungunst er selbst doch sein Schicksal abhängig wußte, recht von oben herab behandelte.

Bei Niemand kam er damit schlimmer an, als bei dem ehemals so freigebigen, so zärtlichen Vetter Filibert. Seitdem Filibert der Mann der Zukunft geworden war, hatte der hohe Glaube, den er von je her in seine eigenen staatsmännischen Talente gesetzt hatte, sich für ihn selbst zur unumstößlichen Ueberzeugung entwickelt; von zahlreichen Anhängern und Freunden als eine Capacität des ersten Ranges gepriesen, hätte er ja doch müssen ein offenkundiger Thor sein, hätte er von sich selbst geringer denken wollen als das Publicum.

Man ermesse danach, wie unangenehm Graf Filibert sich von dem anspruchvollen Benehmen seines jungen Veters berührt fühlen mußte, dieses Veters, den er so zu sagen erst aus dem Elend gezogen, ja der Alles was er war und jemals werden konnte, lediglich ihm verdankte und der sich nichtsdestoweniger erlaubte, seine politischen Ansichten zu kritisiren und seinen tiefgedachteten Sätzen zu widersprechen! Nein, dieser junge Mann hatte sich während seiner langen Abwesenheit schrecklich verwahrlost, die Befürchtungen der Großältern waren nur zu gegründet gewesen; hätte Filibert ahnen können, daß seine Güte auf einen so unfruchtbaren Acker, zwischen

die Dornen und Disteln dieses widerspenstigen, rechthaberischen Gemüthes fallen würde, er wäre niemals zum Wohlthäter an ihm geworden. Es kam zuletzt so weit, daß Graf Filibert in Florentin's Gegenwart alle politischen Erörterungen, sonst das Lieblingskapitel seiner Unterhaltung, standhaft vermied: wofür er jedoch desto freigebiger war mit allgemeinen Betrachtungen über die Naseweisheit und Unreife der jetzigen Jugend, die gerade um so anmaßlicher auftrete, je weniger sie wisse und – besitze.

Denn der Besitz, muß der Leser wissen, und ganz besonders der Grundbesitz, spielte bei aller Liberalität und Volksthümlichkeit eine große Rolle in dem politischen System des Grafen. Erst aus dem Besitz, pflegte er zu behaupten, könne, mit dem wahren Ernst des Lebens und der männlichen Tüchtigkeit überhaupt, auch der wahre Patriotismus und der eigentliche praktische Bürgersinn hervorgehen. Wie es möglich sei, ein Land zu lieben, von dem man nichts besitze? und welche Garantien für die Lauterkeit seiner Gesinnungen und den Ernst seiner Absichten ein Mensch biete, der nichts zu verlieren habe? Damit kehrte die Betrachtung denn regelmäßig zu ihrem Ausgangspunkt zurück, indem der Graf die ganze bittere Lauge seines Witzes über die jungen Weltverbesserer ergoß, die den Staat nicht blos reformiren wollten – das wolle er auch: sondern von Grund aus revolutionären – und die dabei doch nicht einmal wüßten, wovon sich selbst den nächsten Mittag restauriren.

Außerdem aber nahm Graf Filibert jetzt auch Anstoß an dem lockern Lebenswandel und den allerdings nichts weniger als mustergiltigen Sitten seines jungen Veters. Es war die bekannte Geschichte, die sich seit Anbeginn der Welt alle Tage wiederholt: nachdem der Becher der Lust für Filibert selbst seinen Wohlgeschmack verloren hatte, fand er es ganz unbegreiflich, wie Andere noch danach gelüsten konnte; nachdem – wir lassen es unentschieden, ob er die Sünde oder die Sünde ihn verlassen, wollte seine junge Tugend aus der Haut fahren, daß es noch Leute gab, welche das Laster liebenswürdig und die Liederlichkeit interessant fanden.

Und zu diesen gehörte Florentin denn recht eigentlich. Auch bei ihm war es nicht mehr der erste leidenschaftliche Ausbruch einer jugendlich sinnlichen Natur, sondern er war, wie er sich selbst gern zu rühmen pflegte, Roué aus Grundsatz. Aus gewissen halbweisen Sätzen und einzelnen einseitigen Beobachtungen hatte er sich gebildet, was er sein System nannte und wonach er überall zu leben vorgab. Die Summe desselben lief in Kürze darauf hinaus, daß das Leben überhaupt ein Possenspiel, daß ferner der Mensch ein von Hause aus miserables, thörichtes Geschöpf, in welchem das Bischen Engel die große Masse Thier doch niemals bewältigen könne, und daß der daher der Klügste sei, der das Leben am leichtesten nehme und sich selbst sowohl wie Andere mit sogenannten moralischen Anforderungen am meisten verschone. – Florentin sprach das nicht gerade so nackt aus, wie es hier geschieht: er wußte überhaupt vortrefflich zu reden

und so stutzte er denn auch diese seine Lebensweisheit mit so viel scheinbaren Gründen und so viel blendenden Sentenzen zurecht, daß schon ein aufmerksames Auge und ein befestigtes Urtheil dazu gehörte, den faulen Kern aus dieser schimmernden Umhüllung herauszuerkennen.

Und wo etwa seine Worte nicht hingereicht hätten, da mußte die Art, wie er sprach, sowie überhaupt das ganze gewinnende Aeußere des jungen Mannes das Uebrige thun. Florentin war sehr wohl gewachsen, eine schlanke, fein gegliederte Gestalt, die noch vortheilhafter in's Auge gefallen sein würde, hätte er sie nicht mit einer Art von Nachlässigkeit oder wenn dies Wort schon zu viel ist, von Ermüdung oder Abspannung getragen. Dazu ein Gesicht, das man hätte schön nennen können, wäre nicht den früh gealterten Zügen der übereilte Lebensgenuß und die innere Leere, welche Florentin bei alledem empfand, allzu deutlich ausgeprägt gewesen. Allein auch so wie es war, mit den scharf geschnittenen, unruhigen Zügen, der hohen Stirn, unter der eine schmale, feine Nase anmuthig hervorsprang, mit den hellen, wenn schon für gewöhnlich halb geschlossenen Augen, dem trotzig zusammengekniffenen Munde, den langen, dünnen, hellblonden Haaren endlich, die das Ganze umflossen auch so, sagen wir, war dies Antlitz noch immer in hohem Grade anziehend, besonders für die Damen der vornehmen Welt, bei denen bekanntlich eine gewisse leise Krankhaftigkeit, ein gewisses Darüberhinaussein in den meisten Fällen weit beliebter ist und für weit schöner gilt, als die derbe, rohe Fülle unverkümmerter Gesundheit.

ACHTES KAPITEL. DIE MÄNNERFEINDIN.

Unter diesen Umständen konnte das Verhältniß der beiden Vettern nun freilich nicht anders als ziemlich kalt und förmlich sein. Sie waren selten mehr bei einander, ohne daß von der einen oder der andern Seite allerhand Anspielungen und Stachelreden fielen, die für den Nichteingeweihten vielleicht ganz unverfänglich klangen; aber um so besser verstanden die beiden Männer sich gegenseitig, und um so eifriger waren sie, Einer den Andern mit gleicher Münze zu bezahlen.

Daß es bei alledem zu keinem offenen Bruche zwischen ihnen kam, dafür trugen beide Theile Sorge: Florentin, weil ihm aus dem reichen prunkliebenden Hause des gräflichen Veters doch noch immer mancher kleine Vortheil zufließt und weil er mit seinem Ausschluß aus demselben auch seinen vornehmsten Halt in der Gesellschaft der Hauptstadt überhaupt verloren hätte; und ebenso Filibert, weil er sich in der Stille über Florentin's Ueberlegenheit selbst nicht ganz täuschen konnte, so daß es ihm immer noch besser schien, einen unbequemen und vielleicht sogar unzuverlässigen Freund an ihm zu haben, als einen offenkundigen und dann jedenfalls höchst gefährlichen Feind.

Und endlich trug auch noch eine dritte Person dafür Sorge: das war die Schwester des Grafen, die schöne Victoria.

Auch Victoria war nur höchst ungern aus der glänzenden Hauptstadt Frankreichs, wo sie ihre Erziehung

genossen, in die enge, kleine Heimath zurückgekehrt. Auch sie fühlte sich durch die Einförmigkeit der hiesigen Gesellschaft und die Beschränktheit dieser Verhältnisse auf's Aeüßerste gelangweilt und verdrossen. Auch sie endlich theilte Florentin's sogenanntes System, wenn auch nur in so weit, daß, was Florentin von der gesammten Menschheit glaubte, von ihr nur auf die eine Hälfte derselben bezogen ward – auf die Männer.

Denn so wenig eigene Erfahrungen Victoria in dieser Hinsicht auch noch gemacht hatte (und dies soll ihr natürlich nur zum Ruhme nachgesagt sein), so fest war sie dennoch überzeugt, daß es keine verderbteren Geschöpfe gebe, als die Männer. Und zwar alle Männer ohne Ausnahme; sie wären, behauptete sie, falsch, grausam, feig, ihr Anspruch, das stärkere Geschlecht zu heißen, beruhe nur auf der Unverschämtheit, mit welcher sie denselben stellten, ebenso wie ihre Herrschaft über das weibliche Geschlecht nur aus der Roheit der Mittel, welche sie zu diesem Zweck in Anwendung brächten.

Dergleichen Ansichten sind heutzutage bei unsern jungen Damen eben nicht selten; ja man kann sagen, daß es im Leben jeder jungen Dame eine Zeit gibt, wo sie sich zu derartigen Ansichten bekennt. Und zwar ist das eine an sich höchst achtbare, höchst angenehme Zeit: die Zeit der ersten herben Jungfräulichkeit, bevor der Pfeil der Liebe das jugendliche Herz noch gestreift, bevor die junge Schöne das männliche Geschlecht noch anders kennen gelernt hat, als nur aus Büchern oder vielleicht gar nur aus den Erzählungen einer Großtante, obenein

einer unvermählten. In der Folge, wenn die lieben Wesen erst ihre eigenen Erfahrungen zu machen anfangen, pflegt dieser Abscheu sich nach und nach herabzustimmen: bis er zuletzt sogar in sein vollständiges Gegenteil umschlägt, in enthusiastische Bewunderung nämlich, zwar nicht des gesammten männlichen Geschlechts, aber doch des Einen Auserkorenen, der nun zu billiger Ausgleichung wiederum der vollkommenste und ausbündigste Mensch ist, welchen die Erde trägt. – Es will indes- sen verlauten, daß es auch hiervon wieder Rückfälle gibt: und diese sollen dann allerdings höchst gefährlich sein, mitunter unheilbar.

Auch der schönen Victoria brauchen wir ihre Verachtung der Männer daher noch nicht eben allzu hoch anzurechnen; sie ist noch jung, noch schön genug, sie wird sich noch bessern.

Außerdem aber dürfen wir auch nicht vergessen, von welcher Beschaffenheit der einzige Mann war, den sie bisher kannte – und daß dieser Mann ihr eigener Bruder, ja fast ihr Vater war. Junge Mädchen haben bekanntlich außerordentlich scharfe Augen: und so erkannte auch Victoria bald genug, daß es weder mit der Tugend noch mit der politischen Freisinnigkeit ihres Bruders sehr weit her war. Hatte Filibert auch, seitdem seine Schwester in seinem Hause war, eine gesittetere Lebensweise angenommen, so war doch von seinen frühern lockern Gewohnheiten noch immer genug zurückgeblieben, an ihm selbst sowohl als an den Einrichtungen und Gebräuchen seines Hauses, um ein junges Mädchen zu verletzen.

Rechnen wir dazu, daß bei dem bedeutenden Unterschied der Jahre und der langen Trennung ein eigentliches geschwisterliches Verhältniß niemals zwischen ihnen stattgefunden. Rechnen wir ferner, daß Victoria mit ihrem natürlichen weiblichen Takte sehr rasch herausfühlte, daß Filibert auch jetzt nicht sowohl die Schwester in ihr liebte, als sich geschmeichelt fühlte durch das schöne Mädchen, das seinem Hause zur Zierde gereichte. Bringen wir endlich auch dies in Anschlag, daß Filibert sich vor seiner Schwester im Ganzen genommen nur sehr wenig genirte, und daß sie in ihrem häuslichen Beieinanderleben fast täglich Gelegenheit hatte zu bemerken, wie geizig dieser Verschwender und mit wie viel kleinlicher Genauigkeit diese Prachtliebe, mit wie viel Hochmuth und Eitelkeit diese Freisinnigkeit gepaart war – und wir werden es vollkommen begreiflich finden, nicht nur, daß das junge Mädchen ihren Bruder im Grunde des Herzens verachtete, sondern auch, daß sie diese Verachtung demnächst auf das ganze Geschlecht übertrug.

Und das war es nun eben, was ihr an Florentin so wohl gefiel und weshalb sie diesen so gern hatte: – Florentin gab ihr vollkommen Recht, er bestärkte sie noch in ihrer Ansicht und bewies ihr aus tausend Thatsachen und Folgerungen und Schlüssen, daß die Männer wirklich nichts taugten, und daß ein weibliches Wesen, das etwas auf sich halte, in Wahrheit gar nichts Besseres thun könne, als das ganze abscheuliche Geschlecht zu verachten. Die andern Männer, von denen Victoria umschwärmt ward,

weit dichter, weit zudringlicher, als ihr lieb war, suchten ihr alle zu gefallen; sie stellten sich besser als sie waren, und überdeckten mit dem glänzenden Firniß gesellschaftlicher Sitte und schmeichlerischer Redensarten das Ungeheuer, das doch in ihnen allen steckte. Florentin allein gestand mit lachendem Munde zu, daß auch er nichts tauge; es sei schrecklich im Grunde, er sehe es ein, aber es sei nun so, und er wolle das Maß seiner Sünden wenigstens nicht noch durch Heuchelei vermehren. Seine schöne Cousine stehe jetzt noch im ersten Frühroth ihres Lebens, sie sehe die Welt noch für so gut an, wie sie selber sei, und richte noch all jene edeln und schönen Forderungen an die Menschheit, die sie selbst noch mit so liebenswürdiger Unbefangenheit erfülle. Er wünsche sehr, daß es immer so bleibe, so bleiben könne; allein er wisse auch, daß das unmöglich sei, und daß früher oder später die Binde der Täuschung von dem schönen flammenden Auge seiner Cousine herabsinken müsse. Dann würde sie sich seiner erinnern und würde ihm einen Unglauben verzeihen, durch den er ihr edles Herz jetzt vielleicht noch verletze, vielleicht beleidige und den er doch nicht vor ihr verbergen könne eben weil er sie so aufrichtig verehere, weit aufrichtiger als es sich für einen so durch und durch verdorbenen Menschen, wie er, im Grunde schicke.

NEUNTES KAPITEL. EIN JUNGER MANN VON STANDE.

Doch bewegte sich die Unterhaltung keineswegs immer um so ernsthafte, ja misliche Gegenstände. Florentin

war ein vortrefflicher Erzähler; sein mehrjähriger Aufenthalt in den bedeutendsten Hauptstädten Europas, seine Vertrautheit mit den verschiedensten Nationen und ihren Verhältnissen, besonders auch seine genaue Kenntniß der Höfe wie überhaupt der vornehmen Welt, und die unerschöpfliche Masse von Anekdoten und kleinen pikanten Einzelheiten, welche sein riesenhaftes Gedächtniß bewahrte – das Alles, bot seiner glänzenden Darstellungsgabe einen so fruchtbaren wie anziehenden Stoff. Bei solchen Erzählungen konnte Florentin wirklich höchst liebenswürdig werden, besonders wenn er recht aufmerksame Zuhörer fand. Oder noch besser, recht aufmerksame und nicht bloß aufmerksame, sondern auch schöne und anmuthige Zuhörerinnen; das Gefühl befriedigter Eitelkeit verdrängte dann ganz das Zurückstoßende, Anmaßliche, das sonst in seinem Wesen lag: je mehr er gefiel, um so bescheidener wurde er, bis er zuletzt ein ganz anspruchsloser und natürlicher Mensch war.

Für die schöne Victoria hatten diese Erzählungen noch den Vortheil, daß sie ihr über die Langeweile hinweghalfen, welche sie übrigens in so reichlichem Maße empfand. Der Sommeraufenthalt auf den Gütern ihres Bruders hungerte sie allemal geistig ein wenig aus; ohne eigentlich stolz zu sein, konnte sie doch die politischen Freunde ihres Bruders mit ihren etwas bürgerlichen Manieren nicht recht goutiren. Und auch die vornehme Gesellschaft der Hauptstadt, in der sie sich des Winters bewegte, litt an Geistesreichthum eben keinen Ueberfluß.

Dazu hatte Victoria, wie wiederum die Mehrzahl der jungen Mädchen, eine außerordentliche Sehnsucht in die Ferne. Ferne Länder zu besuchen, fremde Städte zu sehen, schien ihr das beneidenswertheste Loos; auch hielt ihr Bruder sie seit Längerem mit dem Versprechen hin, bei nächster Gelegenheit die sogenannte große Tour mit ihr zu machen und namentlich Italien, wohin die Phantasie der jungen Dame besonders heftig verlangte, zu besuchen. Aber war das Versprechen überhaupt nicht ehrlich gemeint, oder ließ die Unsicherheit der politischen Verhältnisse den Grafen wirklich nicht an eine so weite Entfernung denken, genug, die Reise wurde von einem Frühjahr zum andern verschoben, und Victoria meinte vor Ungeduld und Langeweile bald verkommen zu müssen.

Danach wolle der geneigte Leser sich denn selbst ausmalen, mit welcher Theilnahme, ja welcher Begeisterung die junge Dame an den beredten Lippen ihres Veters hing und wie dankbar sie ihm war, daß er ihr diese Zauberwelt, nach der sie sich so ungestüm sehnte, wenigstens durch seine Beschreibungen enthüllte. Der Glückliche, der das Alles gesehen hatte! der Kluge, der das Alles so richtig zu beurtheilen verstand! der Gütige endlich, der den Schatz seiner Erinnerungen so bereitwillig vor ihr ausbreitete! Eine so heftige Männerfeindin Victoria übrigens auch war, so geneigt wurde sie doch allmählig, zu Gunsten ihres Veters eine Ausnahme zu machen. Nicht, als ob irgend eine zärtlichere Regung in das Verhältniß der beiden jungen Leute hineingespielt hätte

– Victoria dachte gar nicht einmal daran, daß dergleichen möglich wäre, sie wußte ja, wußte aus Florentin's eigenem Munde, daß alle Männer Ungeheuer, und daß er selbst um kein Haar besser; wie hätte es ihr denn auch nur im Traum einfallen können ihn zu lieben? Und was Florentin betraf, so gehörte es ebenfalls zu seinem System, daß kein verständiger Mann vor seinem fünfundvierzigsten, höchstens vierzigsten Jahre heirathen müsse; wer es eher thäte, sei ein Schwachkopf, der gar keines bessern Schicksals würdig gewesen.

Von Liebe also war zwischen dem jungen Paare keine Rede. Aber Florentin war interessant, seine Erzählungen fesselten, seine etwas frivole Philosophie bestärkte sie in ihrem Abscheu gegen die Männer überhaupt. Auch war sie schadenfroh genug, sich über den Widerspruch zu freuen, mit welchem Florentin ihren Bruder zu ärgern pflegte, so wie über die stille Furcht, die Filibert vor dem übermüthigen Vetter empfand und die ihren Falkenaugen ebenfalls nicht entging.

Und andernteils war Victoria eines der schönsten und liebenswürdigsten Mädchen der Hauptstadt. Als der Vertraute eines solchen Mädchens zu gelten, hat aber fast noch mehr Reiz, als ihr Geliebter zu sein, wenigstens

für einen Menschen wie Florentin, dem jede ernster gemeinte Huldigung schon viel zu unbequem, viel zu anstrengend gewesen wäre: weshalb er sich mit seinen Liebesabenteuern denn auch meist in einer ziemlich untergeordneten Sphäre, bei leichtgläubigen Bürgerstöchtern, gefälligen Schauspielerinnen, trostbedürftigen Witwen und Aehnlichen bewegte.

Außerdem aber war Victoria auch die hauptsächlichste Stütze, die sein Vernehmen mit Filibert aufrecht erhielt. Wie geschickt wußte sie dazwischenzuspringen, wenn die Unterhaltung zwischen den beiden Vettern eine allzu bittere Wendung zu nehmen drohte! wie allerliebste den Launen ihres Bruders zu schmeicheln, und welche anmuthige Beredtsamkeit entwickelte sie, wo es sich darum handelte, ihn mit dem übermüthigen Vetter wieder auszusöhnen oder seine Thorheiten zu beschönigen! Gerade weil so gar nichts von Liebe in dem Verhältniß war, weder von ihrer noch von seiner Seite, konnte Victoria so unbefangen mit ihrem Vetter umgehen, wie sie es that; es war ein Verhältniß, nicht sowohl zwischen Freund und Freundin, als wie zwischen zwei jungen Kameraden, von denen der eine zwar der gesetztere und vernünftigere ist, aber darum doch an den Thorheiten des andern nicht minder seine Freude hat. Victoria stand ihrem Freunde in allen Fährlichkeiten und Nöthen treulich bei, wie nur ein Kamerad dem andern beistehen kann; sie war die Vertraute seiner kleinen Intriguen (wenigstens so weit es Florentin für gut fand, ihr dieselben mitzutheilen), nahm bei der übrigen Verwandtschaft seine Partei und beschwichtigte

nach Gelegenheit auch wohl seine Gläubiger. Denn aus den Nöthen und Fährlichkeiten dieser letztern Art kam der arme Florentin kaum mehr heraus. Es war wirklich ein Wunder, wie er ohne irgend eine gesicherte oder regelmäßige Einnahme, überhaupt nur noch existirte, zumal da seine Existenz, es ließ sich nicht leugnen, höchst nobel, höchst standesgemäß, aber auch höchst kostspielig war. So nachlässig er sich auch persönlich hielt, so gewählt und sorgfältig war er in seinem Anzug; kein Stoff war ihm fein, kein Schnitt modern genug; er war der Schrecken aller Handwerker, die für ihn arbeiteten, nicht bloß weil er sie sehr spät, wohl auch gar nicht bezahlte, sondern am Meisten, weil er sie auch obenein noch für ungeschickte dumme Teufel erklärte, die der Ehre gar nicht werth wären, für ein so ausgezeichnetes Subjekt, wie Baron Florentin von Blotz, zu arbeiten. Und was das Allerwundersamste war: die Leute selbst erkannten diese Ehre an, der Respect vor Florentin's Geschmack und sein Ruf als der erste Modemann der Hauptstadt waren so groß, daß sie sich, wenn auch unter Kopfkratzen und Seufzen, dennoch nicht nur die sehr mangelhafte Bezahlung, sondern auch die überflüssigen Scheltworte gefallen ließen, und nur froh waren, den gnädigen Herrn unter ihren Kunden fortführen zu dürfen.

Verlor indessen einmal Einer die Geduld (und allerdings kam auch das zuweilen vor und sogar in letzterer Zeit immer öfter), nun freilich, dann stand die Sache schlimm. Außer der sehr geringfügigen Unterstützung, welche ihm durch Vermittelung Victoria's aus Filibert's Hause zufloß, sah Florentin sich auf dasjenige beschränkt, was er durch Schriftstellerei gelegentlich erwarb. Er war, anfangs mehr aus Ehrgeiz als aus Betriebsamkeit, und um den Mann der Zukunft gelegentlich zu ärgern, Correspondent bei verschiedenen namhaften Zeitungen des Auslandes geworden; sein Stil war glänzend, sein Urtheil scharf und schneidend, wie in seiner mündlichen Unterhaltung, und bei nur etwas größerer Anstrengung würde es ihm ein Leichtes gewesen sein, sich auf diesem Wege eine ganz leidliche Existenz zu gründen.

Aber Florentin war faul, er scheute nicht eigentlich die Arbeit; aber er fand den Müßiggang schön. Arbeiten, sagte er, wäre ein Merkmal der Unfreiheit: denn die Mehrzahl der Menschen würde sich wohl hüten zu arbeiten, wenn sie nicht eben müßte. Er denke zu nobel, sein Geist sei zu selbständig, Literatur und Wissenschaft selbst ihm viel zu heilig, um diesem *Muß* zu weichen; wenn er erst einmal ein reicher Mann geworden (und daß er das werden würde, darüber war ihm wiederum nicht der mindeste Zweifel, obwohl er selbst das *Wie* noch nicht anzugeben wußte), dann werde er arbeiten, die Welt solle erstaunen, wie sehr! Schon lägen ganze bändereiche Werke fertig in seinem Kopfe, er warte nur auf die *Muße* des Glücks, um damit hervorzutreten.

Wenn er es jetzt thäte, so könnten die Leute ihm vorwerfen, er wolle Geld damit verdienen und das erlaube ihm sein Ehrgefühl nicht, das wahrhaftig nicht kleiner sei, als bei irgend Einem des gesammten Hauses Blotz, Blotz-Blotz und Blotz-Winkelhausen!

ZEHNTES KAPITEL. DIE KATASTROPHE.

Bei diesen Grundsätzen konnten es denn allerdings eben keine Schätze sein, die Florentin erwarb: und seine lebenswürdige Cousine sah sich mehr als einmal genöthigt, sich in seine stark derangirten Verhältnisse einzumischen.

Um Florentin jedoch nicht in ungünstigerm Lichte erscheinen zu lassen, als er es verdient, müssen wir dabei bemerken daß die Aufforderung dazu keineswegs von ihm selbst ausgegangen war, sondern daß lediglich ein Zufall, verbunden mit dem Interesse, welches Victoria für den seltsamen Vetter hegte, ihr überhaupt den ersten genauern Einblick in seine ökonomischen Zustände verschafft hatte. Spielen war zwar nach Florentin's eigener Ansicht eine Dummheit, aber doch noch immer nobler als arbeiten. Und so hatte er denn also den Versuch gemacht, ob ihm vielleicht das Spiel behilflich sein würde, seine dürftige Lage zu verbessern.

Dies hatte Victoria bemerkt: und da sie im Gegentheil, in ihrem reinen und edlen Sinne, das Spiel für eins der gefährlichsten und furchtbarsten Laster hielt, die sich

denken ließen, so war sie mit den herzlichsten und inständigsten Vorstellungen in ihn gedrungen, von diesem abscheulichen Vergnügen abzustehen.

In Verfolg dieser Vorstellungen war es nun weiter zu Erklärungen und Aufschlüssen gekommen, welche damit endeten, daß Victoria es ihrem Vetter ein für allemal zur Pflicht machte, sie selbst als seine Glücksgöttin zu betrachten, eine Glücksgöttin, die auch blind sein würde, aber nur darin, daß sie niemals nachforschen wollte, woher das Bedürfniß entstanden und wohin das Geld käme, und deren Gunst nicht erst durch Würfel oder Karten auf die Probe gesetzt zu werden brauchte.

Florentin hatte sich lange und ernsthaft gesträubt, bevor er das großmüthige Anerbieten seiner Cousine annahm. Endlich indessen, theils durch die Noth gedrängt, theils und noch mehr durch das Interesse geschmeichelt, welches Victoria's Antrag für ihn verrieth, hatte er ihren Bitten nachgegeben.

Und da es bekanntlich in allen Dingen nur der erste Schritt ist, welcher kostet, und da es auch übrigens zu dem kameradschaftlichen Verhältniß, das zwischen ihnen waltete, ganz vortrefflich paßte, so hatte er sich mit der Zeit gewöhnt, Victoria's Börse so ziemlich als die seine zu betrachten.

Graf Filibert hatte von diesen Vorgängen natürlich keine Ahnung. Er verwunderte sich zwar in der Stille öfters (und zuweilen auch sogar laut) über das viele Geld, welches Victoria verbrauche. Da es jedoch die Einkünfte

ihres Erbtheils waren, über welche sie vollkommen selbständig zu verfügen hatte, so mußte er es schon bei dieser Verwunderung bewenden lassen.

Auch hätte es für Florentin selbst auf der ganzen Welt nichts Unangenehmeres geben können, als wenn Graf Filibert hinter sein ökonomisches Geheimniß gekommen wäre. Er wußte, daß der Graf, nach seiner Denkweise, ihm dies nie würde verziehen haben: und so sichtbar er jetzt auch in der Gunst seines Veters gesunken war, ja so wenig er selbst für den Augenblick danach fragte, so hatte er gleichwohl insgeheim die Hoffnung noch immer nicht aufgegeben, dieselbe bei Gelegenheit wohl wieder zu gewinnen. Der politische Dünkel seines Veters kam ihm höchst abgeschmackt, seine staatsmännische Befähigung höchst zweifelhaft vor, es war richtig: aber er kannte die Welt auch zu gut und hatte die politische Constellation zu wohl durchschaut, um nicht zu wissen, daß gerade dergleichen Mittelmäßigkeiten am ersten von dem Strom erfaßt und in die Höhe getragen werden. Der Mann der Zukunft er war nicht sparsam mit seinen Sarkasmen, wenn Graf Filibert sich so nennen ließ, oder wohl gar selbst auf diesen seinen Beinamen anspielte: aber bei sich selbst mußte er gleichwohl zugestehen, daß der Name keineswegs so ganz ohne Bedeutung sei und daß es nur einer leichten Wendung des Windes bedürfe, ihn zur Wahrheit zu machen.

Und darum also wollte er sich Filibert's Freundschaft nicht völlig verscherzen, oder sich doch wenigstens immer die Rückkehr derselben offen erhalten. Gerade wenn

die Eitelkeit seines Veters einmal wirklich befriedigt würde, wenn er in der That einmal das Ruder der Gewalt in die Hände bekommen sollte, gerade dann, meinte Florentin, müßte auch seine eigene Stunde gekommen sein. Filibert mußte seine Schwäche alsdann selbst erkennen, er mußte fühlen, daß er seiner neuen Stellung nicht gewachsen sei, und daß er sich ohne Rath und Beistand eines überlegenen Geistes nicht darin erhalten könne. Und wo konnte er diesen Rath alsdann bequemer finden, von wem diesen Beistand lieber annehmen, als von ihm, seinem eigenen Blutsverwandten?

Allein in dieser Hoffnung sollte er auf's Bitterste getäuscht werden. Die Katastrophe, welche Florentin, und mit ihm Alle, die sich auch nur ein ganz klein wenig auf den politischen Horizont verstanden, seit Langem vorausgesehen, trat wirklich ein; die Märzbewegung des Jahres Achtundvierzig brach los und ergriff, wie sich von selbst versteht, auch das Ländchen, in dessen Hauptstadt wir uns befinden. Es ist schon berichtet worden, in welcher zahmen Art die Revolution hier auftrat. Aber auch diese wenigen zerbrochenen Fensterscheiben und diese eine apokryphe Barrikade waren bereits hinlänglich, das bisherige Ministerium zu stürzen und ein neues, ›freisin- niges und volksthümliches‹ an seine Stelle zu setzen.

Brauchen wir erst zu sagen, wer an der Spitze dieses Ministeriums stand? Niemand anders als der Mann der Zukunft, für den jetzt endlich der Moment der Gegenwart gekommen war. Wir überheben uns der überflüssigen Mühe, den Jubel seiner Anhänger zu schildern, oder

auch das höchst wohltönende, von Freiheit und Gesetzlichkeit strotzende Programm zu wiederholen, mit welchem Filibert, derselbe Filibert, den man wenige Jahre zuvor durch das diplomatische Examen hatte fallen lassen, sein hohes Amt antrat; – es war das genau ebenso, wie es überall damals gewesen ist und wie es auch Florentin ganz richtig vorausberechnet hatte.

Bis auf den einen, verdrießlichen Umstand freilich, daß Graf Filibert auch als Minister nicht die mindesten Anstalten machte, Vetter Florentin in seine Freundschaft wieder aufzunehmen. Im Gegentheil, er wurde noch kälter, noch förmlicher gegen ihn. Die vielen Geschäfte, mit denen er sich auf einmal – wir wissen nicht, ob wirklich beladen sah oder beladen stellte, ließen ihm überhaupt nur wenig Zeit für die Geselligkeit übrig. Freilich fand regelmäßig alle Freitag Abend großer Empfang bei dem neuen Ministerpräsidenten statt: aber diese Zusammenkünfte waren alsdann so zahlreich, und Filibert's bisherige Parteigenossen, die Stützen und Pfleger seiner politischen Größe, machten sich im Gefühl ihrer Vaterrechte, so breit dabei, daß der arme amt- und einflußlose Vetter kaum von der Seite angesehen ward.

Das war nun ein gewaltiger Strich durch die Rechnung, und hätte Florentin sich noch über irgend etwas ernstlich ärgern können, in diesem Falle hätte er es ganz gewiß gethan.

So indessen lachte er nur darüber, oder stellte sich wenigstens so als ob er es thäte. Seine Zeit, tröstete er sich bei sich selbst, werde schon ebenfalls noch kommen;

der Honigmond der Volksgunst müßte nur erst verronnen sein, das Feuer der Noth der neuen Excellenz nur erst ein wenig auf den Nägeln brennen, so werde sie sich wohl auch erinnern, daß sie einen Vetter Florentin habe, der in seinem kleinen Finger mehr politischen Verstand und mehr Kenntniß besitze, als alle seine jetzigen Anhänger, ja Seine Excellenz selbst in ihrem ganzen großen Kopfe!

Und wenn diese Noth nicht freiwillig kommen wollte, nun gut, so mußte man ein Bischen nachzuhelfen suchen, damit sie käme . . .

ELFTES KAPITEL. DER CLUBFÜHRER.

Und damit sind wir denn glücklich bei dem sehr ehrenwerthen Club der Wahrhaften wieder angelangt.

Es ist schon gesagt worden, daß derselbe einer der ersten war, die in der Hauptstadt gegründet wurden. Auch Florentin war ihm beigetreten, nicht sowohl aus eigentlichem politischen Interesse: die ganze Bewegung des März kam ihm unsäglich abgeschmackt vor, und er prophezeite ihr in seinen vertraulichen Unterhaltungen mit Victoria schon damals einen ganz so üblen Gang voraus, als sie seitdem auch wirklich genommen hat, sondern nur weil er überhaupt eine Rolle spielen wollte, sollte es auch zunächst nur eine ziemlich unscheinbare sein.

Noch weit lieber freilich wäre er Parlamentsdeputirter geworden. Allein er hatte zu den Parlamenten, die damals zusammentraten, kein rechtes Zutrauen; er witterte sehr richtig, daß dieselben über kurz oder lang nach den

verschiedensten Seiten hin in sehr unangenehme Collisionen kommen müßten, und hatte keine Lust, sich für eine Sache zu compromittiren, deren Ausgang ihm so außerordentlich unsicher schien und von der er für sich persönlich keinen rechten reellen Nutzen absehen konnte.

Auch war es bei dem idealistischen Taumel, der sich damals noch aller Gemüther bemächtigt hattet sehr unwahrscheinlich, daß eine so nüchterne, so durchweg kritische Natur, wie Florentin, sich den Beifall der Wähler erwerben würde: und mit vollem Recht hielt er dafür, daß es viel besser sei für seine politische Zukunft, gar keinen Versuch zu machen, als einen vergeblichen.

Dem Club der Wahrhaften aber trat er bei, weil das Programm desselben Einen eben zu gar nichts verband, und man sich als Mitglied desselben eben so gut nach rechts wie nach links, auf den Berg wie in's Centrum setzen, Standrecht erklären oder Guillotinen errichten konnte.

Ueberdies auch war kein anderer Club so geeignet, seinem Vetter, dem Minister, das Paroli zu bieten, das er im Sinne hatte; loyal genug, um trotz der Mitgliedschaft den persönlichen Verkehr dem Hause des Ministers noch immer aufrecht erhalten zu können, waren die Wahrhaften doch auch wieder viel zu eitel und viel zu ängstlich um die Volksgunst besorgt, um nicht ein sehr bequemes, sehr dienstwilliges Werkzeug für gelegentliche oppositionelle Versuche abzugeben.

In diesem letztern Punkte gelang Florentin's Plan vollkommen. Niemand in der ganzen Gesellschaft gab es, der

auch nur von fern hätte daran denken können, Florentin die Spitze zu bieten, an Gewandtheit der Rede so wenig und Schärfe des Urtheils, als ganz besonders an politischer Erfahrung und der genauesten Kenntniß aller parlamentarischen Gebräuche. Man erinnert sich, daß die Clubs jener Zeit kein größeres Vergnügen und keine wichtigere Aufgabe kannten, als den wirklichen Parlamenten möglichst getreu nachzuäffen. Wenn irgend wo, so war dies im Club der Wahrhaften der Fall: und begreift man daher auch leicht, welchen Einfluß Florentin durch diese seine Kenntniß in demselben gewinnen mußte und welche glänzende Rolle ihm dadurch innerhalb des genannten Clubs gesichert war. Hätte hinter diesem Scherz für Jeden, der des Nachdenkens fähig, nicht ein so verhängnißvoller, so furchtbarer Ernst gestanden, es wäre wahrhaft ergötzlich gewesen, mit anzusehen, wie Florentin seine ›wahrhaft freisinnigen patriotisch und volkstümlich gesinnten Mitbürger‹ lenkte, bald so, bald anders, bald graue Reaction, bald rothe Republik, wie es eben in seine kleinen Intriguen paßte und sogar mitunter auch, wie ihn bloß die Laune des Augenblicks stachelte. Wir wissen, wie Florentin überhaupt über die Menschen dachte: und diese wackern Männer und schlechten Musikannten, unter denen er sich hier bewegte, waren freilich nicht geeignet, ihn von seiner Weltverachtung zurückzubringen.

Er selbst war (auch dies ist bereits gesagt worden) ohne alle eigentliche politische Gesinnung; hatte er überhaupt einen bestimmten Standpunkt, so ging derselbe

noch weit über die äußerste Rechte, wie sie sich damals zu zeigen wagte, hinaus, unmittelbar bis zu jenen Junkern und Standesherrn, wie sie sich seit dem mit so anerkennenswerther Offenherzigkeit wieder entpuppt haben. Aber ein um so größeres Gaudium machte es ihm gerade deshalb, diese, im Grunde ihres Herzens alle so zahmen, so friedlichen Geheimenräthe, Kaufleute und kleinen Bürger gelegentlich zu den gewaltthätigsten und blutdürstigsten Beschlüssen zu verleiten.

Und da der Club der Wahrhaften bekanntlich Alles beschloß, was ihm durch eine interessante Debatte plausibel gemacht worden war, so gelang ihm dieses Spiel regelmäßig; die guten ›Mitbürger‹ erschrakten mitunter selbst und saßen mit einer unwillkürlichen Handbewegung nach ihren Köpfen, ob sie auch noch fest saßen, wenn sie am nächsten Morgen in der Zeitung gedruckt lasen, was sie den Abend zuvor unter großem Jubel und mit rührender Einstimmigkeit beschlossen hatten.

Indessen das Unglück war dann einmal geschehen. Und da sie sich sämmtlich ihrer unsträflichen Absicht bewußt waren, so trösteten sie sich nicht nur damit, daß ja doch nichts aus Allem würde, was sie beschlössen, sondern machten es auch bei der nächsten Gelegenheit richtig wieder so.

Die Allerbedenklichsten endlich beruhigten sich noch immer damit, daß es ja der eigene Vetter Seiner Excellenz des präsidirenden Herrn Ministers sei, der an der Spitze des Clubs stehe und alle diese wundersamen Sachen auf's Tapet bringe; wenn sie dem Herrn Minister wirklich

unangenehm wären, oder wohl gar, was Gott in Gnaden verhüten wolle, verbrecherisch, ob Seine Excellenz dann wohl zugeben würden, daß Dero eigener leiblicher Vetter, der ja noch dazu nur so eine Art Gnadenbrot an Dero Tafel aße, sich mit derartigen Dingen befaßte?

Aber nein, dazu war Graf Filibert, wenn auch sonst kein politisches Lumen, denn doch zu klug. Er ließ den Vetter Florentin reden, beantragen und beschließen, was ihm gefällig war, selbst auch als Florentin anfang, sich in seinen Angriffen immer directer gegen ihn selbst zu richten, ohne die geringste Notiz davon zu nehmen oder gar einen persönlichen Unwillen gegen ihn an den Tag zu legen.

Vielmehr behandelte er ihn fort und fort mit derselben kühlen Höflichkeit, wie bisher, und lud ihn namentlich auch regelmäßig sowohl zu den offiziellen Abendunterhaltungen ein, als auch zu allen Festlichkeiten, die sich etwa sonst im Hause ereigneten. Denn das, pflegte er seinen Vertrauten, die ihre Bewunderung über diese Großherzigkeit nicht verschweigen konnten, zu expliciren, das gerade sei das Kennzeichen eines wahren Staatsmannes, und das nicht gewußt oder doch nicht beachtet zu haben, daran eben wäre das alte System zu Grunde gegangen, nämlich, daß der Staatsmann eine Opposition müsse vertragen können; wobei er denn jedesmal mit vielsagendem Lächeln das bekannte Bonmot citirte, welches dem ältern Pitt zugeschrieben wird.

Er für seine Person (fuhr der Minister fort) wolle in diesen Fehler nicht verfallen. Und wenn gewisse Leute,

die er nicht näher zu bezeichnen brauche, da ihr Name ja (und auch diese Zweideutigkeit war höchst glücklich gewählt und machte, als das neueste Witzwort des Herrn Ministers und eine glänzende Bestätigung seiner seltenen Geistesgaben, noch denselben Tag die Runde durch alle Salons der Hauptstadt bis hinunter in die Bierhäuser und Branntweinschenken) . . .

Also er sagte: wenn auch gewisse Leute, die er nicht erst näher zu bezeichnen brauche, ›da ihr Name ja ohnedies in Aller Munde sei‹, ihre Pfeile auch immer tiefer in Gift tauchen und immer unversteckter gegen seine Brust richten sollten, so werde er sich darüber nur freuen. Denn immer deutlicher fühle er gerade daran, daß er das Schild des Vaterlandes sei; auch seien das die schlechtesten Früchte nicht – und so weiter, wie in der Kinderfibel zu lesen steht.

Desto größern Unwillen erregte Florentin's oppositionelles Auftreten bei den übrigen Mitgliedern des hochadeligen und sehr vornehmen Hauses Blotz. Seitdem Graf Filibert Minister geworden, hatten dieselben sich auf's Vollständigste mit ihm wieder ausgesöhnt; es gab jetzt gar keinen bessern Mann als ihn, und kein noch so blödsinniger Vetter und keine noch so zähnewackelnde Base war jetzt in der ganzen Familie zu finden, die es ihm nicht schon als Kind vorausgesagt hatten, daß Graf Filibert dereinst noch der Stolz seines Hauses, ja der größte Mann des Jahrhunderts werden würde!

Gegen diese seine Blutsverwandten ging der Graf dann schon etwas deutlicher mit der Sprache heraus. Er nöthigte sie, wenn sie ihn in seinem Cabinet besuchten, auf's Sopha, drückte ihnen die Hände, duzte die entferntesten Seitenverwandten, auf deren Gesicht er sich früher kaum hatte besinnen können . . .

In einer so zahlreichen und weitverzweigten Familie, wie die vereinigten Blotz, Blotz-Blotz und Blotz-Winkelhausen, könne es ja wohl freilich nicht anders sein, sagte er, und kein Mensch könne es anders verlangen, als daß Einige geriethen, Einige (indem seine Stimme sich senkte und seine Achseln sich kaum merkbar hoben) misriethen. Es sei allerdings einigermaßen unangenehm, daß ein Sprößling dieser alten und edlen Familie – auf welche, hier im Vertrauen dürfe er es ihnen wohl gestehen, Niemand stolzer sei und deren Rechte Niemand eifriger wahrnehmen könne, als er – sich so weit herablasse (aber bevor er das sagte, sah er jedesmal erst nach; ob auch Niemand an der Thüre horche), – den politischen Hanswurst zu spielen, und die unverständige, urtheilslose Menge durch theils thörichte und unschickliche, theils sogar verbrecherische Umtriebe noch immer mehr in Aufregung und Verwirrung zu setzen. Indessen das bringe die politische Jahreszeit nun so mit sich –: »Warme Frühjahre, liebster Vetter, weißt du wohl, bringen allemal viel Ungeziefer hervor: je nun, und wir, dächt' ich, haben einen ziemlich heißen März gehabt laß – nur gut sein, lieber Vetter, die Temperatur wird sich schon wieder abkühlen, ich bin dir gut dafür . . .

Doch was sollen wir uns bei dieser Schilderung noch länger verweilen? Graf Filibert war ein richtiger Märzminister; damit ist Alles gesagt. Nur eine Einzige in der ganzen Verwandtschaft gab es, die war auch mit Florentin's politischem Auftreten einverstanden; freilich war auch sie die Einzige, die mit den geheimen Motiven desselben vertraut war – Victoria.

Nicht daß Victoria die Freiheit gehaßt hätte. Ihre Seele empfand, bei manchen kleinen Seltsamkeiten und Verschrobenheiten, welche Erziehung und üble Gewöhnung ihr gleichsam angespritzt hatten, groß und edel; sie war ein Weib, ein reines, großherziges, tugendhaftes Weib – wie hätte sie anders können, als die Freiheit lieben?

Aber sie haßte und verachtete, wie schon früher erzählt worden ist, die Männer; sie konnte sich nicht denken, daß ein so verdorbenes, so unwürdiges Geschlecht berufen und fähig sei, der Welt die Freiheit zurückzuführen. Auch jetzt wieder war es ihr eine schmerzliche Erquickung, diese ihre Ansicht von Florentin bestätigen zu hören. Und wenn er weiter nichts gethan hätte, als ihrem Bruder, diesem erbärmlichen, unfähigen Achselträger, Verlegenheiten bereiten, und nichts weiter zu Wege gebracht, als diesen faden, ohnmächtigen, spießbürgerlichen Club der Wahrhaften durch die Inconsequenz seiner Beschlüsse immer tiefer in der öffentlichen Meinung herabzusetzen und immer irrer zu machen an sich selbst, so war schon dieses eine That, für die sie ihrem Vetter hätte um den Hals fallen können!

Die höchste Liebe und der höchste Haß grenzen viel näher zusammen als man gewöhnlich meint, und das nicht bloß in rein persönlichen Beziehungen. Auch Victoria liebte die Freiheit so heiß, die Idee des Volkes schwebte ihr als etwas so Großes, so Heiliges vor, daß sie diese unwürdigen Vertreter der Freiheit nur verachten, dieses Volk, wie es wirklich war, nur hassen konnte! Niemand ahnte von diesem geheimen Zustand ihrer Seele, am wenigsten Florentin; es war ein keusches Geheimniß, das sie viel zu hoch hielt, um es der Welt zu zeigen. Ja wer ihre Aeußerungen über die jüngste Volksbewegung hörte, der mußte sie im Gegentheil für die allereingefleischteste Reactionairin halten; es gehörte mehr Muth dazu, als die meisten Männer dazumal hatten, so laut über die Ohnmacht und Halbheit derselben zu spotten und ihren baldigen Untergang mit so viel beleidigender Sicherheit vorauszusagen, als es von Filibert's Schwester geschah.

Aber Eins entging ihrem sonst so scharfen Verstande dabei allerdings völlig: sie bemerkte nicht, daß diese positive Seite der Liebe und der Begeisterung welche in ihr selbst so mächtig war, bei Florentin völlig mangelte, und daß hinter all seiner geistreichen Kritik, all seinen feingeschmiedeten Anschlägen, all seinen witzigen Sarkasmen eigentlich nur der allerplatteste Egoismus lag.

Oder sah sie es vielleicht auch? und achtete bloß nicht darauf, weil Florentin ein Mann war – und sie es von keinem Manne anders erwartete?

ZWÖLFTES KAPITEL. EINE BÜRGERLICHE
BEKANNTSCHAFT.

Bei alledem indessen würde Florentin vermuthlich doch nicht im Stande gewesen sein, die Zügel des Clubs so lange und mit so entschiedenem Glück zu führen, hätte er nicht an den Bestrebungen eines andern jungen Mannes, den wir Hermann nennen, einen höchst wirk-samen Beistand gefunden.

Freilich waren diese Bestrebungen, sowohl ihrem ei-gentlichen Ursprunge wie ihrem Ziele nach, sehr ver-schiedener Natur und Niemand ließ sich von der Rolle, die er in Florentin's Berechnungen spielte, weniger träu-men, als Hermann selbst.

Hermann, um es mit einem Worte zu sagen, war ein aufrichtiger, ehrlicher Schwärmer, ohne Kenntniß der Welt und des wirklichen Lebens; naturwüchsig, von ge-sunder Derbheit, vielleicht sogar ein wenig ungeschlacht, wie seine hochaufgeschossene, breitschulterige Gestalt, mit dem lebhaften, von Eifer und Aufregung beständig gerötheten Antlitz, zu dem die ebenfalls röthlichen, et-was struppigen Haare sich so höchst seltsam ausnahmen, waren auch seine Ansichten, seine Ideale, Hoffnungen und Pläne.

Hermann hatte Geschichte studirt; mit warmer, offe-ner Seele hatte er alles Große und Erhabene derselben in sich aufgenommen, Rom und Griechenland in ihren glän-zendsten republikanischen Zeiten standen vor ihm, als

die erhabensten Typen der Menschheit, und nichts konnte seinen Glauben erschüttern daß auch das gegenwärtige Geschlecht zu einem gleich hohen Ziele bestimmt sei.

Hermann hatte sich eigentlich für das akademische Lehrfach ausgebildet. Aber theils die Beschränktheit seiner pecuniären Mittel (er war der Sohn einer armen rheinischen Winzerfamilie, und nur die außerordentlichen Fähigkeiten, welche er frühzeitig an den Tag gelegt, hatten ihm den Weg zur Universität öffnen können), theils und hauptsächlich die vielfachen Vexationen, welche die Behörden ihm entgegengesetzt, hatten ihn gehindert, seinen Plan zur Ausführung zu bringen.

Doch hatte das Alles den frischen Muth seiner Seele nicht brechen können. Gleich Florentin, mit dem er eben dadurch in Bekanntschaft gerathen war, lebte er als Correspondent verschiedener auswärtiger Zeitungen in der Hauptstadt. Und da er eben so fleißig war, als Florentin faul, und Arbeit und Anstrengung für eine eben so große Ehre hielt, als Florentin darin eine Schande erblickte, so fand er dabei sein ganz leidliches Auskommen, besonders auch, da er in seinen Bedürfnissen höchst mäßig war – ein einziges ausgenommen, über das wir sogleich noch berichten werden.

Auch Hermann gehörte zu den frühesten Mitgliedern des Clubs der Wahrhaften. Hätte er nur seiner politischen Ueberzeugung folgen wollen, so hätte er sich ganz andere Gesinnungsgenossen suchen oder wenigstens schon längst wieder von ihnen ausscheiden müssen. Aber, wie es im Leben geht, und wie auch der wackerste Mensch

zuweilen geneigt ist, Rücksichten walten zu lassen, die zwar an und für sich höchst verständig und ehrenwerth, aber unter den gegebenen Bedingungen nichts weniger als an ihrem Platze sind, so hatte sich auch Hermann durch seine Pietät gegen jenen Rechtsgelehrten, dessen wir früher, als des hauptsächlichsten Gründers der Wahrhaften, gedacht haben und dem er in vielfacher Hinsicht zu Dank verpflichtet war, zum Eintritt in den oft genannten Club bewegen lassen. Als der Kern des Pudels mit der Zeit immer deutlicher zu Tage kam, da hätte Hermann seinen Namen zwar gern von der Liste ausgestrichen. Aber das, wie er glaubte, gestattete ihm wieder die Consequenz nicht, besonders nachdem jener Rechtsgelehrte selbst sich so frühzeitig von dem Club zurückgezogen und seinen Verfall dadurch zwar nicht veranlaßt, aber doch vielleicht beschleunigt hatte. Ein solches Desertiren von der Fahne, die man selbst mit aufstecken helfen, hielt Hermann für ein großes Unrecht: und so setzte er denn seinen Stolz darein, nicht nur bei dem Club auszuharren, sondern denselben auch nach Kräften vernünftig – das hieß also in seinem Sinne möglichst radical und republikanisch zu machen.

Nun sieht der Leser schon ab, auf welche Weise Hermann, ohne selbst eine Ahnung davon zu haben, Florentin in die Hand arbeiten mußte. Was Florentin zum Possenspiel diente, war ihm der heiligste und bitterste Ernst; die übertriebenen und zum Theil widersinnigen Anträge,

welche Florentin stellte – aber Hermann, der keinen Augenblick daran zweifelte, es komme nur darauf an, stehenden Fußes die Republik zu proclamiren, so wären sofort auch die Miltiades und Cimon, die Brutus und Curtius vorhanden, nahm sie für völlig baare Münze!

Es war ein wunderlicher Anblick, wie die beiden jungen Männer in den Sitzungen des Clubs sich gegenseitig anreizten und überboten und wie (so schien es wenigstens) keiner von ihnen in Patriotismus und Freisinnigkeit sich selbst genug thun konnte. Florentin, mit dieser vollkommenen Herrschaft über sich selbst, die er sich seit Langem zu eigen gemacht hatte, so wie bei der ironischen Gleichgiltigkeit, die ihn innerlich erfüllte, hatte dabei das bei weitem beste Theil: während es dem guten ehrlichen Hermann im Uebermaß seiner Begeisterung nicht selten begegnete, daß er garstig über die Schnur hieb und Verwirrungen anstiftete, die selbst Florentin ein wenig zu arg wurden, nämlich weil sie möglicherweise ernsthaft werden konnten.

In der Regel jedoch leistete Hermann dem Florentin die vortrefflichsten Dienste; wenn die Gesellschaft matt war, die Stimmung flau oder die Besorglichkeit über einige frühere tollkühne Beschlüsse allzu laut in den Köpfen der ehrenwerthen Mitbürger nachsumimte, so brauchte er nur Hermann in's Feuer zu schicken. Hermann war kein besonderer Redner; wenigstens lange kein so gewandter,

wie Florentin. Aber er sprach mit dem Nachdruck der Ueberzeugung; aus diesen sich verwickelnden Sätzen, diesem Stottern, Pruhsten, Stammeln, in das er zuweilen gerieth, und zwar regelmäßig da, wo ihm etwas recht sehr am Herzen lag, sprach eine solche treue, redliche Gesinnung und ein so ungekünstelter, edler Enthusiasmus, daß er seine Zuhörer jedesmal zur lautesten Begeisterung mit sich fortriß!

Und das eben war es, was Florentin beabsichtigte; seine Eitelkeit mußte hier vor seiner Intrigue, der Ehrgeiz des Augenblicks vor der tieferen Berechnung zurückweichen. Auch brauchte das Opfer niemals von Dauer zu sein. Denn nun, wenn Hermann die Köpfe so recht heiß, die Herzen so recht verwegen gemacht hatte, dann trat Florentin auf und wies seinem sehr bekehrten Mitbürger nicht nur eine Reihe einzelner kleiner Unrichtigkeiten nach, welche er sich in seinem übrigens so höchst geistreichen und glänzenden Vortrage zu Schulden kommen lassen (und in der That waren es stets nur höchst geringfügige Kleinigkeiten, da Hermann seinem Freunde an eigentlicher gründlicher Geschichtskentniß um ein Ansehnliches überlegen war) –: sondern er gab der Versammlung auch anheim, ob sein sehr ehrenwerther Freund nicht in diesem oder jenem Punkte vielleicht doch etwas zu weit gegangen. Zwar was ihn selbst angehe, so wisse man ja wohl, daß er keine Furcht kenne und daß äußere Vortheile ihn nicht verlocken könnten, davon hätte er ja wohl auch schon seine Proben gegeben; – eine Wendung, mit welcher er auf sein gespanntes Verhältniß

zu seiner Familie anspielte und die, so wenig sie auch den hinlänglich bekannten Thatsachen entsprach, doch jedesmal mit größtem Applaus aufgenommen ward.

Aber man müsse, fuhr er fort, in der Politik doch auch immer an die praktische Ausführbarkeit denken, das sei die Hauptsache in der Politik und dasjenige, wodurch der eigentliche Staatsmann sich von dem bloßen politischen Dilettanten unterscheide. Und endlich möchte doch auch das wohl in einige Erwägung zu ziehen sein, daß auf diesen Bänken auch viele höchst ausgezeichnete Staatsbeamte, Hausbesitzer und Familienväter säßen, die doch auch gewisse Rücksichten zu nehmen hätten. Er wolle nicht sagen daß es nicht Fälle gäbe, wo nicht alle Rücksichten bei Seite zu setzen wären, und am wenigsten bezweifle er es von dieser patriotischen und erleuchteten Versammlung, daß sie, wenn dergleichen Fälle eintreten sollten, ihren Opfermuth auch durch die That beweisen würde. Für den Augenblick indessen schienen ihm die Sachen noch nicht auf diesem Punkte zu stehen . . .

Politische Praxis – eigentliche Staatsmänner – nicht zu bezweifelnder Opfermuth – wie das den Spießbürgern so behaglich einging und wie der beschwichtigende Zusatz, daß die Sachen noch nicht auf diesem Punkte standen, sie so angenehm streichelte! Und wieder und zum dritten und vierten Mal donnerte stürmisches Händeklatschen durch den Saal, und ein Mitbürger bot dem andern eine vergnügte Prise an und schwur darauf, so einen Menschen wie den Herrn Baron Florentin von Blotz hätte es doch noch gar nicht gegeben, wenigstens in den Jahren

nicht und mit Ausschluß natürlich Seiner Excellenz, des Herrn Ministers, und es wäre doch jammerschade, daß sie ihn nicht wenigstens nach Frankfurt geschickt.

Wenn dann die Woge des Beifalls sich wieder geebnet, pflegte Florentin einen veränderten Antrag zu stellen, der in etwas milderer Fassung ungefähr dasselbe besagte, wie das von Hermann ursprünglich Beantragte und auch in dieser mildern Fassung noch immer unausführbar und thöricht genug war. Der wurde von der Versammlung denn allemal mit großer Genugthuung angenommen und Florentin hatte den dreifachen Vortheil, erstlich dem Club, den er unsäglich verachtete, wiederum einen Possen gespielt, zweitens, seinen Vetter, den Minister, auf's Neue geärgert, und endlich drittens den guten ehrlichen Hermann als einen unpraktischen Schwärmer compromittirt, sich selbst aber in der Meinung des Publicums nur um so fester gestellt zu haben.

Zuweilen war es dem wackern Hermann wohl, als ob hier nicht Alles mit rechten Dingen zugehe und als ob Florentin es am Ende wohl gar nicht so meine, wie er sage. Er nahm sich dann wohl vor, sich etwas von Florentin zurückzuziehen oder ihn genauer zu beobachten. Aber dergleichen Vorsätze hafteten in dem von Natur so treuherzigen, so unbefangenen Gemüth des jungen Mannes nicht lange, und ehe er es sich selbst versah, war er in dem alten, vertraulichen Verhältniß mit ihm, – besonders da auch Felix großes Behagen an dem Umgange des jungen Edelmannes fand.

DREIZEHNTES KAPITEL. DIE FREUNDE.

Denn auch Felix, eben jener junge Dichter, den wir dem Leser im Eingang dieser einfachen Historie als den eigentlichen Helden derselben angekündigt haben, gehörte zu Florentin's Bekanntschaft. Florentin hatte überhaupt einen doppelten Umgangskreis: einen vornehmen, so zu sagen diplomatischen, mit dem er hauptsächlich im Hause seines Veters Filibert zusammentraf, und außerdem etwa noch in gewissen leichtfertigen Localen der Hauptstadt, und einen obscuren, bürgerlichen, der wiederum von Florentin's sonstiger Existenz wenig oder nichts wußte und in welchem Hermann und Felix die ersten Plätze einnahmen.

Felix war, wie unsere Leser gehört haben, Poet; es würde ihn selbst glücklich gemacht haben, unaussprechlich glücklich, hätte er nichts Anderes zu denken und namentlich nichts Anderes zu schreiben gebraucht, als was mit seiner eigentlichen Lieblingsneigung, der Dichtkunst, in nächster Beziehung stand.

Allein den wenigsten Menschen wird es bekanntlich so gut, daß sie nur ihrem Genius folgen dürfen. Auch Felix, gern oder ungern, hatte sich entschließen müssen, neben der Poesie, noch andere literarische Arbeiten zu treiben, auf die er selbst zwar blutwenig Werth legte, die aber doch die nicht ganz zu verachtende Eigenschaft hatten, daß sie ihm weit besser bezahlt wurden und weit bereitete Abnehmer fanden, als seine gelungensten Verse.

Felix hatte ursprünglich Philologie studirt; auch in der Geschichte, der Literaturgeschichte, der Aesthetik und anderen verwandten Wissenschaften hatte er sich hübsche Kenntnisse erworben. Und da er der ächt romantischen Ueberzeugung lebte, daß der Poet in Amt und Brod nothwendig zu Grunde gehe, und daher entschlossen war, sich erst so spät wie möglich um ein Amt zu bewerben, so war er auf die einfachste und natürlichste Art dazu gekommen, sich seinen Unterhalt als Journal-schriftsteller zu suchen, also ganz derselbe Beruf, dem auch Florentin und Hermann angehörten.

Die Stadt, in der unsere Erzählung sich begibt, war nicht groß genug, als daß drei junge Schriftsteller darin längere Zeit hätten nebeneinander leben können, ohne sich persönlich kennen zu lernen. Auch waren Hermann sowohl wie Felix ohne allen Familienanhang oder sonstige Bekanntschaft in der Stadt; sie lebten, ihre kleinen gelegentlichen Zusammenkünfte abgerechnet, still für sich hin, meist nur mit ihren Arbeiten und Studien beschäftigt. Ein so weltgewandter Mann, von so viel Erfahrung und dieser ganzen, vornehmen Sicherheit des Wesens, wie Florentin, war daher eine so neue wie merkwürdige Erscheinung für die beiden, höchst bürgerlich erzogenen Leute.

Am meisten für Felix. Felix hatte im hohen Grade das idealisirende, verschönernde Auge des Poeten, jenes Auge, das uns soviel Entzücken bereitet, wenn, in dem Kunstwerk des Dichters, sich die Welt so lieblich darin spiegelt, – und das doch den armen Dichtern selbst in

der Wirklichkeit ihres Lebens so viel Noth und Kummer veranlaßt, weil es sie überall so irre führt und sie so regelmäßig die Wolke statt der Juno umarmen läßt!

Mit diesem verschönernden Auge des Poeten betrachtete Felix auch seinen Freund Florentin. Er selbst hatte, trotz mancherlei abenteuerlicher Verwicklung, die sein junges Leben betroffen, im Ganzen genommen doch nur erst sehr wenig erlebt. Namentlich war er auch nur erst sehr wenig gereist und kannte sogar vom eigenen deutschen Vaterlande nur den ziemlich engen Winkel, der von seiner thüringischen Heimath, der berühmten Stadt Leipzig und der sehr unberühmten Residenz gebildet wird, welche der Schauplatz unserer Erzählung ist. Wie mußte ihn da ein Mann von den Lebenserfahrungen Florentin's interessiren, wie mußte seine Dichterphantasie sich entzünden an diesen prächtigen Bildern des Südens, diesen Schilderungen von Paris und London und Petersburg, diesen Erzählungen, Anekdoten und charakteristischen Zügen, die Florentin so gern und mit so vieler Meisterschaft zum Besten gab! Florentin, mit Hermann ungefähr gleichalterig, war sieben oder acht Jahre älter als Felix. Schon dies, verbunden mit den ungewöhnlichen Erfahrungen, die er so frühzeitig gemacht hatte, mußte ihm ein bedeutendes Uebergewicht über den Dichter geben. Und so hing derselbe denn auch wirklich mit einer fast ehrfurchtvollen Ergebenheit an dem jungen Edelmann und erwies ihm weit mehr Aufmerksamkeit, ja beinahe muß man sagen Respect, als es sonst unter jungen Leuten der Fall zu sein pflegt.

Und das war unserm Freunde um so höher anzurechnen und war ein um so deutlicherer Beweis von der außerordentlichen Gutmüthigkeit seiner Natur, als Florentin es im Gegentheil liebte, gerade gegen Felix seine rauhe Seite möglichst herauszukehren. Er war sonst im Umgang mit seinen bürgerlichen Freunden überhaupt weit anspruchsloser und liebenswürdiger, als er sich im Verkehr mit seinen Standesgenossen zu zeigen pflegte; wer ihn nur in den Salons des Grafen Filibert gesehen hatte, nach allen Seiten hin Stachelreden ausschleudernd und Jedermann so recht mit Absicht (wenn dieses Bild nicht zu unedel ist) auf seine moralischen Hühneraugen tretend, der hätte denken müssen, es wäre geradezu ein anderer Mensch. Und doch war die Sache ganz folgerichtig und natürlich. In jenen glänzenden Kreisen der vornehmen Welt fühlte Florentin sich durch die Ungleichheit seines äußeren Schicksals fortwährend gedrückt; er mußte, um das Gleichgewicht herzustellen, die Ueberlegenheit seines Geistes auf recht herbe Weise geltend machen und die hochadeligen Vettern und Basen auf recht gründliche Weise fühlen lassen, was sie doch im Grunde für Strohköpfe wären – während er umgekehrt im Verkehr mit Hermann und Felix auch äußerlich noch immer der Ueberlegene war und ihnen noch immer durch den Glanz seiner Kleidung, die Sicherheit seiner Manieren, sowie durch die Leichtigkeit, auch ohne Arbeit doch stets bei Kasse zu sein, noch immer zu imponiren wußte.

Nur gegen Felix, wie gesagt, liebte er es eine Ausnahme zu machen. Zunächst widerstand seinem kritischen

nüchternen Sinne schon die ganze idealistische Natur des jungen Dichters. So tief Florentin die Menschheit verachtete, so innig wurde sie von Felix geliebt; so beredt jener war, die durchgängige Erbärmlichkeit und Richtigkeit alles menschlichen Strebens zu erweisen, so unerschütterlich, mit so wahrhaft frommer, gläubiger Seele hing dieser an der Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der menschlichen Natur und von den großen Zielen, welche der Entwicklung der Menschheit gesetzt seien.

Ein zweiter Grund, weshalb Florentin den jungen Dichter gern ein wenig schraubte und neckte, war schon etwas persönlicherer Natur. Durch gewisse Poesien, die er in der letztern Zeit in Druck gegeben, hatte Felix sich einen Ruf in den ästhetischen Kreisen der Hauptstadt erworben, der freilich Niemand verborgener geblieben war, als dem Poeten selbst – nämlich weil er immer nur auf seinem Dachstübchen oder im Umgang der genannten beiden Freunde lebte und jene vornehmen Zirkel, in denen seine Verse soviel Glück machten, noch niemals mit einem Fuß betreten hatte. Das brachte theils seine Verhältnisse im Allgemeinen so mit sich, theils hatte er auch gewisse besondere und allerdings sehr triftige Gründe, sich persönlich soviel möglich im Verborgenen zu halten – Gründe, über die der Verlauf unserer Erzählung den geneigten Leser noch aufklären wird. –

Auch Florentin's Cousine, die schöne Victoria, gehörte zu den Verehrerinnen des jungen, unbekanntem Dichters und hatte diese ihre Verehrung oft und lebhaft gegen Florentin geäußert. Dichter waren in ihren Augen keine

Männer, es waren höher begabte, göttliche Wesen, und mithin frei von dem Bannfluch, den die stolze Schöne übrigens auf das gesammte männliche Geschlecht gelegt hatte.

Nun wäre es für Florentin eine Kleinigkeit gewesen, Victoria'n die Bekanntschaft des von ihr so hoch verehrten Dichters zu verschaffen. Allein weit gefehlt! Nicht einmal, daß er ihn kenne, nicht einmal, daß Felix in derselben Stadt mit ihnen lebe, verrieth er ihr – warum? Je nun, ohne im Mindesten verliebt in seine Cousine zu sein, empfand er doch bei dem Gedanken, es könne ein Anderer sie vielleicht mehr interessiren und ihrer Freundschaft näher treten als er, ein Gefühl, das von Eifersucht eben nicht sehr verschieden war.

Florentin konnte überhaupt nichts Glänzendes neben sich dulden, selbst dieser bescheidene Lorbeer, der die Stirn des jungen Poeten umblühete, ohne daß er selbst davon wußte, erregte seine Misgunst.

Am Allermeisten aber ärgerte es ihn, daß Felix, der die Erhebung des März mit all dem Jubel begrüßt hatte, den namentlich ein Dichterherz dabei empfinden mußte, in der jüngsten Zeit angefangen, auch politische Artikel zu schreiben. Dieselben erschienen zwar ohne seinen Namen, er gab sie sogar in der reinen Begeisterung seines Herzens ganz unentgeltlich in ein gewisses Localblatt der Hauptstadt, so daß sie ihm weder einen Zuwachs an Ruhm noch auch sonst einen äußerlichen Vortheil verschafften. Aber Florentin wußte wiederum sehr

wohl, wovon Felix, der in ächter Poetenweise die Früchte seines Geistes hinauswarf in die Welt, ohne sich um ihr Schicksal weiter zu bekümmern, keine Ahnung hatte; er wußte, daß diese namenlosen Aufsätze, sowohl durch den edeln Schwung ihrer Darstellung als durch die reine, männliche Gesinnung, die aus ihnen hervorleuchtete, große Sensation im Publicum erregt und dem bis dahin ziemlich unerheblichen Blatte auf einmal einen bedeutenden Absatz verschafft hatten. Auch der Herausgeber des Blattes selbst hütete sich unter diesen Umständen wohl, Felix von dem Glück, das seine Aufsätze machten, zu unterrichten. Felix hätte dadurch ja auf den Einfall kommen können, Honorar für seine Artikel zu verlangen: und so fest der wackre Sosier auch entschlossen war, sich Felix' Mitwirkung schlimmsten Falls durch ein recht ansehnliches Honorar zu erhalten, so war er doch ein viel zu richtiger Buchhändler, um nicht so lange wie möglich umsonst zu nehmen, was er umsonst kriegen konnte.

Ja es war ihm höchst erwünscht, als Felix selbst ihn auf's Dringendste ermahnte und es als Bedingung seiner Mitarbeiterschaft erklärte, Niemand mit einer Sylbe zu verrathen, wer eigentlich der Verfasser der Artikel sei. Der Biedermann schlug auf diese Weise zwei Fliegen mit einer Klappe, was in allen kaufmännischen Geschäften und also auch im Buchhandel ein außerordentliches Plaisir sein soll: er konnte sich gegen Felix stellen, als ob ihm an seinen Artikeln eigentlich gar nichts gelegen wäre, und als ob er sie nur aus purer Gefälligkeit, purer Menschenliebe aufnähme – und denjenigen

hinwieder, die mit Ungestüm wegen des Verfassers dieser vortrefflichen Aufsätze in ihn drangen, konnte er mit einem gewissen vieldeutigen Räuspern und Augenwinken und Händereiben zu verstehen geben, daß sie von einem außerordentlich einflußreichen Manne, einer hohen Person, einer europäischen Celebrität herrührten, die aber freilich um keinen Preis genannt sein wolle. Er kenne den Autor selbst nicht einmal, versicherte er: sondern nur regelmäßig an dem und dem Tage, mit dem und dem Postzeichen, in so und so viel Verpackungen, die alle wieder verschiedene Poststempel trügen, liefe das Manuscript bei ihm ein, das er auch jedesmal nach gemachtem Gebrauch vernichten müsse – und wie sich das Märchen weiter spann, das der ausgezeichnete Geschäftsmann den neugierigen Fragern aufband.

Aber weshalb Felix selbst so geheim that mit seiner Verfasserschaft? Für den Augenblick genügt es nur einen einzigen Grund anzuführen: er that es aus ängstlicher Rücksicht auf das Urtheil Florentin's der ihm ein für allemal erklärt hatte, er sei kein Politiker, es sei überhaupt ein Unding, wenn ein Poet, das heißt also ein phantastischer, unpraktischer Mensch, zugleich Politiker sein wolle, und auch Felix' übrigen Arbeiten könne es nur Eintrag thun, wenn das Publicum in Erfahrung brächte, daß er der Verfasser dieser abgeschmackten politischen Phantasien sei.

Politische Artikel, mein Bester, sagte er, wenn sie wirklich packen sollen, müssen lediglich mit dem Kopf und

unter Umständen noch mit der Galle geschrieben werden; Sie dagegen, schreiben Ihre Aufsätze halb mit dem Herzen und halb aus dem Staatslexikon – was kann da Gescheites herauskommen?

Dieser letztere Vorwurf war nun zwar sehr unbegründet; Felix war schon viel zu gewissenhaft, viel zu ängstlich, um über etwas zu schreiben, das er nicht gründlich verstanden hätte.

Mit dem erstern dagegen hatte er allerdings nicht so ganz unrecht. Felix nahm überhaupt an Allem, was er schrieb, den innigsten gemüthlichen Antheil; nichts floß ihm aus der Feder, das nicht in seinem Herzen entsprungen wäre. Auch die politischen Aufsätze, welche er seit einiger Zeit drucken ließ, waren mehr die Ergießungen eines edlen, gefühlvollen Herzens, das von den Ereignissen der Zeit auf's Tiefste in Furcht und Hoffnung ergriffen war, als eigentlich politische Abhandlungen. Felix war sich dieser Schwäche, wenn man es so nennen will, auch selbst bewußt; er vermied in seinen Aufsätzen sorgsam gewisse Specialitäten, zu denen ihm entweder die genauere Kenntniß gefehlt hätte, oder die auch eben als Specialitäten, sein auf das Ganze und Große gerichtetes Gemüth nicht zu erwärmen vermochten. War dies ein Fehler (und ganz gewiß war es einer: denn eben um die Specialitäten haben wir Deutsche uns von jeher zu wenig gekümmert und auch im Jahre Achtundvierzig hatten wir uns so vertieft in den schönen blauen Himmel der Allgemeinheit und der idealen Abstraction, bis wir

denn glücklich wieder über unsere eigenen Füße gestolpert sind, und nun daliegen, Gott weiß auf wie lange) ...

War dies ein Fehler, sagen wir, so war es der allgemeine Fehler jener Zeit und diente daher nur dazu, Felix' Aufsätzen noch immer mehr Beifall zu verschaffen.

Aber das gerade wieder stachelte Florentin immer mehr an, das furchtbare Messer seiner Kritik an Felix' Aufsätzen, sowie überhaupt an der ganzen politischen Denk- und Empfindungsweise seines Freundes anzusetzen.

Und bei der außerordentlichen Hochachtung, welche Felix vor Florentin's scharfem Urtheil und der Ueberlegenheit seiner politischen Bildung hegte, fiel es diesem selbst nicht im Mindesten ein, sich der Kritik seines Freundes zu widersehen, oder auch nur ihre vollständige Richtigkeit zu bezweifeln. Nur seine politische Schriftstellerei ganz einzustellen, wie Florentin von ihm verlangte, dazu konnte er sich doch nicht entschließen dazu war sie eben zu sehr Sache des Herzens für ihn. Mit gutmüthiger Selbstverspottung indessen gestand er seinem Freunde zu, daß es eine Thorheit von ihm sei und stimmte mit herzlichem Gelächter mit ein in die Spöttereien und Stichelreden, mit denen Florentin ihn für seine Autorschaft büßen ließ.

VIERZEHNTE KAPITEL. DER QUELLENFINDER.

Bei dieser Ehrfurcht, welche Felix seinem Freunde Florentin zollte, war es demnach ganz natürlich, daß er auch

jenen Club der Wahrhaften, in welchem sein Freund eine so angesehene Rolle spielte und an dem auch Hermann so lebhaften Antheil nahm, ebenfalls besuchte.

Doch that er es wirklich weit mehr aus Gefälligkeit gegen seine Freunde als aus eigenem Antrieb. Das Clubwesen mit seiner unruhigen und doch meist so leeren Beweglichkeit widerstand dem in sich gekehrten, nachdenklichen Wesen des jungen Poeten überhaupt; er war viel zu anspruchslos, viel zu bescheiden, seine Denkweise im Allgemeinen zu solid, zu tüchtig, um sich in diesem Getreibe, an dem Ehrgeiz, Eitelkeit und hohle Phrase doch so wesentlichen Antheil haben, behaglich fühlen zu können.

Und obenein – wir müssen es nur verrathen, selbst auf die Gefahr hin den armen Felix damit völlig in der Gunst unsrer Leser zu stürzen – war er auch zu aristokratisch dazu. Nicht aristokratisch im gewöhnlichen Sinne: wie hätte der Sohn der Armuth, der von früh auf von seiner Hände Arbeit gelebt hatte, dazu kommen können? Aber Felix war Poet, die Harmonie seiner künstlerischen Natur fühlte sich verletzt durch die vielen Abgeschmacktheiten und Widersinnigkeiten, durch dies Schreien, Zanken, Toben, das von dergleichen Versammlungen nun einmal untrennbar zu sein scheint, wenigstens wie dieselben im Sommer Achtundvierzig sich bei uns gestalteten; es kam ihm vor, als ob alle diese Leute etwas viel Gescheiteres thun und dem Vaterlande viel nützlicher werden könnten, wenn sie einfach ihrem nächsten Beruf oblägen oder sich in der Stille des Hauses durch Lectüre und Studium

aufzuklären suchten, anstatt hier, mit so außerordentlichem Aufwand von Zeit, Kraft und Mitteln, so traurig leeres Stroh zu dreschen.

Denn daß das Meiste, was hier vorgenommen ward, nur leeres Stroh war, darüber konnte Felix, bei allem Respect, den er vor Florentin, sowie bei aller Freundschaft, die er für Hermann hatte, sich gleichwohl nicht täuschen. Ueberhaupt hatte Florentin, seitdem er dem Treiben desselben im Club zusah, ihm angefangen ein wenig unheimlich zu werden. Aehnlich wie Hermann witterte auch er, daß hier wohl nicht Alles ganz in der Ordnung sei, und daß der große Staatsmann allem Vermuthen nach einen noch weit größeren Schalk in sich trage. Allein wenn Hermann zu gutmüthig war, um einen derartigen Verdacht auf die Dauer bei sich aufkommen zu lassen, so war wiederum Felix viel zu sehr Poet, um nicht einen solchen mysteriösen, vieldeutigen Charakter erst recht interessant zu finden.

Somit war Felix wohl allerdings ein sehr regelmäßiger Besucher des Clubs der Wahrhaften: allein seinen Platz mit Regelmäßigkeit ausfüllen war auch das Einzige, was er that. Nicht einmal an den Abstimmungen pflegte er Theil zu nehmen, und noch viel weniger an den Debatten: sondern, von Niemand gekannt oder beachtet, pflegte er ganz einsam im hintersten Winkel des Saales zu stehen. Die Lichter flimmerten, die Redner stritten, die

›Mitbürger‹ in ihren behaglichen Polsterbänken klatschten, zischten, schrieen – während Felix in verschwiegener Seele fernabschweifende poetische Gedanken brühten und, wenn es zur Abstimmung kam, in der Regel gar nicht wußte um was es sich handelte.

Er hatte wegen dieser Theilnahmlosigkeit viel auszustehen, von Florentin sowohl, als ganz besonders auch von Hermann, der in seinem Ungestüm zuweilen so weit ging, ihn darüber geradezu des Mangels an Patriotismus und Freiheitsliebe zu beschuldigen.

Allein es lag nun einmal so in der Natur des jungen Mannes; er that sogar schon mehr und brachte der Freundschaft ein größeres Opfer, als seine Freunde selber ahnten, daß er sich überhaupt nur bei den Sitzungen der Wahrhaften einfand und so manchen schönen, duftigen Sommerabend in dem heißen, lärmenden Saal vertrauerte.

Ja wir müssen zweifeln, ob alle seine Freundschaft und Gutmüthigkeit hingereicht haben würde, ihm dieses Opfer immer von Frischem wieder aufzuerlegen, hätte es nicht noch einen ganz anderen Magnet gegeben, der ihn zu den Wahrhaften hinzog und ihn für die Langeweile, die er bei ihnen ausstand, entschädigte –

Aha, denkt der sehr scharfsinnige Leser, nun haben wir es, nun endlich kommt es: irgend eine schöne, schwarz-äugige junge Dame, die auf dem Balkon des Saales als

ZuhörerIn sitzt, oder am Ende gar – denn wer kann wissen, wie weit die Aufklärung der Wahrhaften geht? persönlichen Antheil an den Debatten nimmt; eine emancipirte Schönheit, die das Herz des jungen schwärmenden Dichters gefangen genommen hat, der Held ist so langweilig bisher, die Geschichte rückt nicht vom Flecke, es ist die höchste Zeit, daß wir wenigstens eine ordentliche Heldin kriegen . . .

Was diesen letzteren Punkt betrifft, hochgeneigter Leser, magst Du wohl Recht haben, und werde ich mich nach Kräften bemühen, des Versäumte wieder einzubringen. Mit Deinen anderweitigen Vermuthungen dagegen, so scharfsinnig sie sind, bist Du gleichwohl auf dem Holzwege: keine holde Schöne, o nein, etwas ganz Anderes, viel Prosaischeres waffnete unsern Felix mit soviel Geduld und Ausdauer – die Aussicht auf die höchst vergnügte Kneiperei, die er regelmäßig jeden Abend nach überstandener Clubsitzung mit seinen beiden Freunden hielt.

Denn das war die schwache Seite, auf welche wir oben hindeuteten, und die der vortreffliche Hermann, bei all seiner sonstigen Bedürfnislosigkeit, nicht überwinden konnte. War er doch am Rhein geboren, der Sohn eines Winzers, hatte doch das duftige Blatt der Rebe seine Wiege umkränzt: was Wunder, daß er nicht leben konnte ohne Wein und daß dem übrigens so sparsamen, so ordentlichen Manne kein Saft der Traube zu edel, kein Nektar zu kostbar war?

Hermann hatte ein unübertreffliches Talent darin, den besten Wein in der ganzen Stadt ausfindig zu machen. Sehr natürlich; was man so mit Liebe treibt darin bringt man es auch leicht zur Meisterschaft. Da war kein Hôtel so prächtig, keine Karte so prahlerisch, keine Etikette so goldgedruckt, Hermann, sowie er den Kopf nur in's Haus, die Nase in das Glas gesteckt hatte, wußte im Augenblick, was daran war und welch unwürdiger Krätzer sich in den meisten Fällen hinter dieser schimmernden Außenseite versteckte.

Und ebenso war auch keine Kneipe so abgelegen, keine Stube so niedrig, keine Flasche so bestäubt und unansehnlich, daß er nicht das Kleinod, das sich etwa durch Zufall in diese Verborgenheit zurückgezogen hatte, sofort entdeckte und für sich hervorzog. Man erzählt bekanntlich von Leuten, welchen ein eigenthümliches Zucken in den Händen, ein unbeschreibliches Dehnen und Ziehen in den Gliedern verräth, wo ihr Fuß über eine verborgene Quelle, tief unten im Schooß der Erde, dahinschreitet. Ein solcher Finder war auch Hermann: und daß er ein Weinfinder war, statt eines bloßen Wasserfinders, scheint uns sein Talent nur noch bedeutender, jedenfalls noch angenehmer zu machen.

So zutraulich und mittheilsam übrigens der wackere Hermann sich in allen andern Stücken zeigte, so geheimnißvoll war er in diesem. Es war der größte Beweis von Zutrauen, den er einem Freunde geben konnte, wenn er ihn zu einer seiner Wunderquellen mitnahm; auch geschah es niemals, ohne daß er dem Neophyten, wie beim

Eintritt in ein Mysterium, die heiligsten Versicherungen und allerhöchsten Eide abnahm, Ort wie Sorte an Niemand anders zu verrathen. Seine besten Bekannten sahen ihn öfters, wenn es ein recht heißer Mittag war, oder auch ein recht duftiger, kühler Abend, durch ganz entlegene Gassen huschen, in ganz niedrige, verfallene Häuschen eintreten, und wenn er nach Verlauf einiger Stunden wieder herauskam, ei, wie glänzte seine Wange dann so purpurfarbig und wie standen die dichten, hochblonden Haare dann noch einmal so keck in die Höhe!

Nur mit Florentin und Felix, als den allerbesten seiner Freunde, machte er auch hierin eine Ausnahme. Florentin legte zwar auf die Freuden des Bechers im Ganzen nur wenig Werth, am Wenigsten, wenn der Becher mit Rheinwein gefüllt war, den im Gegentheil Hermann, als guter Deutscher, allen übrigen Weinen vorzog; für Florentin mußte es spanischer oder italienischer Wein sein, etwas recht Scharfes, recht Feuriges, oder auch der leichtfertige Schaum des Champagners. Allein Hermann war in solchen Fällen so drollig und seine Begeisterung so reich an komischen Zügen, daß Florentin schon um deswillen seine Aufforderungen nicht leicht ausschlug. Nun, und was Felix anbetrifft, so sind ja Gottlob die Zeiten der undurstigen Sänger, die Zeiten eines Gleim und Aehnlicher, welche die schönsten Trinklieder beim Glase Wasser, die feurigsten Liebeslieder ohne Mädchen schrieben, – diese Zeiten, sage ich sind überstanden und Du wirst in dem aufgeklärten Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts nicht leicht einen Poeten finden, lieber Leser, der nicht

auch das Göttergeschenk der Traube zu schätzen wüßte wenn er nur immer viel davon hätte!

FÜNFZEHNTE KAPITEL. DIE KNEIPE.

In den letzten Wochen nun hatte Hermann auf den Streifzügen, die er zu diesem Zweck in den verschiedensten Stadttheilen anzustellen pflegte, eine Entdeckung gemacht, welche alle früheren weit übertraf und über die er keine geringere Freude empfand als Pythagoras bei seinem berühmten Heureka gefühlt haben mag. Mitten in dem Gewirr von engen kleinen Gassen welche den Kern der Stadt bildeten, lag ein Häuschen, so unansehnlich, mit so niedrigem Dach, so kleinen Fensterscheiben, daß man eben ein Talent wie Hermann sein mußte, um den Schatz, der hier versteckt lag, zu ahnen; nicht einmal ein Schild oder auch nur ein dürrer Tannen- oder Fichtenzweig gab dem Uneingeweihten von der eigentlichen Bestimmung des Hauses Kunde.

Und zwar auch dies aus einem sehr zureichenden Grunde. Herr Anton Wachtelhuber nämlich, der gegenwärtige Bewohner des besagten Häuschens, war noch vor wenigen Jahren einer der ersten Weinwirthe der Hauptstadt gewesen. Er hielt wirklich vortrefflichen Wein; das Unglück war nur, daß er gerade den vortrefflichsten am liebsten selbst trank und die Mehrzahl seiner Gäste, die es, behauptete er, doch nicht besser verständen; mit sehr mittelmäßigen Sorten bewirthete. Es war ein verwandter Charakter, der Herr Wachtelhuber, wie unser Freund Hermann; auch er mußte Jemand erst Jahre lang kennen

und mußte sehr genau überzeugt sein von seiner feinen Zunge und von dem, was er den Weinverstand nannte, eine Seite des menschlichen Verstandes, versicherte er, welche alle übrigen weit übertreffe und ohne die Kepler und Newton nur armselige Schächer gewesen wären, bevor man zu der Ehre gelangte, von Herrn Wachtelhuber, so etwa in der Vesperstunde, wo sonst kein Gast im Hause war, in den untersten Keller geführt und hier, nach siebenfach verriegelten Thüren, mit einem Weinchen regalirt zu werden – nun ja freilich den Gästen, die bei ihm für ihr Geld aßen und tranken, setzte Herr Wachtelhuber so etwas nicht vor . . .

Das war nun an sich recht schön und auch, wenn man will, recht poetisch. Aber vortheilhaft für Herrn Wachtelhuber's Wirthschaft war es nicht. Die Gäste verloren sich einer nach dem andern, das glänzende Local verwaiste, und bald gab es keine Tageszeit mehr, wo Herr Wachtelhuber durch fremden Besuch gehindert worden wäre, seine einsame Andacht im untersten Keller, bei siebenfach verriegelter Thüre, zu verrichten.

Herr Wachtelhuber, mit einem Worte, wurde bankrott. – Es ist von jeher das Schicksal des Genius gewesen, sich mit der gemeinen Wirklichkeit nicht zurecht finden zu können; auch Herr Wachtelhuber, mit dem Genie des Weinverstandes, sollte es nicht besser haben. Die bisherige Wohnung in einem der belebtesten Stadttheile mußte geräumt, das glänzende Mobiliar den Gläubigern überlassen werden. Ein wahres Glück für Herrn Wachtelhuber war es dabei, daß er von früheren besseren Zeiten

her wenigstens noch jenes abgelegene Häuschen besaß. Dasselbe hatte früher als Wohnung für seine Kellerleute gedient, wie es denn auch im Hintergebäude einen ganz vortrefflichen kühlen Keller hatte.

Jetzt zog Herr Wachtelhuber selbst hinein. In den Keller legte er einige Fässer vom allerfeinsten, allerköstlichsten Wein, die er aus dem Schiffbruch seines Vermögens gerettet hatte; nicht eben auf die allerehrlichste Weise. Indessen bankrottirenden Kaufleuten ist ja bekanntlich Manches gestattet, und was Herrn Wachtelhuber persönlich anbetraf, so würde er zweifelsohne lieber seine Gläubiger Mann für Mann erdolcht und zuletzt sich selbst mit eigener Hand den Bauch aufgeschnitten haben, bevor er diese bewußten Fässer in die Masse gegeben hätte.

In dieser Zurückgezogenheit wurde Herr Wachtelhuber von Hermann entdeckt. Wirkliche Genies sind immer bereit, sich gegenseitig anzuerkennen; auch Hermann hatte schon früher zu Herrn Wachtelhuber's bevorzugten Freunden gehört, zu denen, meinen wir, die in dem untersten Keller Zutritt hatten, und die ihren Wein in recht unansehnlichen Flaschen, mit recht geringfügigen Etiketten vorgesetzt bekamen, damit nämlich Niemand dahinter kommen sollte, wieviel besseren sie erhielten, als die übrigen Gäste. Die Freude des Wiedersehens war auf beiden Seiten sehr lebhaft. Gerettet hatte Herr Wachtelhuber seinen Wein zwar, aber ihn ganz für sich allein zu behalten, das ging doch nicht an: erstlich, weil der Mensch zwar sehr oft ohne Wein leben muß, aber keineswegs bloß von Wein leben kann, – und zweitens, weil er noch

für eine Schwester zu sorgen hatte, deren Vermögen bei seinem Bankerott ebenfalls verloren gegangen war, und die er nun doch unmöglich völlig auf die Straße werfen konnte.

Hauptsächlich auf Zureden dieser Schwester entschloß er sich denn, Hermann und seine Freunde als Gäste bei sich aufzunehmen, und sie, gegen verhältnißmäßig billige Bezahlung, mit seinem köstlichen Nektar zu tränken. Hermann freilich war ein viel zu gründlicher Kenner des Gegenstandes und hegte viel zu viel Ehrfurcht vor einem wahrhaft ausgezeichneten Wein, als daß er nicht gern den vollen Werth desselben und noch darüber bezahlt hätte. Aber das war nun so eine Art Ehrenpunkt bei dem Herrn Wachtelhuber. Verkauft hatte er in seinen guten Zeiten von diesem Weinchen nie, nur immer selbst getrunken und allenfalls hie und da ein Fläschchen an gute Freunde verschenkt; sollte er ihn jetzt einmal für Geld weggeben, so schien ihm die Schmach geringer, der Schmerz erträglicher, wenn er ihn unter seinem vollen Werth weggab, er konnte sich dann doch immer noch damit trösten, ihn wenigstens halb verschenkt zu haben!

Auch hatte Herr Wachtelhuber in seinem neuen Local eigentlich gar die Erlaubniß nicht, Gäste zu setzen: und da dachte er wieder, die Uebertretung der Polizeigesetze wäre kleiner, wenn es nur halbzahlende, halbfreigehaltene Gäste wären, die er bei sich bewirthete. Das Aeußere des Hauses haben wir bereits geschildert. Das Innere entsprach ihm: nur daß Alles rein, ordentlich und tüchtig

war; der Estrich war immer mit frischem Sande weiß gestreut, nie war ein Stäubchen auf dem alten gebohten Tische zu sehen, und die Messingknöpfe in den Lederbezügen der alten, hochlehnigen Stühle waren allezeit so blank, daß man sich hätte darin spiegeln können.

Aber dafür sorgte auch die Schwester des Herrn Wachtelhuber, die zweiundzwanzigjährige wirtschaftliche Luise, ein volles, stattliches Mädchen, mit klaren, nußbraunen Augen und einem kleinen Anflug von Bärtchen auf der Oberlippe, das indeß zu den schwellenden, kirschrothen Lippen, den bräunlichen, von gesunder Röthe zart durchschimmerten Wangen und dem dunkeln welligen Haar sich nichts weniger als abschreckend ausnahm.

Es war ein wahres Muster von Wirthschaftlichkeit und Häuslichkeit, die Luise, so bitter der Verlust ihres Vermögens sie betroffen, und so unwillig sie überhaupt über die unthätige, nichtsnutzige Lebensweise ihres Bruders war, so ließ sie sich doch nichts davon merken, sondern arbeitete immer frischweg, und hielt das kleine Haus und die ärmliche Wirthschaft im Stande, daß es eine Lust war. Nun, und Hermann und seinen Freunden schmeckte der edle Wein darum auch nicht schlechter, weil ein schönes Mädchen unterdessen mit ihrem Nähzeug in der Fensternische saß, oder mit ihren zierlichen weißen Händen Flaschen und Gläser herbeitrug, das kann der Leser auch allenfalls ohne uns schon denken . . .

Bei den Freunden, die sich regelmäßig nach jeder Clubsitzung in dem Asyl des Herrn Wachtelhuber zusammenfanden, wurde dasselbe nicht anders genannt, als die Hinterwäldlerkneipe; sich selbst nannten sie die Hinterwäldler. Der Ausdruck rührte von Florentin her, der damit die entlegene Lage der Kneipe sowie ihre höchst spärliche äußerliche Einrichtung hatte verspotten wollen. Auch ließ sich allerdings nicht leugnen, daß sie so einsam darin waren und so abgeschnitten von allem Verkehr mit der übrigen Welt, als hätten sie in einem Blockhaus bei den Hinterwäldlern gesessen.

Und so werden denn auch wir uns inskünftige desselben Namens bedienen.

SECHZEHNTES KAPITEL. DIE JUNGFERNREDE.

Damit ist nun also das Geheimniß heraus, und der Leser weiß jetzt, welch ein Magnet das war, dem zu Liebe Felix die Langeweile der Clubsitzungen so gutwillig ertrug: die Aussicht auf einen dieser traulichen Abende in der Hinterwäldlerkneipe, bei vortrefflichem Wein in anmuthiger Zurückgezogenheit unter den mannigfachsten und anregendsten Gesprächen, einer dieser Abende, mit einem Wort, wie sie die Lichtpunkte in dem übrigens so einsamen und einförmigen Leben des jungen Mannes bildeten.

Auch heute hatte er sich die stille trauliche Kneipe mit den hohen grünen Römern und den schlanken, bräunlichen Flaschen ganz besonders lebhaft ausmalen müssen, um nicht vor dem Schluß der Sitzung davonzulaufen. Das Wetter war ungewöhnlich schwül und drückend heut, der Gewitterregen, der in der Nacht einbrach, lag bereits schwer lastend in der Luft; auch wollte es Felix in seiner Ecke bedünken, als ob die wahrhaft freisinnigen, patriotischen und volksthümlich gesinnten Bürger noch nie so lange getagt hätten, wie heut, und noch nie so viel confuses Zeug geschwätzt, wie diesmal.

Weil er sich denn seiner Noth diesmal gar keinen Rath wußte, so that er, was er verständigerweise gleich anfangs hätte thun sollen, und was unter allen Umständen das beste Mittel gegen die Langeweile ist. Aber freilich ist es auch ein außerordentlich schweres Mittel – er fing an, einmal in allem Ernste ordentlich zuzuhören er verbannete alle übrigen Gedanken aus dem Kopf, denen er sich sonst während dieser Stunden hinzugeben pflegte, und suchte den Sachen, die eben verhandelt wurden, wohl oder übel, ein wirkliches ernsthaftes Interesse abzugewinnen.

Und siehe da der Versuch gelang weit besser, als er selbst es für möglich gehalten hatte. Auf der Tagesordnung der Wahrhaften befand sich eben ein Antrag, dergleichen damals zu den beliebtesten der Jahreszeit gehörte; es handelte sich um ein Mistrauensvotum, welches dem frankfurter Deputirten der Hauptstadt von Seiten des Clubs übersandt werden sollte. Da wir in schuldiger Rücksicht auf die Preßgesetze mit Namen überhaupt sehr discret verfahren, so halten wir auch hier den Namen des Deputirten zurück und überlassen es wiederum dem Scharfsinn der Leser, denselben aus den fünfhundertvierunddreißig Berühmtheiten, welche zu ihrer Zeit die Bänke der Paulskirche geschmückt haben, herauszusuchen.

Nur so viel wollen wir allerdings verrathen, daß es ein wegen seiner wissenschaftlichen Verdienste, sowie wegen der Energie und Lauterkeit des Charakters die er in sehr schwierigen Umständen bewährt hatte, in ganz Deutschland hochgefeierter Mann war, den die Residenz eben um dieses seines Ruhmes willen erwählt hatte, nicht sowohl ihm zu Ehren als sich selbst.

Allein man weiß ja auch noch, wie unglücklich gerade diese Art Wahlen in den meisten Fällen ausgefallen sind und wie wenig die Mehrzahl unserer ältern Berühmtheiten, auf den Stuhl der Senatoren versetzt, ihrem alten Ruhme entsprochen hat.

Auch dem Club der Wahrhaften war etwas dergleichen aufgedämmert. Sie waren sehr unzufrieden die vortrefflichen Wahrhaften; ihr berühmter Deputirter hatte noch

keine einzige Rede gehalten – und wozu hatten sie ihn denn in's Parlament geschickt, als um, wo möglich, alle Tage dreimal in der Zeitung zu lesen: das ehrenwerthe Mitglied für – und hier folgt nun der Name der Hauptstadt – erhält das Wort? Er hatte ferner bei der Wahl des Reichsverwesers für den Erzherzog Johann gestimmt, ohne den Namen Seiner Durchlaucht, des regierenden Herzogs, dessen Haupt- und Residenzstadt ihn doch erst in's Parlament geschickt hatte, auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen oder sich wenigstens bei seinen Wählern und ganz besonders bei dem sehr angesehenen und sehr weisen Club der Wahrhaften gebührender Weise zu entschuldigen, was ihn denn einer höchst sträflichen Neigung zum ›Aufgehen‹ dringend verdächtig machte.

Es würde viel zu weitläufig werden, wollten wir die übrigen Punkte, welche das Misfallen des oftgenannten Clubs erregt hatten, hier des Weitern aufführen. Genug, daß es deren eine ganze Menge war und alle von ganz ähnlichem Schlage; ein vortrefflicher Stoff für eine so geschickte Hand, wie Florentin's eine ganz artige Anklage daraus zu kneten. Das Ganze war im Grunde nur ein schlechter Witz von ihm, wie überhaupt das Meiste, was er in dem Club vorbrachte; selbst Hermann, trotz seines blinden Eifers hatte diesmal doch zu viel Ehrfurcht vor dem berühmten Namen und den wissenschaftlichen Verdiensten des in Rede Stehenden, als daß er sich dazu hergegeben hätte, den Antrag zu stellen.

Derselbe war daher einem Talente dritten Ranges zur Einleitung überlassen worden, das sich durch diese Gelegenheit, auch einmal zum Sprechen zu kommen auf's Aeüßerste geschmeichelt fühlte. Florentin stand gleichsam als Secundant an der Rednerbühne, um je nach Umständen entweder hilfreich beizuspringen, oder aber, wenn die Wahrhaften keine Lust bezeigen sollten, auf den allerdings sehr abgeschmackten und kindischen Antrag einzugehen, das Gefecht gleich im Entstehen wieder abzubrechen.

Aber da lehre uns Einer die Wahrhaften kennen! Mit beiden Händen, ohne alles Bedenken griffen sie zu, es hätte der ungemeinen Zurüstungen, mit denen der Redner dritten Ranges seinen Antrag formulirte (ähnlich einem untergeordneten Schauspieler, der einmal durch Zufall eine halbwegs bedeutende Rolle erhält, und dieselbe nun auch mit solchem Eifer abspielt und solcher Anstrengung, als sei er gleich bereit, seinen Geist darüber aufzugeben) es hätte, sage ich, dieser Zurüstungen gar nicht erst bedurft: die Mistrauensvoten waren in der Mode damals, der Club der Wahrhaften hatte noch kein Mistrauensvotum erlassen, ergo erließ er jetzt eins.

In diesem Stadium befanden die Verhandlungen sich gerade, als Felix sich vor Langeweile anfang dafür zu interessiren. Er horchte hoch auf, als er den Namen des Mannes vernahm, den er mit der aufrichtigsten Anhänglichkeit verehrte, auch ohne ihn jemals in Person gesehen zu haben. Allein Scham und Zorn rötheten seine Wange, als er weiter den abgeschmackten Antrag vernahm, um

den es sich handelte, und der gleichwohl, nach dem Beifall zu schließen, welcher dem Redner zu Theil ward, alle Aussicht hatte, von den Wahrhaften zum Beschluß erhoben zu werden.

Felix hatte noch nie in dem Club gesprochen, überhaupt noch nie öffentlich das Wort ergriffen. Auch jetzt kam es ihm nicht in den Sinn, er rechnete fest darauf, daß Hermann oder Florentin selbst den thörichten Antragsteller zur Ruhe verweisen würden.

Erst wie dies nicht geschah und wie man unter dem Zujuchzen des Publicums den Antrag sofort durch Acclamation zur Annahme bringen wollte, da erst, in einer plötzlichen, unwillkürlichen Aufwallung, entschloß er sich, mit wenigen raschen Schritten hatte er sich zur Tribune vorgedrängt . . .

Ich bitte um's Wort, rief er heftig, ohne sich durch Florentin's spöttisch verwunderte Blicke irre machen zu lassen.

Ein neuer Redner war schon seit Längerm eine ganz ungewohnte Erscheinung im Club der Wahrhaften; Alles fuhr von den Bänken in die Höhe, das unbekannte Gesicht zu sehen.

Der Name! der Name! schrie man . . .

Unser Mitbürger Felix hat das Wort, sagte Florentin gravitatisch, indem sein Lächeln immer bitterer, immer höhnischer ward: er sah, wie Felix beim Anblick der unruhigen Menge, und des öffentlichen Auftretens ungewöhnt, ganz bleich geworden war und sichtbarlich schwankte, ob er das Wort wirklich ergreifen oder schnell

wieder in der Menge, die ihn bisher verborgen gehalten, verschwinden sollte.

Man hatte im Saal den Namen nicht recht verstanden und begehrte ihn zum zweiten mal.

Unser Mitbürger Felix! Herr Felix! ein ausgezeichnete junger Dichter, dessen Schuld es nicht ist, daß sein Name Ihnen nicht schon bekannter ist! wiederholte Florentin mit seiner gellenden Stimme, indem er zugleich mit dem Hammer aufklopfte, zum Zeichen, daß Felix jetzt seine Rede beginnen möchte.

Aber die Neugier der Versammlung war noch nicht befriedigt; man wollte auch noch wissen, ob Felix für oder gegen den Antrag sprechen würde.

Florentin fixirte ihn spöttisch. Nun? sagte er leise, was haben wir zu erwarten, Herr Poet?

Gegen! rief Felix, so laut und mit einer solchen festen, hallenden Stimme, daß er selbst fast darüber erschrak.

Nun wieder Murren der Unzufriedenheit im Saal; man war einmal fest entschlossen, zu probiren, wie das thäte, wenn man ein Mistrauensvotum abgibt, man wollte die Sache überhaupt gar keiner Erörterung mehr unterworfen wissen, und nur dem Umstand, daß, wie schon gesagt ein neuer Redner in diesem Club nachgerade ein wahrhafter weißer Rabe war, verdankte Felix es, daß man ihn überhaupt zu Worte kommen ließ.

Er sprach denn also – noch indem er begann und indem ihm schon die ersten Worte von der Lippe hüpfen, schwirrten ihm die Gedanken durcheinander, der Athem

stockte ihm in der Kehle, eine unwiderstehliche Lust befiel ihn, nur wenigstens die Augen schließen zu dürfen, während er sprach . . .

Aber nein, diese Anwendung dauerte nur wenige Sekunden; wie sein Auge zufällig auf den Antragsteller fiel, den mehr erwähnten Redner dritten Ranges, der jetzt, hart unter der Rednerbühne, beide Hände in den Hosentaschen und die Brille bis beinahe auf die Nasenspitze vorgerückt, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Selbstgenügsamkeit und Siegesgewißheit zu dem *homo novus* emporstarrte, der so frech war, sich seine ersten Lorbern an ihm verdienen zu wollen, so kehrte in demselben Moment auch Felix' ganze Entrüstung und mit ihr sein ganzer besonnener Muth zurück. Die Natur hatte Felix nicht bloß ein höchst günstiges Aeußere mitgegeben: eine ebenmäßige, mehr kleine als große, aber feste und kräftige Gestalt, einen zierlich geformten Kopf, der mit großer Anmuth dem schlanken, dennoch kräftigen Halse und den wohlgerundeten Schultern angepaßt war, eine offene, hohe Stirn, von einer reichen Fülle dunkelbrauner Locken eingefast, ein klares, treues blaues Auge, in das man kaum hineinblicken konnte, ohne ihm gut zu werden, eine gerade und wohlgeformte Nase, einen frischen, jugendlichen Mund, von einem Barte eingefast, der vielleicht etwas zu üppig, zu wenig gestutzt war, um den Anforderungen der Mode zu entsprechen aber dafür, in Verbindung mit der lebhaften und frischen Farbe der Wangen, dem Ganzen nur einen um so größern Ausdruck von

Kraft und Männlichkeit gab: – sondern zu diesem günstigen Aeußern hatte die Natur ihm auch noch ein Zweites verliehen das ein nicht minder glückliches Vorurtheil für ihn erweckte: eine Stimme, eine von jenen halbverschleierten, von denen man nicht mit Unrecht gesagt hat, es wären braune Stimmen, so sanft, von so süßem mildem Wohl laut, daß das Herz jedes Hörers sich schon bloß auf diese Stimme hin gefangen gab.

Begreiflicherweise kann es nicht unsere Absicht sein und würde es sich auch zu dem übrigen leichtfertigen Inhalt dieses Büchleins schlecht passen, wollten wir Felix' Rede wiedergeben, oder überhaupt politische Digressionen und Raisonsnements einschalten. Auch kam es nach den ersten zwanzig Worten auf den Inhalt seiner Rede schon gar nicht mehr an; nachdem man sich im Saal verständigt hatte, wer der Redner eigentlich wäre, und daß man hier niemand Geringeres vor sich habe, als den Verfasser jener liebenswürdigen Gedichte, die seit einiger Zeit so viel Aufsehen erregten, als ferner sein Aeußeres geprüft und probehaltig befunden war, endlich als man den Wohlklang dieser Stimme vernommen hatte, die sich so warm und weich den Hörern an die Seele legte er nun ohne alle Frage, da war es eine ganz ausgemachte Sache, daß der schöne junge Mann, der berühmte Dichter, der Mann mit der melodischen Stimme, Recht hatte, vollkommen Recht!

Aber auch wenn aufmerksamere und urtheilsfähigere Zuhörer in diesem Saale gewesen wären, sie würden sich

dem Eindruck seiner Rede nicht haben entziehen können, so gewaltig rauschte sie daher, so wahr und natürlich quoll sie aus der innersten Tiefe einer lebendigen, männlichen Ueberzeugung. Das war nicht das ungestüme, formlose Stammeln des Enthusiasmus, das Hermann zum Besten zu geben pflegte, noch auch die geleckte, blendende Zierlichkeit, die kleinen, wohlzugespitzten Witze, die prächtigen gemalten Flammen, mit denen Florentin seine Zuhörer entzückte: das war ein künstlerischer Geist, der die Massen der Rede sofort im Entstehen ordnete und beherrschte, das war der Hauch des Dichters, der den einfachen und doch so ergreifenden Schmuck dieser Rede belebte.

Und endlich und vor Allem, wir müssen es wiederholen, war es die Kraft einer verständigen, besonnenen und selbstbewußten Ueberzeugung, die sich um so sicherer an diesen Zuhörern bewährte, je entwöhnter sie derselben im Ganzen waren. – In klarer und ruhiger Rede setzte Felix die Widersprüche, welche der Antrag selbst enthielt, aus einander; seine Stimme bebte vor Rührung und das Auge wurde ihm feucht, da er von den unsterblichen Verdiensten sprach, die jener Mann sich um Wissenschaft und Volk erworben, und von diesem reichen Ruhmeskranze, mit dem er das Vaterland geschmückt; mit scharfen und eindringlichen Worten züchtigte er die Vermessenheit, welche darin lag, einen solchen Mann aus solchen Gründen vor ein solches Forum zu ziehen, sowie die Gesinnungslosigkeit, die sich zu solchen Manoeuvren hergab. Als er dann zum Schluß, auf die allgemeinere

Seite der Frage übergehend, ein Bild des Jammers und des Elends entwarf, welches unvermeidlich über das gesamte Vaterland kommen müsse, wenn eine derartige Gesinnung allgemeiner würde, da gewannen Antlitz und Haltung des jungen Mannes wahrhaft den Ausdruck eines Propheten, diese Stimme, die anfangs so weich, so süß erklungen, rollte jetzt so zürnend, so donnergleich, daß selbst die verwaschenen Herzen der Wahrhaften zusammenbebten und eine Ahnung ihres Unrechts auf Augenblicke wenigstens diese so selbstzufriedenen, so ewig vergnügten Gemüther durchzitterte!

Kurz zu sagen: der Sieg, welchen Felix errang, war der vollständigste, der noch jemals in dem Club der Wahrhaften erfochten worden war und das wollte etwas bedeuten, da, wie wir wissen Einstimmigkeit zu den vornehmsten Tugenden dieser ausgezeichneten Gesellschaft gehörte. Der Antragsteller konnte gar nicht mehr zu Worte kommen, Florentin selbst, der die Schlacht verloren sah, verhinderte es. Statt des Misstrauensvotums beschloß man, eine Vertrauensadresse abzusenden, mit deren Abfassung Felix beauftragt ward, derselbe Felix, den vor einer halben Stunde noch Niemand hatte anhören wollen, und der jetzt auf einmal der Löwe des Tages geworden war!

SIEBZEHNTE KAPITEL. BEIM WEIN.

Es dauerte einige Zeit diesmal, bevor die kleine Gesellschaft beim Hinterwäldler sich in diejenige gemüthliche Heiterkeit hineinfinden konnte, die sonst in ihrem Kreise

herrschte und die unter diesen Dreien wenigstens Zweien so aufrichtig von Herzen kam.

Hermann befand sich in unbeschreiblicher Aufregung, es war eine wahrhafte Umwandlung mit dem sonst so starken, charakterfesten Manne vor sich gegangen; in den Augen standen ihm die hellen Thränen und mit der Rechten suchte er fortwährend nach Felix' Hand, ihm dieselbe zu streicheln und zu drücken.

Und Felix selbst? Ei nun, der hätte ja auch nicht müssen dreiundzwanzig Jahre alt, hätte nicht müssen Dichter, noch auch der Triumph, den er so eben errungen, der erste auf diesem Gebiete sein, wenn nicht ein hohes Gefühl von Freude, eine edle, stolze Genugthuung ihm das Blut hätte sollen ungestümer durch die Adern jagen! Auch er sprach wenig; mit langen, freudig leuchtenden Blicken starrte er in die goldne Fluth, die vor ihm in grünlichem Kelchglas duftete, schlürfte sie mit langsamen behaglichen Zügen hinunter, drückte Hermann's Hand ebenfalls innig, nickte der fleißigen Luise, die an einem andern Tische mit ihrem Nähzeug beschäftigt war, gutmüthig zu. Dann stand er auf, zischelte dem Herrn Anton Wachtelhuber, der, zwei geleerte Flaschen links und eine halb geleerte rechts, nach seiner Gewohnheit hinter der Thür im Sorgenstuhle saß, etwas in's Ohr, worauf derselbe nach einigem Zaudern, den Finger an der Nase, verschwand, um erst nach einer längern Weile zurückzukehren, in den vorsichtig zusammengekniffenen Fingern jeder Hand eine köstliche, goldgesiegelte, mit

Spinnennetzen bedeckte Flasche tragend, so leis, so vorsichtig, als ob es ein Kind von anderthalb Tagen wäre . . .

Freue dich nicht zu früh, guter Anton! halte die Flasche nicht so selbstvergnügt gegen das Licht, und wiege dazu mit dem Kopfe, so ehrbar, so nachdenklich, daß dein Doppelkinn noch einmal so große Falten schlägt! Es ist da Einer unter deinen Gästen, der ist eben der Mann dazu, auch den edelsten Nektar in Galle zu verwandeln und den armen Felix um die ganze Freude des heutigen Abends zu bringen!

Florentin kritisirte die Rede seines Freundes; er hatte nachlässig den einen Arm um die Lehne seines Stuhls geschlungen, besah sich während des Sprechens eifrig seine Stiefelspitzen und schleuderte ab und zu mit einer raschen Kopfbewegung die langen dünnen Haare aus der Stirn zurück: zwei Angewohnheiten, die vielleicht nicht zum feinsten Ton gehörten, ihm jedoch so zur andern Natur geworden waren, daß er selbst gar nichts mehr davon wußte.

Für Ihren ersten Versuch, lieber Felix, sagte er, haben Sie recht hübsch gesprochen, wirklich recht hübsch, recht passabel, man kann es nicht anders sagen; ein wenig pomphaft, ein wenig zu sehr an's Gefühl gerichtet: aber das eben liebt der Philister, und an dem Beifall haben Sie ja gehört, was für Zucker Sie seinem Affen gegeben. Aber erlauben Sie mir, lieber Felix, Sie daran aufmerksam zu machen, daß diese Art von Beredtsamkeit außerordentlich gefährlich ist – weshalb? weil sie sich gar zu

leicht abnutzt und überhaupt nicht im Mindesten politisch, nicht ein klein Bischen staatsmännisch ist.

Sie haben, fuhr er fort, indem er das Glas erhob, das inzwischen Herr Wachtelhuber selbst mit großer Vorsicht gefüllt hatte, es jedoch nur flüchtig an die Lippe führte und sogleich wieder, ohne Herrn Wachtelhuber's lauernes Gesicht zu beachten vor sich niedersetzte – Sie haben heut ein sehr glückliches Spiel gespielt, lieber Felix. Aber täuschen wir uns nicht selbst: auch ein sehr leichtes. Der Antrag des unglücklichen Maleachi (es war dies der Spitzname, welchen die Hinterwäldler dem Redner dritten Ranges gegeben hatten und über dessen Bedeutung der geneigte Leser sogleich im Klaren sein wird, sobald er sich erinnert, daß Maleachi einer von den sogenannten kleinen Propheten ist) . . .

Der Antrag des unglücklichen Maleachi, sagte Florentin, war so confus und so abgeschmackt, daß ich eigentlich Bedenken getragen hatte, ihn überhaupt nur auf die Tagesordnung zu bringen. Indessen, man muß doch probiren, was man dem Spießbürger Alles bieten kann. Auch ist es sehr gut so, wie es gekommen ist; wir selbst verdanken dem sinnlosen Antrage Maleachi's (indem er sich mit einer unendlich malitiösen Fratze gegen Felix verneigte und das Glas zum Anklingen erhob) die höchst ausgezeichnete *Maiden-speech* unsers geehrten Freundes und der sehr ehrenwerthe Deputirte in Frankfurt verdankt ihr ein Vertrauensvotum, das ihm auch aus dem Himmel gefallen kommt, wie die Wachteln den Juden in der Wüste – ja, ja, mein bester Herr Wachtelhuber, Sie brauchen mich

nicht so anzuglotzen, es ist wahr, ich kann nichts dafür, es ist eine heilige Geschichte, sie steht in der Bibel; Sie dürfen nur Ihr Fräulein Schwester danach fragen, die schöne Luise, die weiß es ganz gewiß . . .

Florentin war es nämlich sehr wohl bekannt, daß Herr Wachtelhuber nichts weniger leiden und sich über nichts mehr erboßen konnte, als wenn man sich Anspielungen auf seinen Namen erlaubte. Aber gerade darum hatte Florentin sich dieses Bildes bedient.

Herr Wachtelhuber brummte etwas in den Bart, von Leuten, die das kostbare Tröpfchen Wein, das sie tranken, gar nicht werth wären, und die auch ohne ihre Freunde gewiß keinen Zutritt bei ihm finden sollten, und schob sich auf seinen Lehnstuhl zurück. Luise und Hermann wechselten begütigende Blicke, Florentin selbst aber fuhr fort:

Es versteht sich von selbst, lieber Felix, daß Ihr heutiger Triumph Ihnen außerordentlich in den Kopf gestiegen sein wird, und daß Sie sich in Ihren Gedanken schon allermindestens für einen Mirabeau halten. Sie werden auch dem, was ich Ihnen jetzt sagen werde, keinen Glauben schenken; das soll mich indessen nicht abhalten, Ihnen meine Meinung mitzuthemen, so aufrichtig und ungeschminkt, wie die Freundschaft, die ich für Sie hege, es mir gebietet. Entsinnen Sie sich an das, was ich Ihnen über die publicistischen Stylübungen gesagt habe, welche Sie seit einiger Zeit heimlich in die Welt setzen: Sie sind kein politischer Schriftsteller, guter Felix, aber Sie

sind auch kein politischer Redner, werden auch nie einer werden . . .

Und warum nicht, wenn ich fragen darf? fiel Hermann ziemlich heftig ein –

Weil es sich mit der politischen Bekedtsamkeit, erwiderte Florentin, gerade entgegengesetzt verhält, wie mit der übrigen, besonders der theologischen, zu der ich bei Felix allerdings eine gewisse Anlage verspüre. *Pectus est, quod disertum facit* – lächerlich! ungeheuer lächerlich! Der Politiker hat überhaupt gar kein *Pectus*, nur ein *Caput* – verstehen Sie, lieber Hermann? *Caput* –!

Hier ergriff er sein Glas und nippte höchst bedächtig.

Felix lächelte ihm freundlich zu. Sie sind, sagte er, mit Ihrer Beweisführung noch nicht ganz zu Ende, glaube ich? –

Denn auch mit Felix war seit Kurzem eine wunderliche Veränderung vor sich gegangen: sein Respect vor Florentin war lange nicht mehr so groß, und er hörte die aus Belehrung und Vorwurf gemischten Auseinandersetzungen desselben wirklich mit vieler Gemüthsruhe an.

Für so scharfe Denker, wie meine Freunde hier, antwortete Florentin in immer gereiztem Tone, sollte ich es eigentlich sein; da Sie indessen wünschen, will ich noch Einiges hinzusetzen. Es kann Niemand politischer Redner sein, der nicht auch politischer Denker, mit einem Worte – der nicht Staatsmann ist. Staatsmann aber wird man nicht in der Dachstube und nicht hinter den Büchern, und wenn man den ganzen Tag über Hugo Grotius und Pufendorf und Montesquieu und Herrn von Haller

säße und sämtliche Reden des englischen Parlaments und das ganze Recueil des Herrn von Martens auswendig lernte – Staatsmann, meine lieben Freunde (indem er jetzt beide Arme über die Stuhllehne hing und seine Stiefelspitzen mit einer Aufmerksamkeit betrachtete als ob es die einzigen Stiefelspitzen der Welt wären) . . .

Staatsmann, sagte Florentin, wird man nur, indem man sich persönlich in der politischen Welt umthut, indem man die verschiedenen staatlichen Einrichtungen der Nationen an Ort und Stelle studirt, indem man endlich durch Geburt und Verhältnisse denjenigen Kreisen nahe gerückt ist, in denen nun einmal von Anbeginn der Welt an die Geschicke der Völker entschieden worden sind – und zu deren Entscheidung sie auch jetzt wieder kommen werden, wie eifrig das souveraine Volk sich auch mit dem Gegentheile schmeichelt!

Mit dieser letztern Aeußerung war Florentin im Grunde viel weiter herausgegangen, als er es selbst gewollt hatte. Doch Felix war nicht in der Stimmung, dergleichen aufzugreifen.

Sie haben zum Theil sehr Recht, lieber Florentin, sagte er, und Niemand kann die erstere Hälfte von dem, was Sie da sagen, mehr aus der Seele gesprochen sein, als mir. Allein ich glaube auch, daß noch nicht Jeder, der sich für die Angelegenheiten des Vaterlandes interessirt und nach bestem Wissen auf die politische Aufklärung seiner Mitbürger einzuwirken sucht, darum schon Anspruch macht, ein Staatsmann zu sein. Ich glaube sogar, daß dies nur

eine allgemeine Bürgerpflicht, deren Erfüllung, weit entfernt, eine Anmaßung zu sein, vielmehr ein Gesetz ist für Jeden, der die Aufgabe der gegenwärtigen Zeit überhaupt begreift. Daß man ohne Kopf und Kenntniß zur Erfüllung dieser Pflicht nicht taugt, das gebe ich Ihnen natürlich sogleich zu; ob aber das Herz dabei etwas so Ueberflüssiges, wohl gar Schädliches ist, wie Sie behaupten, ja ob ein Bischen Herz nicht sogar dem wirklichen praktischen Staatsmanne von Nutzen wäre, darüber wollen Sie mir vorläufig noch einige Zweifel gestatten.

Und mir auch! eine ganze Menge Zweifel! ungeheuer viel Zweifel! stotterte Hermann, der inzwischen neue Flaschen commandirt hatte: und wenn Sie es mir nicht gestatten wollen, so zweifle ich auf meine eigene Hand, ja, recht sehr zweifle ich!

Zweifeln Sie so viel Ihnen beliebt und so viel Ihre etwas schwere Zunge noch herausbringen kann, erwiderte Florentin mit geringschätzigem Achselzucken: es ist natürlich nicht Jedermanns Sache, dergleichen einzusehen, und ich fühle keinen Beruf in mir, den Apostel der Waisen und Unmündigen zu machen.

Sie führen eine verdammt harte Sprache, Florentin, antwortete Hermann, indem er die Flasche etwas stark vor sich niedersetzte; nach meiner Ansicht sollten selbst die genauesten Freunde sich dergleichen nicht gestatten.

Ah, sagte Florentin höhnisch, meine Beredtsamkeit gefällt Ihnen nicht? Sehr natürlich: es ist keine Bruststimme, die ich rede –

Nein, aber ein verwünschtes Falsett, wie ich merke, rief Hermann; o Florentin, ich habe immer so gut von Ihnen gedacht, es wäre ja wirklich abscheulich von Ihnen, wenn Sie ein paar ehrliche Jungen, wie wir sind, hintergehen könnten . . .

Hintergehen? spottete Florentin, wer spricht von hintergehen? Heißt das hintergehen, wenn ich unserm Freunde Felix sage, daß er niemals ein Politiker werden kann, und daß er gut thun wird, ein für allemal sich auf seinen Pegasus zu beschränken? Ich dünkte, das hieße umgekehrt den Leuten die Wahrheit recht offen in's Gesicht sagen!

Und wenn Felix ein Staatsmann werden will, rief Hermann, der seinen Zorn nicht mehr bemeistern konnte, und Gott schenkt ihm Leben und Gesundheit, so wird er doch ein Staatsmann! gerade ein Staatsmann! noch ein ganz anderer Staatsmann als Sie – oho, Sie –!

Florentin war einen derartigen Widerspruch nicht gewohnt; er fing sich ebenfalls an zu erhitzen.

Und es ist unverantwortlich von Ihnen, sage ich, rief er, daß Sie dem armen guten Jungen dergleichen Dinge in den Kopf setzen! Felix ist zum Dichter geboren – zum Dichter, weiter nichts – und mit allem Andern, was er ergreifen oder werden könnte, würde er nur seinen Beruf verfehlen!

Pah! Staatsmann und Dichter, als ob das auch so unvereinbar wäre, und als ob man die Erscheinung nicht schon gehabt hätte, oft genug! murrte Hermann.

Ja wohl, versetzte Florentin, man hat sie gehabt: aber es ist auch danach gewesen, von Addison an bis auf Goethe und Lamartine . . .

Ah, warf Felix misbilligend dazwischen, Sie wollen doch nichts gegen Goethe sagen, lieber Florentin?

Aber die beiden Streiter hörten schon nicht mehr auf ihn –

Und er soll doch Staatsmann werden! schrie Hermann.

Nichts da, Dichter soll er bleiben! rief Florentin dagegen.

Staatsmann –!

Dichter –!

ACHTZEHNTE KAPITEL. EINE JUGENDERINNERUNG.

So komisch diese Scene auch war und so sehr sie Felix auch ergötzte, so hielt er es doch bei der wachsenden Heftigkeit der beiden Streitenden für zweckmäßig, ihr ein Ende zu machen und die Unterhaltung auf einen andern, minder verfänglichen Gegenstand zu leiten.

Sie sind sehr gütig, meine Freunde, sagte er, indem er mit dem Glas an der Flasche läutete, um sich Gehör zu verschaffen: ein Zeichen, welches der redliche Herr Wachtelhuber aus alter Gewohnheit ganz anders verstand: denn über den ungewöhnlichen Durst seiner Gäste vergnüglich schmunzelnd, stieg er sofort in den Keller hinab, neue Vorräthe heraufzubringen.

Sie sind sehr gütig, meine Freunde sagte Felix, eine so lebhaft Theilnahme an meiner wahren Bestimmung an

den Tag zu legen. Aber schenken Sie meiner Bitte Gehör und verlassen Sie einen Gegenstand, der (setzte er mit komischer Geberde hinzu) für meine Eitelkeit so viel Verfängliches hat. Reden wir überhaupt von etwas Anderem! Was sind wir für schlechte Hinterwäldler heut, daß wir uns die verwünschten dummen Clubhistorien sogar bis hierher nachrücken lassen und uns die unschätzbare Gottesgabe damit verderben?!

Nun Gott Lob, sagte Herr Wachtelhuber, der eben mit einer Flasche zurückkam, die noch ehrwürdiger, noch mystischer aussah als die früheren: das ist doch das erste vernünftige Wort, das ich heut von den Herren höre, und dafür sollen Sie hier auch ein Tröpfchen haben, mein lieber Herr Felix, von dem Besten, was mein armes Kellerchen vermag.

Ja, Gott Lob, wiederholte auch Luise, indem sie sich einen Stuhl in Hermann's Nähe heranzog: mir wurde schon ganz bange, als die Herren so in Streit geriethen, und ich muß mich nur dazwischen setzen, damit es nicht von Neuem losgeht.

Und meinen Sie nicht vielmehr, daß Ihre Gegenwart den Streit erst recht entzünden wird, schöne Luise? entgegnete Florentin galant, indem er seinen Arm um die feste Taille zu legen suchte.

Aber Luise zog ihren Stuhl hastig zurück.

O nicht doch, Herr Baron, sagte sie, das wissen Sie nun doch wohl, daß ich dergleichen nicht dulde. Ich habe mich so müde gearbeitet und säße nun gern noch ein halbes Stündchen in Ruhe und hörte dem Gespräch der

Herren zu; wenn Sie mir das nicht verderben wollen, so müssen Sie dergleichen hübsch unterlassen.

Es war nicht das erste Mal, daß das junge Mädchen sich genöthigt sah, derartige Warnungen an Florentin zu richten. Hermann warf ihm einen zornigen Blick zu: allein bevor er seinem Unwillen noch Luft machen konnte, hatte Felix schon wieder das Wort genommen.

Der Streit, meine Freunde, sagte er, den Sie vorhin so gütig waren, über meine eigentliche Bestimmung zu führen, ob Dichter, ob Politiker, erinnert mich an eine einigermaßen ähnliche Scene, die mir in meinen Knabenjahren passirt ist, und die ich Ihnen, da wir heute doch einmal zu nichts Besserem aufgelegt scheinen, mit Ihrer Erlaubniß erzählen will. Die Geschichte wird, wie ich hoffe, Ihren Beifall haben, lieber Florentin, da sie dazu dienen kann, die Ansicht welche Sie von meinem wahren Berufe hegen, zu bestätigen.

Recht so, erzähle, lieber Bruder, rief Hermann: aber erst komm her – das ist gerade ein Wein, der werth ist, daß zwei Kerle, wie wir, sich darin Brüderschaft trinken bist, straf mich Gott, ein honetter Kerl, mit dem Kopf sowohl wie mit dem Herzen – komm her! auf Du und Du! und der Teufel soll mich holen, wenn Du nicht noch einmal ein großer Mann wirst!

Ja, ja, erzählen Sie, rief auch Luise, indem sie die Arme leicht fröstelnd unter die Schürze steckte und sich auf dem Stuhl zurechtrückte: es ist ein Wetter draußen zum Erbarmen, der Regen schlägt gegen die Fensterladen, als

ob es Kieselsteine wären; Sie können in diesem Wetter unmöglich nach Hause.

Ah, bitte recht sehr, erzählen Sie, sagte Florentin gedehnt, während er mit spöttischen Blicken die Gruppe der beiden Smollirenden betrachtete; Florentin war, wie die meisten guten Erzähler, ein sehr schlechter Hörer, und wollte nach seinem eigenen Ausdruck, lieber drei Tage lang zwölf Stunden arbeiten, als in zwölf Stunden drei Geschichten hören.

Du bist ohnedies immer so verwünscht verschwiegen mit deinen Jugendgeschichten, setzte Hermann hinzu, man sollte denken, du wärest vom Himmel gefallen.

Wie Wachteln, schaltete Florentin rasch ein.

Allein Herr Wachtelhuber hatte so gründliche Studien über die Vortrefflichkeit seines Weines angestellt, daß er so eben sanft entschlummert war: so daß also der Pfeil, der ihm zgedacht war, von seinem schnarchenden Haupte abprallte.

Ei nicht doch, er hat es ja schon oft gesagt, er ist aus Thüringen der Herr Felix, wandte Luise ein.

Ja wohl, rief Felix, aus Thüringen: und Gott segne das Land, das so schön daliegt mitten im Herzen Deutschlands und wo es so viel der herzigen, wackeren Menschen gibt! Ich trinke dies Glas Wein auf das Wohlsein meiner Heimath: Thüringen soll leben!

Ich habe nirgend in ganz Deutschland so schlechte Betten, so elendes Essen und so traurige Oefen gefunden als in Thüringen, murrte Florentin dazwischen.

Felix aber begann seine Erzählung.

Wenn ich bisher so verschwiegen über meine Jugend gewesen bin, sagte er, so hat das hauptsächlich darin seinen Grund, weil sie so höchst einfach gewesen und weil so wenig davon zu erzählen ist. Mein Vater war ein armer, mittelloser Schulmeister in einem kleinen Städtchen hinter Gotha.

Was Sie sagen, hinter Gotha? rief Florentin, dem die Erzählung auf einmal interessant zu werden schien. Ich meine nur, setzte er hinzu, wie um seine Unterbrechung zu entschuldigen, weil es eine sehr angenehme Gegend um Gotha ist . . .

Durch welche Schicksale, fuhr Felix fort, mein Vater eigentlich an diesen Ort und in diese Stellung verschlagen worden, die seinem lebhaften und fein gebildeten Geiste beiweitem nicht entsprach, darüber fehlen mir alle Aufschlüsse. Ich vermuthete nur, daß die Liebe zu meiner Mutter, die mir noch deutlich als eine Frau von ungemainer Schönheit vorschwebt, ihn aus seiner ursprünglichen Laufbahn herausgerissen hatte. So weit meine Erinnerung zurückreicht (und wenn ich mich nicht selbst täusche, so reicht sie wenigstens bis in mein drittes Jahr zurück), habe ich mich mit Gedanken und Träumen beschäftigt, von denen ich jetzt nur sagen kann, es sind Verse gewesen – Verse eines Kindes, das von den Gesetzen der Sprache, den Regeln der Kunst noch keine Ahnung hat: aber genug es war etwas Poetisches darin, es waren Anfänge zu Versen, gleichsam Embryone künftiger Gedichte. Kaum daß ich schreiben gelernt hatte, als ich

auch jedes Stückchen Schiefertafel und jeden Fetzen Papier, dessen ich nur habhaft werden konnte, mit meinen Verseleien beschmierte. Meine gute Mutter empfand darüber große Besorgniß –

Nämlich, unterbrach Felix sich selbst, mein Vater Sie müssen wissen ich meine . . .

Aber nein, nein, rief er, indem er plötzlich hastig aufsprang, es geht doch nicht, ich kann Ihnen diese Geschichte, so läppisch sie ist, dennoch nicht erzählen, es würde mich zu weit führen . . .

Der junge Mann war an's Fenster getreten, hatte einen Laden aufgestoßen und steckte das glühende Gesicht in die kühle Regennacht hinaus, gleichsam als ob er es den Uebrigen verbergen müßte.

Alle sahen sich überrascht, beinahe voll Bestürzung an.

NEUNZEHNTE KAPITEL. DIE FEINDLICHEN BRÜDER.

Bin ich doch, sagte der junge Mann, indem er sich nach einer längern Pause mit ruhig lächelndem Gesicht wieder zur Gesellschaft zurückwandte, ein rechter Thor, daß ich so viel Umstände mache um ein so geringfügiges Geheimniß, das überdies so unschuldiger Natur ist und für Niemand Werth hat, kaum einmal für mich selbst. Aber ich will nun auch nicht länger zurückhalten mit meinem Vertrauen, auf das Sie durch das brüderliche Wohlwollen, das Sie mir erweisen so gegründeten Anspruch haben. Ein Abend, wie der heutige (indem er quer über den

Tisch Florentin die eine, Hermann die andere Hand reichte und auch Luisen freundlich zunickte) kommt so bald nicht wieder, ich fühle es wohl –

O doch, fiel Florentin ironisch ein, sollte das Säftchen des Herrn Wachtelhuber schon auf der Neige sein? Wenn wir wieder so viel von diesem Weine trinken, guter Felix kriegen wir auch gerade wieder solche Stimmung.

Allein Felix wollte sich aus der erhöhten Stimmung, in welcher er seinerseits sich befand, nun einmal nicht herausbringen lassen; darum fuhr er unbeirrt fort:

Es sollte eine ganz kurze und lustige Historie werden, die ich Ihnen zu erzählen gedachte, und nun fürchte ich, wird es eine ziemlich lange und ernsthafte werden –

Florentin seufzte und suchte mit dem Kopf an der Stuhllehne herum, als ob er irgendwo ein Kopfkissen vermißte. Aber auch davon ließ Felix sich nicht stören.

Ich habe Ihnen vorhin gesagt, meine Freunde, erzählte er, daß ich von der Herkunft und den frühem Schicksalen meines Vaters nur sehr wenig wüßte. Aber eins weiß ich allerdings noch: nämlich daß mein Vater einen etwas ältern Bruder hatte, der, ich habe nie erfahren, ob durch eine Erbschaft oder durch welche andere glückliche Schicksalsfügung, sich, in geradem Gegensatz zu meinem armen Vater, vielmehr in recht wohlhabenden, ja reichlichen Verhältnissen befand. Derselbe lebte, wenn ich mich recht besinne, irgendwo als Professor am Rhein; doch kann ich darin möglicherweise auch irren.

So können Sie, schaltete Florentin höhnisch dazwischen, wenigstens kein sehr zärtlicher Neffe, oder der

Bruder Ihres Vaters kein sehr zärtlicher Oheim gewesen sein. Denn Sie scheinen ja blutwenig von dieser Verwandtschaft zu wissen.

So ist es, erwiderte der junge Mann und werden Sie den Grund sogleich hören.

Mein Vater hatte ebenfalls allerhand poetische Anlagen gehabt; sein Bruder jedoch, der bei dem frühen Tode beider Aeltern väterliche Rechte über ihn übte, hatte niemals etwas davon wissen wollen, und hatte meinen Vater von früh auf durch große Strenge zu den eigentlichen Studien seines Berufes angehalten. Ich vermuthete, daß mein Vater ihm nicht immer ganz gutwillig gefolgt ist, und daß dies den ersten Grund zu der Spannung gelegt hat, welche zwischen den beiden Brüdern stattfand, und die sich bald durch ein an und für sich höchst komisches Ereigniß in einen offenen Bruch verwandeln sollte.

So wenig nämlich mein Oheim von den literarischen Versuchen meines Vaters wissen wollte, so hatte er doch selbst dem Drange, als Schriftsteller aufzutreten, nicht widerstehen können. Vielleicht indeß war es bei ihm auch weniger schriftstellerische Eitelkeit als Drang der Loyalität gewesen. Genug, bei einer gewissen feierlichen Veranlassung ließ er ein Schriftchen drucken, welches einen Panegyrikus auf den regierenden Landesherrn enthielt, unter dem barocken Titel: Hans Peter – so will ich einmal beispielsweise den Namen des Landesherrn bezeichnen – im Lichte der Wahrheit. Das Schriftchen muß viel närrisches und wunderliches Zeug enthalten haben, ich selbst habe es niemals zu Gesicht bekommen; wie

das ganze Ereigniß denn überhaupt in meine frühesten Kinderjahre fällt, ja, ich weiß nicht, ob nicht sogar noch vor meiner Geburt. Es war ohne den Namen des Verfassers erschienen; mein Vater indessen, der den Autor nur allzu wohl errieth, konnte dem Kitzel nicht widerstehen und schrieb eine von Witz und Satyre sprudelnde Gegenschrift, unter der drastischen Firma: Der Esel im Dunkeln, eine freundnachbarliche Beleuchtung des kürzlich erschienenen Büchleins: Hans Peter im Lichte der Wahrheit.

Alle lachten, selbst Florentin.

Ihr Vater scheint ein höchst vergnügter Bursche gewesen zu sein, sagte er: aber erlauben Sie mir die Frage, wie Ihre sehr ergötzliche und lehrreiche Geschichte mit dem Thema in Zusammenhang steht, von dem wir ursprünglich ausgingen?

Es ist noch gar nicht die Geschichte, die ich eigentlich erzählen wollte, entgegnete Felix mit einiger Verlegenheit, nur erst die Einleitung dazu.

Ja so, erwiderte Florentin hastig, dann geniren Sie sich ja nicht . . .

Und damit fuhr er mit dem Kopf an der Stuhllehne herum, als ob er mit Gewalt noch ein Loch hineinbohren müßte.

Laß dich nicht stören, das ist eine gesunde Geschichte, und ich finde hier noch eine ganz frische Flasche, die mir Freund Wachtelhuber als vorsichtiger Mann unter den Stuhl gestellt hat, sagte Hermann, der neben Luise saß und mit derselben philosophischen Ernsthaftigkeit bald

in die goldne Fluth des Weins, bald in die braunen Augen seiner Nachbarin starrte.

Felix fuhr fort:

Auch das Gegenschriftchen meines Vaters erschien ohne dessen Namen, sogar ohne Angabe des Druckortes und ohne Jahreszahl. Von diesem Schriftchen habe ich ein Exemplar in dem Nachlaß meines Vaters gefunden, oder vielmehr daraus entwendet; ich bringe es wohl gelegentlich einmal mit und da wollen wir, wenn es Ihnen genehm ist, die Scherze meines Vaters, die für ihn so verhängnißvoll werden sollten, und sogar auch für mich, belachen und seinem Andenken ein Glas von diesem Weine widmen.

Er fuhr mit der Hand über die Augen.

Sie erzählen verteufelt gut aber auch verteufelt langsam, erinnerte Florentin.

Ich werde mich sogleich zu bessern suchen, antwortete Felix. Trotz der ängstlichen Sorgfalt, mit welcher mein Vater seine Autorschaft zu bewahren gesucht hatte, wurde doch auch er sofort von seinem Bruder als derjenige erkannt, der diesen sarkastischen Esel auf ihn losgelassen. Die Folge davon war ein förmlicher und feierlicher Bruch meines Oheims, der von Stunde an allen und jeden Verkehr mit der Familie meines Vaters aufhob. Und dies, meine Freunde, wollte etwas bedeuten, besonders für Ihren armen Freund Felix. Denn da mein Oheim, wie schon gesagt, vermögend und nicht nur unvermählt war, sondern auch stets unvermählt zu bleiben beschlossen hatte, so war ich, wiewohl noch der Wiege kaum entwachsen,

doch bereits zu seinem künftigen Erben bestimmt. Auch hatte er unser Haus bis dahin übrigens mit Rath und That reichlich unterstützt.

Ah, spottete Florentin, schon wiederum halb im Schlaf, jetzt fängt die Geschichte allerdings an, tragisch zu werden.

Nach dem Erscheinen jenes Büchleins jedoch, erzählte Felix weiter, zog der Oheim seine Hand völlig von uns ab; er verbot meinem Vater ihm jemals wieder vor Augen zu kommen oder ihm mit Briefen lästig zu fallen, ja nicht einmal sein Name sollte in unserm Hause genannt werden dürfen. Mein Vater mochte wohl darauf rechnen, der Zorn des Andern würde sich mit der Zeit wieder legen; er nahm also die Sache ziemlich auf die leichte Achsel, und hielt namentlich das letztere Verbot meines Oheims so pünktlich, daß ich mich nicht erinnere, denselben aus dem Munde meines Vaters je anders nennen gehört zu haben, als der Narr. Leider sollte aber dieser Humor meinem armen Vater nichts helfen; allerhand neue Widerwärtigkeiten brachen auf ihn ein, seine einförmige und geistlose Beschäftigung widerte ihn an, auch der Friede mit meiner Mutter mochte durch die Begebenheit mit dem Oheim wohl einigermaßen erschüttert sein, vorzüglich durch Zuthun ihrer Mutter, meiner Großmutter, die bei uns im Hause lebte und sich durchaus nicht darüber zufrieden geben konnte, daß ihr einziges Enkelsöhnchen auf so schnöde Weise um die gehoffte Erbschaft des Oheims gekommen sein sollte – die gute Frau! hat sie damals etwas versehen, so hat sie es seitdem

durch die unendliche Liebe und Treue, mit der sie mich erzogen, mehr als wieder gut gemacht. Genug, eines guten Morgens war mein armer Vater auf und davon. Ein zurückgelassener Brief an meine Mutter benachrichtigte dieselbe, daß er das Elend im Hause nicht länger ertragen könne und unter einem andern Himmelsstrich nach einem bessern Stückchen Glück für uns suchen wolle; so wie er es gefunden, werde er uns schreiben. Aber er hat niemals wieder geschrieben seit beinahe zwanzig Jahren; er ist verschollen und todt!

ZWANZIGSTES KAPITEL. DAS TEUFELCHEN.

Ist das nun Geschichte oder noch Einleitung? fragte Florentin, halb schon im Schlaf.

Noch immer Einleitung, lieber Florentin, erwiderte Felix lächelnd: aber wir werden nun bald zu der eigentlichen Geschichte kommen. Doch muß ich vorher noch ein zweites Histörchen vorausschicken. Mein Vater, der in seinem redlichen Eifer kein Mittel unversucht ließ, unsere ärmliche Lage zu verbessern, nahm unter Anderm auch auf Anbringen eines entfernten vornehmen Gönners einen misrathenen Knaben zur Besserung in's Haus. Es war der Sohn einer alten adeligen Familie in irgend einer auswärtigen Provinz. Den Namen der Familie habe ich vergessen, oder noch wahrscheinlicher, niemals gewußt, indem ich damals erst ein Kind von zwei oder drei Jahren war; auch auf den Vornamen des Knaben kann ich mich nicht mehr besinnen. Malen dagegen könnte ich euch meine Freunde, wie der kleine Unhold aussah,

mit diesen verschmitzten Augen, dieser Bosheit und Gier in den feinen, aber so früh schon von Unart und Laster verzerrten Zügen. Ja wahrhaftig ein Unhold war er für mich, ein wahres Teufelchen! Er mochte wohl immerhin ein acht bis zehn Jahre älter sein als ich, und doch machte er mich, mich armseligen kleinen Kerl, der ich kaum noch auf meinen Füßen stehen konnte, zum allgemeinen Deckmantel seiner Fahrten und Streiche. Da war keine Speise im Hause, die er nicht benaschte, kein Obst im Garten, das er nicht vorzeitig plünderte, keine schöne Blume am Stock, die er nicht muthwillig zerpflückte und zertrat und allemal, wenn es zur Untersuchung kam, hieß es: das bin nicht ich, das ist der Felix gewesen.

Florentin war während der letztern Erzählung auf einmal wieder ganz munter geworden; er hielt beide Arme in die Seiten gestemmt und sah mit großer Ernsthaftigkeit bald auf seine Stiefelspitzen, bald aufwärts zu dem jungen Dichter.

Das muß ja ein ganz verwünschter Bube gewesen sein, sagte er endlich. Aber was thut's? Sie sind solch ein gutmüthiger Mensch und haben heut schon einige Gesundheitien ausgebracht: lassen wir auch den kleinen Spitzbuben leben, der die Sahne von der Milch gefressen und es Ihnen dann in die Schuhe geschoben hat.

Nein, antwortete Felix lächelnd, der Patron hat es mir zu arg gemacht, dem, wenn ich ihn einmal wieder träfe, brächte ich noch heut einige Nasenstüber bei, dafür, daß er mich damals so arg gepeinigt hat.

Nasenstüber! murrte Florentin, in seinen Stuhl zurück-sinkend, das ist aber auch gar zu grob!

Grob? Ei ja doch: bedenken Sie nur, liebster Freund, daß der kleine Satan es nicht blos dabei bewenden ließ, mich zu verleumden und anzuschwärzen, wo er konnte, sondern, so wie wir nur allein waren, kniff, biß, prügelte er mich, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Und damit noch nicht genug, lernte er mich auch noch zu allerhand dummen Streichen an, legte mir dumme oder unanständige Antworten in den Mund und neckte und plagte mich, mit einem Wort, auf alle Weise. Ein Hauptwitz von ihm bestand darin, daß er mich gelehrt hatte, auf die bei Kindern sehr beliebte Frage, was ich dereinst werden wolle, mit größter Ernsthaftigkeit zu antworten: Schriftsteller. Sie können sich vorstellen, meine Freunde, wie verhaßt dieses Wort nach dem Ereigniß, das zwischen den beiden Brüdern stattgefunden, im Hause meines Vaters geworden war; es hieß recht eigentlich vom Strick sprechen im Hause des Gehängten. Aber das eben war es ohne Zweifel, was der Bösewicht, der auf irgend eine Art von dem Vorfall Kenntniß erhalten haben mochte, gerade beabsichtigt, und weshalb die Schlag, die ich jedesmal für diese Antwort erhielt, ihm gewiß nur doppeltes Vergnügen bereiteten.

Florentin wollte sich vor Lachen ausschütten; so träge er sonst war, so hüpfte er doch jetzt in der Stube umher und schlug vor Vergnügen in die Hände, daß Herr Wachtelhuber darüber aus dem Schlaf auffuhr und ganz verdutzt um sich schaute.

Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, rief er, daß ich auch nur einen Augenblick so vorschnell gewesen bin, Ihre Geschichte langweilig zu finden; nein, nein! ich überzeuge mich jetzt, daß sie höchst interessant ist, höchst interessant!

Und indem er plötzlich ganz dicht vor Felix stehen blieb und ihn starr in die Augen sah:

Aber sagen Sie einmal, liebster Felix, wie hieß Ihr Herr Vater denn eigentlich? Ich frage das nur, setzte er hinzu, als er sah, wie Felix über diese Frage in Verlegenheit gerieth, um damit zugleich den Namen Ihres Oheims zu erfahren; einen solchen raren Schriftsteller, der zu einer so vortrefflichen Satyre und zu einer so höchst merkwürdigen Familienhistorie Veranlassung gegeben, muß man doch billigerweise im Gedächtniß behalten.

Nun freilich, wie soll er denn sonst heißen haben? Just wie mein Vater, sein Bruder, erwiderte der Poet, dem offenbar daran gelegen war, die eigentliche Hauptfrage ganz zu umgehen.

Wenn es nicht etwa Stiefbrüder gewesen sind, Herr Felix, warf Herr Wachtelhuber, der inzwischen herangetreten war, dazwischen; Herrn Wachtelhuber's nächstes Interesse nach seinen Weinen war, die verschiedensten Verwandtschaftsverhältnisse und ihre Möglichkeiten zu berechnen, ein Studium, mit dem er sich gern die müßigen Stunden vertrieb und in dem er es wirklich zu einer bemerkenswerthen Virtuosität gebracht hatte.

Alles lachte, theils über Herrn Wachtelhuber's scharfsinnige Bemerkung theils über Florentin, der noch immer, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, wie ein Bessener in der Stube umhersprang und sich gar nicht zur Ruhe geben konnte über Felix' köstliche Geschichte.

Der hat's weg, sagte Hermann leise, indem er Herrn Wachtelhuber zublinzelte. Er glaubte nämlich, der schwere Wein wäre dem jungen Edelmann in den Kopf gestiegen, und bedachte nicht, daß derselbe kaum von seinem Glase genippt hatte.

Auch Felix konnte sich des Lachens nicht erwehren.

Erhalten Sie mir nur, sagte er, diese Theilnahme auch für den zweiten Theil meiner Gesschichte, der nun kommt –

So viel Theile Sie wollen, Vortrefflichster, rief Florentin, ich kann nicht satt werden, Ihnen zuzuhören, und wenn Sie bis morgen früh erzählen.

Davon wird auch nicht mehr weit sein, sagte Luise leise; ein tadelnder Blick ihres Bruders brachte sie jedoch gleich wieder zum Schweigen.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL. DAS GEHEIMNISS.

Nachdem mein armer Vater also, setzte der junge Dichter seine Erzählung fort, auf diese Art sein Haus verlassen, kam meine Erziehung ausschließlich in die Hände meiner Mutter und meiner Großmutter. Sie können sich keine Vorstellung davon machen, meine Freunde, mit welcher Aengstlichkeit ich erzogen und mit welchen

entsetzlichen Farben mir namentlich das Schriftstellerleben ausgemalt ward; keinem gläubigsten Katholiken kann sein Beichtvater eine solche bewegliche Schilderung von den Qualen des Fegefeuers entwerfen, als die beiden Frauen mir von dem Stand des Schriftstellers entwarfen, alle Tage und bei jeder Gelegenheit, die sich nur irgend an den Haaren dazu herbeiziehen ließ. Denn sie hofften wohl noch immer den Groll meines Oheims zu besänftigen, und ihn, besonders da der eigentliche Schuldige ja das Feld geräumt hatte, wenigstens mit mir armem schuldlosem Knaben auszusöhnen. Diese Hoffnung war im Grunde ein wenig tollkühn, da, wenn ich mich recht entsinne, schon damals die Nachricht bei uns eingegangen war, daß mein Oheim, seinem früheren Vorsatz entgegen, sich verheirathet hatte, ohne Zweifel aus keinem andern Grunde als um uns jeden Gedanken an eine mögliche Erbschaft zu benehmen.

Allein was hofft nicht eine Mutter und welche Gewalt hat sie nicht über das Herz ihres Kindes? So schwer es mir fiel, und solche bitteren Kämpfe es mich auch kostete, so erlangte es meine Mutter doch von mir, daß ich ihr nicht nur gelobte meine Verseleien einzustellen, sondern es auch wirklich hielt – wiewohl freilich etwas jesuitisch: das heißt, ich schrieb sie nicht mehr auf, sondern begnügte mich, sie im Kopfe zu behalten.

So nun endlich sind wir zu der Geschichte gediehen, die ich Ihnen ursprünglich erzählen wollte. Eines Tages nämlich, ich mochte etwa in demselben Alter sein, wie

mein kleiner Plagegeist, als er zu uns in's Haus kam, hatte ich eine Ausarbeitung für die Schule gemacht; ich weiß das Thema noch heut, es war über den Giftbecher des Sokrates, ein sehr unpäßliches Thema, nebenher bemerkt, für zehnjährige Knaben. Die Ausarbeitung hatte in der Schule großes Lob erhalten, und voll Freuden eilte ich, sie meiner Mutter vorzulegen. Diese las sie mit großer Aufmerksamkeit durch – ich sehe sie noch wie heut! Und dann indem sie das Heft zusammenklappte: Nun weiß ich auch, mein Sohn, sagte sie, was du werden mußt, und wozu die Natur dir den innern Beruf gegeben hat.

Denn wie es bei Frauenerziehungen der Fall zu sein pflegt, so war auch für meine Mutter mein künftiger Beruf von früh an ein Gegenstand unaufhörlicher Besprechung und der lebhaftesten, änglichsten Besorgniß. Nur daß ich studiren sollte, stand bei den beiden Frauen fest, und selbst die völlige Unzulänglichkeit unsrer Mittel konnte sie von diesem Plan, der übrigens auch meiner eigenen Neigung vollständig entsprach, nicht abbringen; trotz der Verheirathung meines Oheims schmeichelten sie sich vermuthlich noch immer, wenn dereinst ein wohlstudirter Neffe ihm entgengetrete, so würde sein hartes Herz sich endlich doch wohl noch erweichen, wenigstens soweit, mich bei meinen Studien sowie bei meinem künftigen Fortkommen zu unterstützen. Am liebsten verweilte die Phantasie meiner Erzieherinnen, wie das nun wieder bei Frauen dieses Standes gewöhnlich ist, bei dem Gedanken, mich dereinst als wohlbestallten Prediger zu

sehen; wenn ich nebenher auch Philologie studiren sollte, so geschah das hauptsächlich nur aus Rücksicht auf den Oheim, der, wie bereits erwähnt, als Professor an einer rheinischen Lehranstalt angestellt war. Der Prediger sollte indessen immer das Hauptziel bleiben.

Nun also da sieht man es ja, unterbrach Florentin ihn auf's Neue, davon stammt auch noch das Pastorenhafte in Ihren Aufsätzen und Reden.

Möglich, erwiderte Felix schalkhaft, aber jedenfalls stammt das dann von einer sehr verborgenen und sehr unentwickelt gebliebenen Anlage meiner Natur. Denn wie ich sogleich die Ehre haben werde, Ihnen zu erzählen, lieber Florentin, hatte ich nicht die geringste Lust, ›auf den Prediger‹ zu studiren. Meine gute Mutter freilich, gerührt durch die erbaulichen Betrachtungen, zu denen der Tod des Sokrates mich begeistert hatte, erblickte eben darin eine neue Bestätigung ihres Lieblingswunsches. Nun weiß ich ganz gewiß, was du werden mußt, sagte die Mutter – und dabei sah sie mich schon im Geist im schwarzen Talar mit den weißen Bäffchen auf der Kanzel meiner Vaterstadt stehen. Aber ach, die Sache sollte ganz anders kommen. O, ich auch, liebe Mutter, erwiderte ich. So? weißt du das wirklich? und was denn, mein Herzblättchen? sagte die Mutter, indem sie mich zärtlich auf den Schoß zog. Ah, entgegnete ich kecklich, das hab' ich schon längst gewußt – Nun, und? indem sie mich immer zärtlicher an sich drückte und mir mit den langen, schmalen Fingern durch die Locken strich – Schriftsteller, platzte ich hervor!

Und wenn der Fischer in sein Netz greift, und statt der zierlich plätschernden Fische, die er zu fassen gedankt, kneipt plötzlich ein unverschämter großer Krebs ihn mit scharfen Scheeren in die Finger, so kann er nicht mehr erschrecken, meine Freunde, und kann den unerwünschten Fang nicht erschrockener von sich schleudern, als meine Mutter mich bei diesem Worte von sich stieß. Schriftsteller! Weiß auch der Himmel, wie gerade in diesem Augenblick eben dies in unserm Hause so schwer verpönte Wort mir auf die Zunge kam, ob es eine unwillkürliche Reminiscenz an das kleine Teufelchen war, oder ob sich darin ein wirklicher unwiderstehlicher Instinct meiner Natur kund gab. Die Scene, die darauf folgte, war schrecklich, besonders für meine arme Mutter; dieselbe kränkelte schon seit Längerem, und da sie nun die Entdeckung machen mußte, wie vergeblich alle ihre Anstrengungen gewesen, das Blut meines Vaters in mir todt zu machen, sank sie vollends danieder. Aber nur um so hartnäckiger bestand ich auf dieser Willensmeinung, die mir so unwillkürlich entschlüpft war; es war als ob dieser unvermuthete Ausbruch meine Natur auf einmal zum Bewußtsein ihrer selbst und damit auch zur Festigkeit und Willensstärke gebracht hatte. Erst nach langen Verhandlungen und nachdem Basen und Tanten des Hauses dazu gezogen worden, kam ein Art Vergleich zwischen meiner Mutter und mir zu Stande. Sie verzichtete darauf mich zum Theologen zu machen, und wollte es bei der bloßen Philologie bewenden lassen: wofür ich ihr

gelobte, so ernsthaft und ehrlich ein zehnjähriger Knabe geloben kann, nöthigenfalls alles andere zu werden, Holzhacker und Kohlenbrenner, nur nicht Schriftsteller. Auch als sie, nur zwei Jahre später, ihrer Krankheit erlag, mußte ich noch an ihrem Sterbebett das Gelübde wiederholen; wenn es jemals geschehe – dies waren ihre letzten Worte, – daß mein Name gedruckt vor einem Buche stände, so würde ihr Leichnam sich im Grabe umdrehen und ihre Seele keine Ruhe haben im ewigen Leben.

Und nun sind Sie doch Schriftsteller geworden, unterbrach Luise mit tiefer Misbilligung die augenblickliche Pause, die hier entstand.

Bin es geworden! erwiderte Felix mit einem leichten, halb komischen Seufzer: meine gute Mutter wird hoffentlich in ihrem Jenseits klarer sehen, als es hier der Fall war, und wird mir verzeihen, daß ich das Wort, das ich als unverständiger Knabe gegeben, als heranwachsender Mann nicht völlig gehalten habe. Wenn Sie Lateinisch verstünden, liebe Freundin, würde ich Ihnen einen Spruch citiren, der nun bald zweitausend Jahre alt ist, und in dem es deutlich ausgesprochen wird, daß alle Anstrengungen, die Natur des Menschen auszutreiben, vergeblich sind. Auch habe ich mein Versprechen nicht ganz so gröblich gebrochen, wie Sie denken; jeder Mensch trägt sein Stückchen Jesuit in sich, und es kommt nur auf Zeit und Gelegenheit an, daß es hervortritt . . .

Der junge Mann schwieg hier, indem er offenbar in Verlegenheit war, den richtigen Uebergang zu dem, was

er weiter sagen wollte, zu finden. Aber Florentin riß ihn aus seiner Bedenklichkeit heraus –

Attrappirt! attrappirt! rief er, indem er mit gleichen Füßen rasch in die Höhe sprang: Ihre Mutter hat nur verlangt, daß Sie nicht unter Ihrem Namen als Schriftsteller auftreten sollten – und Felix ist gar Ihr rechter Name nicht!!

Sie haben es gesagt, entgegnete Felix nach einigem Zögern und indem er sich vergebens bemühte seiner Verwirrung Herr zu werden – und haben damit zugleich ein Geheimniß von meiner Seele genommen, um das außer mir keine lebende Seele weiß und das schon oft, besonders seit ich mit Ihnen beiden so befreundet ward, recht schwer auf meinem Herzen gelastet hat; ich weiß, daß Sie es niemals misbrauchen werden – die Ruhe, ja vielleicht das Leben meiner alten Großmutter hängt davon ab und darum nehme ich Sie ohne Bedenken zu Mitwissern desselben an. Es ist ja auch so unschuldig, hat sich so natürlich, so recht wie durch Gottes Fügung gemacht! Als ich, noch nicht achtzehn Jahre alt, auf die Universität nach Leipzig ging, begleitet von den Ermahnungen und Segenswünschen meiner Großmutter, der Einzigen, die jetzt noch durch Bande der Liebe und des Blutes an mich gekettet war, hatte ich gewiß die besten Vorsätze, auch in dieser Rücksicht. Mit wahren Feuereifer, um nur dem innern poetischen Drange zu entgehen, hatte ich mich auf die alten Sprachen geworfen; ich dichtete noch immer,

schrieb meine Reime auch nieder, aber kein Mensch bekam sie zu sehen, einen einzigen Jugendbekannten ausgenommen, denselben Felix, dessen Namen ich jetzt führe, und der sich mit aller Wärme seines treuen, brüderlichen Herzens für meine jugendlichen Versuche interessirte. Und noch weniger dachte ich daran, je etwas davon zu veröffentlichen.

Allein wer kann gegen das Schicksal? In demselben Wagen, der uns junge Studenten nach Leipzig brachte (es war damals, in unserer Gegend wenigstens, noch die glückliche Zeit der Landkutschen, drei ganze Tage brauchten wir, um Leipzig zu erreichen, und hatten daher volle Zeit, die Reisegefährten, die mit uns im Bauche dieses Walfisches schmachteten, kennen zu lernen . . .)

In demselben Wagen fuhr auch ein langer, dünner, weißrückiger Herr, mit semmelblonden Haaren und einer großen Messingbrille, die sein verhungertes Gesicht mehr als halb bedeckte. Aber so mager er selbst, so dick waren seine Taschen; bei jeder Bewegung rauschte und knisterte es in dem weißen Ueberzieher, und streckte und faltete und bauschte sich, daß wir anfangs glaubten er hätte lebendige Meerschweinchen darin, mit denen er sich auf der Leipziger Messe produciren wolle. Und zur Leipziger Messe reiste er auch allerdings, jedoch nicht als Künstler, sondern als etwas noch viel Größeres – als Schriftsteller. Bei den mancherlei Gesprächen, die wir zur Abkürzung der Reise mit einander führten, waren wir namentlich auch auf Literatur, Poesie und ähnliche Gegenstände gekommen: Gegenstände also, die mir noch

immer ungemein am Herzen lagen und über die ich mich um so lieber und mit um so größerer Lebhaftigkeit mündlich ausließ, als ich ja die Feder niemals führen sollte und durfte.

Der Herr mit den bauschenden Taschen hörte mir mit vieler Theilnahme zu, gab auch selbst manches leidlich Verständige zum Gespräch. Endlich, auf einer der letzten Stationen vor Leipzig als die Pferde eben zum so und so vielen male getränkt wurden, zog er mich geheimnißvoll beiseite; ich möchte es nur nicht länger leugnen, er hätte es mir längst angemerkt, und auch mein Landsmann habe es ihm so eben insgeheim bestätigt, ich wäre Schriftsteller, oder doch wenigstens ein Ansatz dazu, ein Poet, der sein Licht höchst thörichter Weise unter den Scheffel stellte. Nun, da sei er eben der rechte Mann mir zu helfen: er sei auch Schriftsteller – Dr. Windelweicher (wobei er mir eine zerknüllte schmutzige Karte in die Hand schob) – der bekannte Windelweicher, von dem ich bei meiner Kenntniß der neuesten Literatur gewiß schon gehört und gelesen hätte. Er ginge jetzt nach Leipzig um daselbst ein neues belletristisches Journal zu gründen: der flatternde Amor; er hätte zwar schon ungeheuer viel Manuscript in Vorrath (indem er die Taschen entlang streifte, daß es knisterte und rauschte wie an einer Elektrirmaschine), viel mehr Manuscript, als er in den nächsten anderthalb Jahren verbrauchen könne. Auch sei es in dem Programm seiner Zeitschrift ausdrücklich ausgesprochen, daß nur lauter bekannte Männer zu Mitarbeitern genommen würden, Namenlose aber gar nicht. Mir

solle das indessen nichts schaden, die Ansichten, welche ich geäußert, hätten ihm gefallen, es sei überhaupt eine Schwäche von ihm, junge Talente zu fördern, selbst auf Kosten seines eigenen Ruhms und sogar seines Geldbeutels ...

Was soll ich, schloß Felix seine lange Erzählung, Ihre Geduld noch weiter, in Anspruch nehmen, meine Freunde? Ihr Scharfsinn hat ja doch das Fehlende schon längst errathen: daß die Manuscripte, welche Herr Windelweicher zur Messe nach Leipzig führte, alle von seiner eigenen Hand waren, daß sie meist unverkauft blieben und daß er im Gegentheil in der äußersten Noth war, Mitarbeiter für seinen flatternden Amor zu gewinnen, besonders da dieser schalkhafte Knabe auch ein abgesagter Feind aller baaren Bezahlung war; daß ich, unerfahren, wie ich war, mich von Herrn Windelweicher betören ließ, die leeren Spalten seines Journals mit unermüdlicher Feder für ihn zu füllen, und endlich, daß mein wackrer Freund Felix der mich damit auf den sichersten Weg zu Ansehen, Reichthum und Ruhm gebracht zu haben glaubte, mir seinen Namen dazu hergab. Ich wohnte mit Felix auf einer Stube und hatte Alles gemeinsam mit ihm. Als ich eben im Begriffe stand, Leipzig zu verlassen, wurde der gute Junge durch eine Liebschaft mit einer jungen Schauspielerin veranlaßt, heimlich in's Ausland zu gehen. Um sein Vorhaben zu erleichtern und zugleich mir selbst mein literarisches Incognito für alle Zeit zu sichern, tauschte ich Paß und sonstige Papiere mit ihm.

Der Otto Meister (denn dies, liebe Freunde, ist mein eigentlicher Name) ging mit der leichtfertigen Schönen in's Ausland, wo er zu meinem innigen Schmerz bald darauf an einem hitzigen Fieber gestorben ist – und der Felix Berghold steht vor Ihnen.

Otto Meister! wiederholte Florentin langsam, indem er die Arme behaglich über die Stuhllehne schlang und mit den Füßen dazu schaukelte: also Otto Meister . . . !

Nein, nein! rief der Poet mit Heftigkeit, ich beschwöre Sie, meine Freunde, wenn Sie nicht wollen, daß dieser heitere, schöne Abend mir zum Fluche werden soll, lassen Sie diesen Namen niemals über Ihre Lippen kommen, lassen Sie ihn begraben sein, wie denjenigen, der ihn von mir eintauschte! Selbst meine alte Großmutter und dies ist der einzige Vorwurf, den ich mir bei dem Ganzen mache, und der mich mit unter wohl tief verstimmt – glaubt nicht anders, als daß Otto Meister, ihr Enkelsohn, in die weite Welt gegangen und da gestorben ist; die kleinen Unterstützungen, welche ich ihr zuweilen schicke – aber genug davon, unterbrach der junge Poet sich selbst, der ganze Gegenstand ist mir, wie Sie wohl begreifen können, äußerst fatal. Ueberhaupt ist es heut das erste mal, daß ich davon gesprochen habe, und wenn Sie nicht wollen, daß ich es sofort wieder bereuen soll, so lassen Sie diese Sache nun abgethan sein für immer, und lassen mich stets und überall den Felix bleiben, als den Sie mich bisher gekannt haben!

Nun gut, sie soll abgethan sein, und du sollst auch Felix heißen und bleiben, brummte Hermann, den dieser

unerwartete Schluß der Erzählung offenbar sehr wenig befriedigt hatte: aber weißt du auch, daß es bei alledem ein sehr dummer Streich ist, den du da begangen hast, mein armer Freund, und daß derselbe dir noch mal sehr theuer zu stehen kommen kann?

Wie so? fragte Felix verwundert.

Er meint bei der Polizei, rief Florentin höhnisch dazwischen: haben Sie keine Sorge, vortrefflichster Felix. Bei den außerordentlichen Fortschritten, welche die Souverainetät des Volkes jetzt bei uns macht, wird es ganz gewiß auch in Kürze als ein Grundrecht jedes Deutschen festgestellt werden, sich so viel Namen beizulegen, als er will; ja wenn Sie wünschen, will ich selbst etwas der Art bei unserm Club in Anregung bringen.

Die Polizei, erwiderte Felix ruhig, macht mir keine Sorge. Erstlich ist die Annahme eines fremden Namens in der literarischen Welt gar nicht etwas so Ungewöhnliches, und die Absicht, die ich dabei gehabt habe, die unsträflichste und unvergänglichste von der Welt. Und zweitens, und was das Allersicherste ist, weiß die Polizei nichts davon und wird auch wohl schwerlich Veranlassung bekommen, sich je darum zu kümmern.

In diesem Tone plauderten die jungen Männer noch einige Zeit fort. Es wurde namentlich die alte Frage, ob Poesie oder Politik und wie weit beide überhaupt mit einander verträglich seien, wieder aufgenommen: wobei sich besonders Florentin mit großer Schärfe äußerte und dem armen Felix, zum Dank für das Vertrauen, das er

seinen Freunden geschenkt hatte, das allertraurigste Prognostikon stellte, bis sie endlich die späte Stunde, des bösen Wetters unerachtet, zum Aufbruch ermahnte.

ZWEITES BUCH. DER BELAGERUNGSZUSTAND.

ERSTES KAPITEL. AUCH EIN EHRGEIZIGER.

Nun weiß der geneigte Leser denn also, woher diese Aufregung stammte und was das für Gedanken waren, die den heißen Kopf des jungen Dichters erfüllten und ihn so unempfindlich machten gegen alle Beschwerlichkeiten des Weges, auf dem wir ihm zuerst begegneten. Mehr noch als der Wein hatte die lange, eifrige Erzählung ihm das Blut entzündet; gehoben auf der einen Seite durch die Erinnerung an den Triumph, den er vor wenig Stunden gefeiert, sowie durch die freundschaftlichen Ergießungen, denen er sich mit so viel Leidenschaft hingeeben, fühlte er sich doch auch andererseits wieder von Florentin's unfreundlichen, beinahe hämischen Bemerkungen und Voraussagungen tiefer berührt und mehr verletzt, als er sich selbst eingestehen mochte. Es ging ihm, wie es uns gewöhnlich begegnet, wenn wir uns von dem Flug der Empfindung recht hoch, recht ungestüm haben in die Höhe tragen lassen, und nun plötzlich wieder gewahr werden, daß nur die Seele Flügel hat, nicht auch der Leib: es stiegen Zweifel in ihm auf, er haderete mit sich selbst, ob er denn auch nur wirklich recht gethan habe, seiner Empfindung so den Zügel schießen zu lassen, und ob es nicht allerdings verständiger von ihm gewesen, er hätte geschwiegen, sowohl Abends im Club, als jetzt beim Wein. Ja sogar darüber gerieth er in Zweifel, ob er nicht mit dem Namenstausch am Ende doch ein Unrecht begangen und ob die Misbilligung,

welche der treue, ehrliche Hermann so unverhohlen darüber kundgegeben, nicht in der That wohl verdient sei. Aber je mehr er auf diese Weise zweifelte, um so lebhafter erwachte dann auch wieder sein Muth und jene bescheidene, gläubige Zuversicht in das Schicksal, die ihm eigenthümlich war; je herber Florentin's Prophezeiungen ihm noch in die Ohren klangen; je fester gelobte er sich auch sie zu Schanden zu machen und welchen Weg sein Geschick ihn auch führen möge, den Weg des Dichters oder des Politikers, einen jeden mit Ehren zu wandeln.

In solche Gedanken und Empfindungen verloren, war der junge Mann trotz Regen und Dunkelheit rüstig fortgeschritten, und hatte fast schon seine entlegene Wohnung erreicht, als zuerst das unbehülfliche, langsame Klappern einer Droschke ihn aus seinem Nachdenken empor schreckte. Das Fuhrwerk kam vom Thore her; plötzlich, dicht in seiner Nähe hielt es still und gleich darauf schlug der helle Ton weiblicher Stimmen, abwechselnd mit einer groben männlichen, mit der sie sich in Widerspruch zu befinden schienen, an sein Ohr. Neugierig, welch Abenteuer sich hier in so später Nacht noch entwickle, blieb er stehen.

Und wer mir meine Lise beleidigt, der beleidigt auch mich, und wer mich beleidigt, den fahre ich nicht weiter, und überdies bin ich hier dicht an meinem Hause, und nun sollen die Mamsells aussteigen und sollen zu Fuße gehen, ja, das sollen sie! Denn wer mir meine Lise beleidigt, der beleidigt mich –

Und nun folgte dieselbe Satzreihe, die wir so eben mitgeteilt haben in anmuthiger Verschränkung noch einmal.

Auf diese Auslassung, hervorgebracht im rauhesten, polterndsten Tone, mit welcher der Droschkenkutscher offenbar seine Dienste aufkündigte, antwortete das feine Gekicher einer weiblichen Stimme, während eine dritte, ebenfalls weibliche, doch minder melodische, zum Wagenfenster hinausrief:

He, heda, zu Hilfe, Nachtwächter! Hierher, bester Nachtwächter . . . !

Und dann wieder zu dem Droschkenkutscher gewendet:

Na nu, jetzt kommt der Nachtwächter oder gar der Gendarme, nu soll Er schon sehen, Er grober Mensch, wie Ihm das bekommen wird, daß Er sich so grob beträgt gegen zwei schutzlose Frauenzimmer, mitten in der Nacht, und bei einem solchen Wetter!

Wieder klang das feine Gelächter und die erstere Stimme, eine Stimme so lieblich, so klangvoll, daß Felix wie in den Boden gewurzelt stand, ließ sich vernehmen:

Ah meine gute Franziska, was denkst du auch, ein Gendarme? Seit der glorreichen Erhebung des Volkes gibt es ja keine Gendarmen mehr und wenn ein Dieb nachweisen kann, daß er Anspruch auf deutsche Grundrechte hat, so ist der Nachtwächter ja verpflichtet, ihm die Leiter zu halten . . .

Der widerspenstige Rosselenker schien diese Ansicht von der dermaligen Bedeutungslosigkeit der Gendarmen und Nachtwächter völlig zu theilen.

Und wenn alle Nachtwächter aus dem ganzen Viertel zusammenkommen, sagte er mit ingrimmigem Phlegma, und noch eine Compagnie Gendarmen dazu, so fahre ich die Mamsell, die so schlecht über meine Lise gesprochen hat, auch noch nicht einen Schritt weiter! Die Lise ist mir lieber als zehn solche hochadelige Mamsellen, und wer meine Lise schimpft, schimpft mich . . .

Und so weiter mit *Grazie in infinitum*.

Der Leser hat bereits errathen, wer die Lise war: es war die hochbeinige, knochendürre, dünngeschweifte, spath-behaftete braune Stute, welcher der Droschkenkutscher seinen kärglichen Unterhalt verdankte und die eben deshalb und wegen des magnetischen Bandes, das sich zuweilen zwischen Mensch und Pferd entspinnt, in seinen Augen das edelste, köstlichste und bravste Thier war, das jemals mit klapperndem Huf über das Straßenpflaster der Residenz dahingeschleift war.

Nun sehen Sie wohl, klagte wieder die zweite Stimme, das kommt davon gnädigste Comtesse, daß Sie die Equipage so zeitig nach Hause schickten, und auch nicht einmal Befehl hinterließen, wo der Johann uns treffen könnte. Man wird uns der Reihe nach bei Ihrer ganzen gnädigen Verwandtschaft suchen: denn niemand wird sich vorstellen können, daß Sie auf den Gedanken gekommen, den weiten Weg von Ihrem Landhause so spät noch zu Fuß zu gehen. Nun haben wir die Bescheerung, nun

wird dieser Kannibale uns nöthigen, den Rest des Weges vollends zu Fuß zurückzulegen; Sie werden sich erkälten bei Ihrer zarten Gesundheit, ich sehe es voraus; Sie werden morgen den Schnupfen haben, Seine Excellenz Ihr gnädigster Herr Bruder wird ungehalten sein, und auf wen wird die Schuld von der ganzen Geschichte kommen, als auf mich Aermste?

Und darauf wieder zu dem Rosseführer, der in stoischer Ruhe auf seinem Bock saß, die Arme untergeschlagen und den Hut in die Augen gedrückt, unempfindlich gegen die kleinen Gießbäche, die von der sehr defecten Krämpe desselben auf sein Antlitz herniedertropften, aber ebenso auch gegen die Vorwürfe und Anklagen, mit denen er überschüttet ward:

Aber ist denn sein Pferd aus Marzipan, Er Ungeheuer, daß Er die unschuldigen Scherzreden meines gnädigen Fräuleins gleich so übel nimmt? Denkt Er denn nicht an sein Reglement? Ja hat Er denn überhaupt keine Ahnung davon, wen er so eigentlich fährt, und daß ein einziges Wort von uns hinreichend ist –

»Oho,« lachte der Droschkenkutscher, Prinzessinnen werden es denn doch auch wohl nicht sein, und was Sie namentlich anbetrifft, Sie Mamsell Naseweis so habe ich Ihr das gleich beim Einsteigen angemerkt, als Sie da hinter mir her getrippelt kam und gleich so rief und commandirte, ich solle still halten, Ihr gnädiges Fräulein wolle einsteigen – da merkt' ich es gleich, daß Sie blos ein Kammerbesen ist, ein richtiger Kammerbesen, weiter gar nichts! Und Sie will mir mit dem Reglement drohen? Ich

bin ein deutscher Bürger, so gut wie Einer, ich weiß auch, daß wir eine Revolution gehabt haben und daß alle die alten Reglementer und Patenter, mit Verlaub zu sagen, ein Dreck sind . . .

Machen wir dem Ding ein Ende, ergriff wieder die erste der beiden Stimmen das Wort, steigen wir aus, der Regen hat schon etwas nachgelassen; du machst es mit deinem Gezänk nur noch immer schlimmer, Franziska, und da mir überdies diese Droschke kein Schlafwagen zu sein scheint und wir mit der vortrefflichen Lise doch schwerlich vor morgen früh nach Hause kommen würden

Nun ja, schrie der Kutscher, indem er vor Wuth auf dem Bocke hin und herstrampelte, da geht es ja schon wieder los, da wird meine wackre Lise ja schon wieder touchirt! Und für solche hochmüthige Bagage sollte mein armes braves, müdes Thier nur noch einen Fuß ansetzen? Ohne Umstände, meine Damen, steigen Sie aus, ich fahre Sie nicht weiter! Wenn Ihre Füße nur halb so schnell gehen, wie Ihre Zunge, so müssen Sie ja mit zwei Sprüngen zu Hause sein; meine Lise ist hier auch zu Hause, gleich dort an der Ecke, in dem großen Hause, sehen Sie da? Es ist mir zu spät, ich nehme so spät keine Fahrgäste mehr an, am wenigsten solche, wie Sie sind. Denn wer meine Lise beleidigt, der – –

ZWEITES KAPITEL. DER VERMITTLER.

Felix hatte keine Lust, den Refrain noch einmal mit anzuhören; er hielt es überhaupt für Zeit, diese Scene

zu endigen, da er ja zufälligerweise hoffen durfte, der richtige Mann dazu zu sein.

Aber, Peter Müller, rief er, indem er langsam an das Fuhrwerk heranschritt, welcher Teufel ist denn in Euch gefahren, daß Ihr, sonst solch ein verständiger und galanter Mann, solch einen heidnischen Lärm verführt, mitten in der Nacht, und noch dazu gegen ein Paar Damen? O, Peter Müller, ich erkenne Euch ja gar nicht wieder!

Der Droschkenkutscher hatte bei der unvermutheten Anrede hoch aufgehorcht. Aber sogleich brach er in ein vergnügtes Gelächter aus.

Nun, das muß ich sagen, rief er, indem er seine Freude durch einen Kernfluch bestätigte, dermaßen kräftig, daß Jungfer Franziska schon bei sich überlegte, ob sie nicht anständigerweise ohnmächtig darüber werden müsse: das muß ich sagen, mein Herr, das ist ein Zusammenreffen! Wo kommen Sie denn noch so spät her?

Nämlich der Droschkenkutscher Peter Müller wohnte mit Felix auf demselben Hofe: und wie der junge Poet es überhaupt an der Art hatte, sich mit dergleichen sogenannten niedern Leuten in gemüthlichen Verkehr zu setzen, so stand er auch mit diesem seinem Mitbewohner auf einem Umgangsfuße, der für ihn selbst viel Humoristisches hatte, und durch den Peter Müller sich auf's Aeußerste geschmeichelt fühlte. Er wußte, welche ehrerbietige Zärtlichkeit Peter Müller seiner Lise widmete; war er doch oft genug, hoch von seinem Giebelfenster herunter, Zeuge der Liebkosungen gewesen, mit denen er dieselbe

alltäglich beim Reinigen und Füttern überschüttete. Daran, sowie an der Stimme, hatte er auch sogleich erkannt, wen er vor sich hatte.

Die beiden Männer hatten sich leicht verständigt.

Sie wissen, mein Herr, sagte der Droschkenkutscher, ob ich ein Kannibale und Ungeheuer bin, wie die Mamsell da mir vorwirft, oder nicht, und ob es überhaupt in der ganzen Stadt einen gutmüthigern alten Esel gibt, als mich. Aber nun hören Sie den Fall; Sie sind ein billiger Mann, mein Herr und haben ein Herz, nicht blos für die Menschen, sondern auch für das liebe Vieh, und namentlich für meine Lise, Sie werden entscheiden, ob ich Unrecht habe oder nicht. Diese beiden Damen da begegneten mir eine halbe Stunde vor dem Thore, ich hatte eine Fuhre auf das Dorf gehabt und die arme Lise war bereits so müde, daß sie kaum noch den leeren Wagen von der Stelle bringen konnte –

Nun, das ist ja gerade dasselbe, was mein gnädiges Fräulein auch sagt, rief das Kammermädchen aus dem Innern des Wagens dazwischen –

Du sollst schweigen, Franziska, sagte die melodische Stimme mit einem unerwarteten Ausdruck von Ernst und Strenge.

Der Kutscher aber fuhr fort:

Obwohl es nun so spät war, daß ich eigentlich nach dem Gesetz gar nicht mehr nöthig hatte noch Fahrgäste

anzunehmen, so verstand ich mich doch dazu, die beiden Damen den weiten Weg in die Stadt, den sie verlangten, zurückzukehren. Denn wie Sie ganz richtig gesagt haben, mein bester Herr, ich bin eigentlich ein ganz galanter Mann, und nur wenn man mir meine – –

Vergeß Er auch nicht hinzuzusetzen, daß mein gnädiges Fräulein Ihm das Dreifache des Fahrgeldes gegeben hat, rief das Kammermädchen.

Ja, entgegnete Peter Müller kleinlaut, das ist wahr, das hat sie; aber meine Lise schimpfen darf sie darum doch nicht. Und das hat sie gethan von dem ersten Augenblick an, da sie in den Wagen gestiegen. Reden Sie selbst, meine Dame, rief er, indem er sich mit Mühe auf dem engen Kutschbock umwandte und durch die zerbrochenen Scheiben in den Wagen hinein perorirte: haben Sie das nicht? haben Sie nicht gesagt, mein Pferd wäre wie die deutsche Revolution, es höbe wohl die Beine, aber käme nicht vom Fleck? Haben Sie nicht gesagt, wie mein Pferd zöge, das wäre gerade als ob man einen deutschen Freiheitsmann vorgespannt hätte, es setzte immer an, als ob es galoppiren wolle, und brächte es doch nie weiter als zum Stolpern? Haben Sie nicht gesagt –

Aber, mein Gott, Er unverständiger Mann, erwiderte das Kammermädchen, das nun einmal, nach dem bekannten Charakter dieser Gattung, auf keine Weise zum Schweigen zu bringen war: sieht Er denn nicht, Er unverständiger Mann, daß das der reine Scherz gewesen ist von meinem gnädigen Fräulein, und daß seine Lise es sich im Gegentheil zur Ehre schätzen kann . . .

Peter Müller, nahm der junge Dichter das Wort, Ihr habt mich selbst zum Schiedsrichter in dieser Sache aufgerufen und also müßt Ihr Euch nun auch meinem Urtheilsspruch unterwerfen. Das Wetter ist nicht angethan, einen langen Proceß zu führen; ich erlaube mir daher, den Damen einen billigen Vergleich zu proponiren: die Damen werden Eurer Lise eine Ehrenerklärung geben und Ihr, Peter Müller, werdet sie ohne Aufenthalt fahren wohin Euch befohlen ist.

Und näher an den Kutschenschlag herantretend:

Ich bitte um Verzeihung meine Damen, sagte er, wenn ein Unbekannter es wagt, Ihnen seine Vermittelung aufzudringen. Ich kenne den Mann, der sich jetzt so ungebührlich gegen Sie benimmt; es ist übrigens die ehrlichste Haut von der Welt. Aber glauben Sie mir auch, daß, wenn Sie nicht so gütig sind ihn durch ein freundliches Wort in Betreff seines Pferdes zu versöhnen, keine Macht der Erde im Stande ist, ihn von der Stelle zu bringen.

Die vornehmere der beiden Damen zauderte. Gern hätte Felix einen Zug des Gesichts, oder wenigstens die Umrisse ihrer Gestalt erhascht; aber theils war es zu dunkel dazu, theils auch lehnte die Dame sich absichtlich so tief wie möglich in die Wagenecke zurück.

Wohlan denn, sagte sie nach einer kleinen Pause: ich erkläre hiermit, daß ich vor Herrn Peter Müller's Pferd gerade dieselbe Hochachtung hege, wie vor Herrn Peter Müller selbst; ist Herr Peter Müller damit zufrieden?

Sonst werde ich bei Herrn Peter Müller und seinem unbekanntem Freunde um die Erlaubniß bitten, zu Fuß nach Hause zu gehen.

Nein, bei Leibe das sollen Sie nicht, rief der glückliche Besitzer der braunen Lise, der seinen verwundeten Ehrgeiz durch diese Erklärung völlig geheilt fühlte; ich bin vollkommen zufrieden damit – sagen Sie es den Damen nur, mein Herr, daß ich auch kein rachsüchtiger Mensch bin, sondern im Gegentheil ein Mensch wie ein Kind bin ich und bloß wer mir meine Lise beleidigt . . .

Der Rest des Satzes wurde von dem Rasseln der Droschke verschlungen, die sich, auf ein leichtes Zungenschnalzen des Rosselenkers, allmählig wieder in Bewegung setzte und schwerfällig den kothigen Weg dahinhumpelte.

DRITTES KAPITEL. DIE PERLE DER HAUSMEISTER.

Noch beschäftigt mit dem Abenteuer, in das er so unerwarteter und ergötzlicher Weise verwickelt worden, stand Felix vor seinem Hause, bevor er selbst es wußte. Erst jetzt fiel es ihm wieder ein, daß er keinen Schlüssel bei sich hatte, weder denjenigen, welcher diese Thür unmittelbar geöffnet haben würde, noch auch jenen andern, goldenen oder silbernen der bekanntlich noch sicherer ist und dem weder Thüren noch Herzen zu widerstehen pflegen.

Das war nun allerdings eine ziemlich verdrießliche Lage. Denn auch Herr Jakob Holznagel, wohlbestallter Hausmeister und Thürsteher, stand in dem Ruf, ein sehr

ungefälliger und verschlossener Mensch zu sein, der nur durch Anwendung jenes letztgedachten Schlüssels zugänglich gemacht werden konnte.

Herr Jakob Holznagel war sogar noch etwas mehr als bloß Hausmeister und Thürsteher; das große, palastähnliche Gebäude, in dessen oberstem Stockwerk Felix seine bescheidene Wohnung hatte, war, wie das in größern Städten zu geschehen pflegt, auf Spekulation erbaut, der eigentliche Besitzer wohnte in einem ganz andern Stadttheil, und Herr Holznagel, dem die Aufsicht über die Ein- und Auspassirenden anvertraut war, hatte zugleich auch alle Rechte und Pflichten eines Vicewirthes zu versehen. Die Strenge, mit welcher er die letztern übte, wurde nur durch die Würde erreicht, mit der er sich im Besitz der erstern fühlte. Und wenn das ganze große Gebäude vom obersten Dachziegel bis zum untersten Kellerraum Herrn Holznagel's eigenstes Eigenthum gewesen wäre und wenn er die zwanzig oder dreißig verschiedenen Parteien, die dasselbe beherbergte, alle nur um Gotteswillen, aus reiner, uneigennütziger Menschenliebe bei sich aufgenommen hätte, er hätte sich nicht mit größerer Grandezza benehmen, nicht mit mehr Nachdruck und Würde von ›unserm‹ Hause sprechen, überhaupt die verschiedenen Miethbewohner nicht mit größerer Herablassung behandeln können, als er that. Das Glück, in einem so stattlichen Hause zu wohnen und einen so vortrefflichen Mann, wie Herrn Jakob Holznagel zum Hausmeister zu haben, war nach seiner Ueberzeugung so groß, daß es auf keine Weise verdient oder vergolten, sondern

nur als ein unverdientes Geschenk des Himmels in Bewunderung und Demuth hingenommen werden konnte.

Diese Demuth hatte in den Augen des Herrn Holznagel ihre sehr bestimmte Stufenleiter, eine Stufenleiter, die seltsamerweise gerade im umgekehrten Verhältniß zu der Größe der Wohlthat stand, welche man nach seiner Ansicht als Mitbewohner ›unsers‹ Hauses empfing. Den vornehmen Herrschaften, welche den ersten und zweiten Stock des Hauses inne hatten (oder vielmehr gehabt hatten: denn wie es im Sommer Achtundvierzig fast überall geschah, so war auch die Hauptstadt, in welcher unsere Geschichte sich zuträgt, von der Mehrzahl der reichen und vornehmen Familien verlassen worden und gerade die prächtigsten und angenehmsten Wohnungen der Stadt blieben unvermietet; diesen sah der sehr ehrenwerthe Herr Holznagel es allenfalls großmüthig nach, wenn sie ihn nicht immer mit derjenigen Aufmerksamkeit behandelten und diejenige freundschaftliche Notiz von ihm nahmen, die einer so ausgezeichneten Person doch ganz unzweifelhaft zukam. Mit der Höhe des Stockwerks dagegen stieg auch die Höhe seiner Ansprüche. Die pensionirte Hof-Opernsängerin, mit dem hohen rothen Turban und den großen falschen Zähnen, die den dritten Stock inne hatte, mußte, wiewohl sie sich der ganz besondern Gunst des Herrn Jakob Holznagel erfreute (sie unterhielt nämlich, als Inhaberin einer Singschule für junge Mädchen, einen eigenthümlich lebhaften Verkehr in ihrer Wohnung, der dem eben gedachten Herrn manches angenehme Trinkgeld abwarf), schon allemal

die Erste sein, ihn im Vorübergehen zu grüßen: während die arme Registratorswitwe im vierten Stock, bei welcher Felix zur Miethe wohnte, bereits unter diejenige Kategorie von Leuten gehörte, deren zuvorkommenden Gruß Herr Holznagel, je nach Laune und Stimmung, erwiderte oder auch nicht erwiderte. Von solchen Subjecten endlich wie Peter Müller mit seiner braunen Lise, nahm der hochweise Herr Hausmeister überhaupt keine Notiz mehr, die campirten auf dem Hofe und hatten ihren eigenen Eingang durch den Hinterflügel, der von lauter armen, kleinen Leuten bewohnt war, und schon um deswillen von Herrn Holznagel kaum mehr als zu ›unserm‹ Hause gehörig betrachtet ward.

Einen solchen angesehenen und hochwichtigen Mann nun, wegen eines vergessenen Hausschlüssels, mitten in der Nacht aus dem Bette bemühen, das war, wie sich unsere Leser selbst sagen müssen eine Vermessenheit, die mit gar nichts Geringerem als allerwenigstens einem Viergroschenstück gut gemacht werden konnte. Auch konnte Charon nicht strenger auf seinen Obolos gehalten haben, als Herr Holznagel darauf hielt, daß kein Verspäteter durch die Thüre schlüpfte, ohne ihm, nebst einer Fülle demüthiger und schmeichlerischer Entschuldigungen, seinen baaren Tribut gezollt zu haben, besonders wenn der Ruhestörer über die Grenzlinie des zweiten Stockwerks hinauswohnte. Ja es sollte vorgekommen

sein, daß er den kecken Eindringling, der ihm diesen seinen Tribut verweigert, ganz sachtchen zur halbgeöffneten Thür wieder hinausgeschoben und trotz Lärmens und Pochens nicht wieder geöffnet hatte.

Die Lage war also weit ernsthafter, als es dem geneigten Leser anfangs vorgekommen sein wird: sodaß Felix vielleicht am klügsten gethan hätte, freiwillig auf den Eintritt zu verzichten und sich bei seinem Freunde Peter Müller, der ja in nicht allzu langer Zeit nach Hause kommen mußte, ein Unterkommen zu suchen.

Zum Glück indessen, wie alle liebenswürdigen und wahrhaft menschlichen Charaktere, hatte auch Herr Jakob Holznagel seine kleine Schwäche; das war die Politik. In Herrn Holznagel's Loge wurden Tag für Tag alle Zeitungen und öffentlichen Blätter hineingereicht, die in dem ganzen großen Hause gehalten wurden, und die dann von hieraus ihren Curs zu den verschiedenen Eigenthümern antraten. Zuvor jedoch erhob Herr Holznagel, wie es ihm, als dem wichtigsten Mann des Hauses, auch ohne Widerspruch zustand, den Zehnten aller politischen Neuigkeiten; besonders da es ihm an Muße dazu niemals fehlte, da kam kein Abendblatt so spät, keine Morgenzeitung so früh, der politisirende Hausmeister las das noch feuchte Blatt von Anfang bis zu Ende sorgfältig durch. Und sei es nun, daß Herr Holznagel in seiner Jugend sich der Studien nicht allzu sehr befleißigt hatte, oder sei es auch, daß die in schwarzes Horn gefaßten Gläser die er zu diesem Behuf auf die stattlich gekrümmte Nase zu klemmen pflegte, trotz ihrer Wagenradgröße

der gehörigen Schärfe ermangelten, genug diese Lectüre dauerte meistentheils sehr lange; diejenigen, für welche die Zeitung eigentlich gebracht war, konnten wohl dreimal herunterschicken und nachfragen lassen, ob der Zeitungsjunge denn noch nicht dagewesen – bis Herr Holznagel das Blatt nicht bis auf die letzte Zeile gelesen hatte, das täglich wiederkehrende: redigirt von . . . gedruckt und verlegt bei . . . nicht ausgeschlossen, gab er es nicht heraus, ja er fertigte die ungeduldigen Frager wohl noch obenein brummend ab, wegen der Störung, welche sie sich erlaubten.

Dafür jedoch gehörte auch das Juwel aller Hausmeister zu jener täglich mehr aussterbenden Gattung von Lesern, die blindlings Alles glauben, was sie lesen, und die vor jedem gedruckten Buchstaben den unbeschreiblichsten Respect haben, lediglich deshalb, weil er gedruckt ist. Herr Holznagel war allemal genau derjenigen Ansicht, die er zuletzt gelesen; republikanisch oder monarchisch, rechts oder links, reactionair oder Centrum, es kam lediglich darauf an, welche Zeitung er zuletzt in Händen gehabt hatte.

Und da nun bekanntlich in dem glorreichen Sommer Achtundvierzig die Zeitungspressen sich überall etwas in's Röhliche neigte, und selbst die gemäßigtsten Blätter, dieselben, die jetzt nicht laut genug die neue Preßgesetzgebung bewundern können (denn es müßte doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn diese erhöhten Cautionen, diese Postdebitsentziehungen und Confiscationen nicht ein paar unbequeme Concurrenten todt machen

und unserm Blättchen ein paar neue Abonnenten zuführen sollten) . . .

Da, sagen wir, die gesammte Tagespresse damals etwas in's Röthliche schillerte, und selbst die gemäßigtsten Blätter noch immer eine leidlich hochverrätherische Sprache führten, so erfreute sich auch Herr Holznagel einer weit revolutionaireren Gesinnung, als man ihm nach seiner sonstigen persönlichen Würde und seinen übrigen etwas aristokratischen Neigungen hätte zutrauen mögen. Die Volkssouverainetät war für Herrn Holznagel eine gar nicht mehr aufzuwerfende Frage, für die deutsche Einheit schwärmte er, das Recht der Revolution stand ihm auf so sicherem Fundament wie ›unser‹ Haus, Alles wie er es jeden Abend und jeden Morgen aus den Zeitungen herausstudirte.

VIERTES KAPITEL. WOZU DER KAISER VON RUSSLAND GUT IST.

Nur ein einziger dunkler Fleck trübte die rosenfarbene Anschauung, welche Herr Holznagel demgemäß von der politischen Lage Deutschlands hatte, und in der er sich selbst nicht durch das leerstehende erste und zweite Stockwerk erschüttern ließ – Leute, die im Stande waren, ein solches Haus, mit einem solchen Juwel von Hausmeister, zu verlassen, waren niemals werth gewesen, es zu bewohnen; und wenn die Flamme des Aufruhrs schon bis zum Dachfirst gezüngelt hätte, sie hätten sich ja müssen lieber unter den Trümmern des Hauses begraben lassen, als solchem Ort und solchem Manne den Rücken kehren!

Nein, nicht die Revolution, welche die Miethen herabdrückte und die Stadt entvölkerte, fürchtete Herr Holznagel, sein stolzes Herz kannte nur eine Furcht – und das waren die Russen.

Man erinnert sich, welche bedeutende Rolle die Russenfurcht damals in der öffentlichen Meinung und namentlich auch in der deutschen Presse spielte, – eine Furcht, beihergesagt, die gleichwohl nicht verhindert hat, daß wir den Russen dennoch zum Opfer geworden. zwar nicht ihren Lanzen und Schwertern, aber doch ihren Federn ...

Getreues Echo der Zeitungen, wie Herr Holznagel war, würde er also schon aus diesem Grunde die Russen haben fürchten müssen. Doch kam bei ihm noch ein ganz persönlicher Grund dazu; er war im Jahre Dreizehn, als damaliger wohlbestallter Schustergeselle, von einer durchziehenden Kosakenabtheilung aufgegriffen und für kurze Zeit genöthigt worden, ihr als Wegweiser zu dienen. Es waren nur drei Tage gewesen, die er auf diese Weise in Gesellschaft der Russen zugebracht hatte; aber auch diese drei Tage mit den unzähligen Kantschuhieben, die er während derselben bekommen, spielten eine so große Rolle in seiner Erinnerung, daß er von da ab vor Allem, was Russe hieß, eine unüberwindliche Furcht hegte. Als Freund oder Feind gleichviel – wenn nur nicht die Russen kommen! hatte Herr Holznagel in seiner überlegenen Weise gesagt, als der Spectakel im März zuerst losging und: ach Gott, es wäre schon Alles recht gut, aber die Rassen kommen doch noch ganz gewiß! war auch jetzt

wieder der melancholische Refrain, welchen er, gleich einer Coda, jeder politischen Neuigkeit anhing, die er aus den Zeitungen herausbuchstabirte, oder sich sonst (denn auch übrigens war Herr Holznagel sehr neugierig) erzählen ließ.

Auf diese ihm wohlbekannte Schwäche des Hausmeisters gründete Felix seine unschuldige List. Wiewohl nur im vierten Stocke wohnend, und auch das nur als Aftermiether, konnte er dennoch schon eher etwas bei Herrn Holznagel wagen. Derselbe wußte nämlich, daß Herr Felix zu den seltsamen und unbegreiflichen Menschen gehörte, welche sich die Dinge ausdächten, die nachher gedruckt in der Zeitung zu lesen standen, und hegte daher all jene mit einiger Scheu verbundene Verehrung vor ihm, die dieser schwarzkünstlerischen Beschäftigung gebührte. Während Felix demnach mit der Linken an der Hausglocke läutete, so heftig und so anhaltend, als ob die Stadt mindestens schon an allen vier Ecken brenne, senkte er gleichzeitig die Rechte tief in die Westentasche, den gekrümmten Zeigefinger gegen den Daumen gepreßt: in jener anmuthvollen und tröstenden Haltung also, welche man anzunehmen pflegt, wenn man, nach einem höchst bezeichnenden Provinzialismus, im Begriff steht, ›den Daumen zu rühren‹.

Er mußte ziemlich lange so stehen, bevor der Herr Holznagel die Herablassung hatte, die Thür zu öffnen. Und auch dann öffnete er sie seiner vorsichtigen Gewohnheit gemäß nur halb, bis er mit raschem Blick und

sorgsam vorgehaltener Leuchte sowohl das wohlbekanntte Antlitz des jungen Poeten, als die verheißungsvolle Stellung, in welcher die Rechte desselben sich befand, erkannt hatte.

Ach, man mußte ein sehr schwarzes Herz haben, oder sehr leichtfertig sein, um sich gegen einen Mann von so ehrwürdigem Aeußern, wie Herr Holznagel sich namentlich in diesem Augenblick darstellte, eine so schnöde List auszuüben, als Felix es in der That beabsichtigte! Auf dem hagern, stark ausgeprägten Kopfe mit den dünnen, weißlich gesprenkelten Haaren starrte eine baumwollene Nachtmütze von erklecklicher Höhe, gleich einem Helm, drohend empor; der ausgefaserte Zipfel, der steif vornüber stand, konnte gleichsam den Helmbusch repräsentiren. Auf der Nase, deren ansehnliche Beschaffenheit wir bereits angedeutet haben, und die allemal, wie die Dunkelheit hereinbrach, einen eigenthümlich phosphorescirenden Glanz annahm, thronten die ebenfalls schon erwähnten schwarz gefaßten Augengläser, sei es, daß der eifrige Politiker so spät noch seinen Studien obgelegen, sei es, daß er sich so eben erst damit gewaffnet hatte, um den verspäteten Eindringling desto schärfer in's Auge fassen zu können. Die hagere, fast knöcherne Gestalt umschloß ein enganliegender, hellfarbiger Schlafrock; so ängstlich der würdige Hausmeister, der allerdings von einem Joseph nichts mehr besaß, als nur die Keuschheit, sich auch bemühte, denselben mit gekrümmten Fingerspitzen vorn zusammenzuhalten, so konnte er damit doch nicht verhindern, daß nicht wenigstens der untere

Theil eines Beines sichtbar ward, welchem der niedergetrete unsaubere Pantoffel, in dem es steckte, auch eben nicht zur Verschönerung gereichte. Malt sich der geneigte Leser dazu nun noch diesen mit Neugier, Furcht und Hoffnung gemischten Ausdruck von Unwillen und tiefgekränktem Selbstgefühl aus, der sich auf Herrn Holznagel's Angesicht aussprach, so wird er zugestehen müssen, daß die Erscheinung allerdings in hohem Grade ungewöhnlich und ehrfurchtgebietend war.

Aber mein Gott, Herr Felix, sind Sie es? sagte der Hausmeister, nachdem er den Störenfried endlich erkannt hatte, in jener langsamen, pathetischen Weise in der er jederzeit zu sprechen pflegte und in der die Würde seines Bewußtseins sich so schön verkörperte: Sie machen ja einen Spektakel in ›unserm‹ Hause – –

Allein Felix ließ ihn nicht zu Ende kommen.

Ach mein vortrefflichster Herr Holznagel, rief er, ich bitte tausendmal um Entschuldigung, es ist allerdings unverantwortlich von mir, daß ich Ihre kostbare Nachtruhe auf diese Art unterbreche und einen solchen Lärm mache vor Ihrem sonst so stillen und wohlgezogenen Hause (es war dies Letztere eine Lieblingswendung des alten Thürstehers, und Felix wußte wohl, welchen Stein im Brett er dadurch bei ihm gewann) aber wer kann auch bei einer solcher Neuigkeit . . .

Was für eine Neuigkeit? fragte Herr Holznagel mit weit aufgerissenen Augen, indem er hastig die Thür wieder verriegelte.

Nun, mein Gott, erwiderte Felix, immer mit der Hand in der Westentasche: und das sollte ein Mann, wie Sie, der doch alle Zeitungen durchstudirt, nicht wissen?

Felix war damit an den ersten Treppenabsatz gelangt; er lüpfte die Hand in der Weste, als wollte er dem Alten seinen Obolos reichen und sich von ihm verabschieden.

O, wie würde ich denn, sagte Herr Holznagel, die Hand abwehrend, in einem sonst nie gekanntem Diensteifer: Sie denken doch nicht, daß ich Sie werde die Treppe im Dunkeln hinaufsteigen lassen, mein werthester Herr Felix? Aber sagen Sie doch gefälligst ein Mann wie Sie freilich erfährt alles so etwas immer zuerst . . .

Wie doch, Herr Holznagel, rief Felix, immer noch in derselben Haltung, und die Treppenstufen so eilig heraufsteigend, daß Herr Holznagel den Schlafrock nothgedrungen mußte fahren lassen, um ihm nur folgen zu können: wie doch? sollten Sie die Zeitungen heute wirklich noch nicht gelesen haben? Oder sollte gar –

Versteht sich, habe ich sie gelesen, keuchte der Andere ihm nach: alle zusammen habe ich sie gelesen, die allerneuesten, sie waren noch ganz naß, wie sie kamen, – von vorn bis hinten – Sie wissen wohl, Herr Felix, wie ich es zu halten pflege: wenn der Mensch einmal liest, so muß er auch ordentlich lesen aber ich wüßte mich in der That nicht zu besinnen, daß irgend etwas so Erhebliches –

Nicht darin gestanden? Nun allerdings, es ist auch noch diplomatisches Geheimniß, ich habe es so eben erst aus allerbesten Quelle, rief Felix – Aber in der That, mein

bester Herr Holznagel, Sie sind gar zu gütig, ich kann unmöglich zugeben, daß Sie sich so sehr bemühen . . .

Und wieder stand er still und wiederholte das vorhin beschriebene Manoeuvre.

Bitte sehr stammelte der erschöpfte Hausmeister, für meine Freunde ist mir nichts zu mühsam; wenn Sie nur die Güte haben wollten – ach mein Gott, es werden doch nicht gar – o herje, Herr Felix, ich habe es ja immer gesagt

--

Felix, der bereits die dritte Treppe erklommen hatte, nickte nachdenklich.

Wie hätte das auch einem Politiker, wie Sie sind, entgehen können, mein allervortrefflichster Herr Holznagel?! es ist ganz so, sagte er.

Dem ehrlichen Hausmeister fiel der Leuchter fast aus der Hand. O meine Ahnung, lallte er: es wird Ihnen bekannt sein, Herr Felix, daß ich einmal drei Tage lang unter den Russen – o das ist Volk, unterbrach er sich selbst, diese Russen! Das helle lichte Scheidewasser haben sie gesoffen, als ob es Dünnbier wäre, und eine Karbatsche führen sie! O wenn die kommen, Herr Felix, da bleibt in der ganzen Stadt nicht ein Stein auf dem andern, in ›unserm‹ Hause auch nicht . . . !

Der kleine Vorsaal vor Felix' Wohnung war erreicht: die Rechte unverwandt in derselben Stellung, zog Felix mit der Linken den Stubenschlüssel hervor, steckte ihn in das Schlüsselloch, schloß auf –

Herr Holznagel, sagte er geheimnißvoll, Sie sind ein Mann von politischer Einsicht, Sie wissen dergleichen

Nachrichten zu würdigen, und auch verschwiegen sind Sie, daß man Ihnen so etwas anvertrauen kann . . .

Wie das Grab, bekräftigte Herr Holznagel, indem er sich mit dem Leuchter vor die Brust schlug; mit der andern Hand nämlich war er beschäftigt, die Nachtmütze, die von dem schnellen Treppensteigen locker geworden war, auf dem kahlen Scheitel wieder zurechtzurücken.

Nun denn, fuhr Felix fort, mit immer geheimnißvollerer, immer gewichtigerer Stimme; die Thür war bereits geöffnet und er stand schon halb in seiner Stube: es ist eine verbürgte Nachricht, ich habe sie von Jemand, der erst vor anderthalb Stunden selbst auf dem Telegraphenbureau war: der Kaiser von Rußland –

Oh, oh, meine Ahnung, stöhnte der geängstigte Russenfeind, indem er sich an die Wand lehnte, die nicht weißer sein konnte als sein entsetztes Angesicht –

Der Kaiser von Rußland – aber Sie werden doch auch wirklich reinen Mund halten, bester Herr Holznagel?

Herr Holznagel konnte nicht mehr antworten, Neugier, Erwartung, Angst hatten seine Zunge gelähmt; so waren ihm die Augen vor Schreck aus dem Kopf gequollen, und so fiel aus derselben Ursache die Habichtsnase zusammen, daß die Augengläser fast schon von ihrem Sitze herabgeglitten waren.

Der Kaiser von Rußland soll einen Kurier expedirt haben, weiß Gott, einen Kurier – o wir werden Dinge erleben! Dinge erleben, Herr Holznagel!! Nun schlafen Sie auch recht wohl, liebster Herr Holznagel, und haben Sie auch recht schönen Dank für Ihre Begleitung –

Damit fiel die Thür in's Schloß. Herr Holznagel, unter dem Gewicht der eben erhaltenen Neuigkeit, und noch bemüht, die Bedeutung derselben zu ergründen fand an dem raschen Abschied seines jungen Freundes nicht das mindeste Auffällige. Das spitze Kinn tief auf die Brust geneigt, mit nachschlürfenden Pantoffeln, stieg er die Treppe wieder hinunter; erst da er in seinem Zimmerchen ankam, fiel es ihm ein, daß Herr Felix die Hand zwar fortwährend in der Westentasche gehabt, sie aber niemals herausgebracht hatte. Doch tröstete er sich, theils mit der erhaltenen Neuigkeit, deren tiefere Bedeutung er zwar noch immer nicht ergründen konnte, theils auch damit, daß Felix übrigens ein freigebiger Mann war, der das heut Versäumte gewiß bei einer andern Gelegenheit wieder einbringen würde.

FÜNFTES KAPITEL. DER FEHDEBRIEF.

Schon indem Felix nach dem Feuerzeug umhertappte, bemerkte er, daß ein Brief auf seinem Tische lag. Bei dem geringen Verkehr, welchen der junge Dichter nach außen unterhielt, war dies schon an und für sich eine Seltenheit, die seine Erwartung rege machen mußte. Außerdem aber gehörte er, vermöge seiner dichterischen Phantasie, auch zu jenen Sonderlingsnaturen, für die jedes versiegelte Blatt, das an sie gelangt, etwas Dämonisches hat, und die keinen Brief erbrechen können, ohne eine wahre Folterbank von Hoffnung, Furcht, Erwartung durchzumachen.

Kaum daß daher die Lampe brannte, war auch das Erste, daß er den Brief ergriff und mit neugierig besorgten Blicken Format, Aufschrift und Siegel prüfte. Alles Dreies hatte wenig Ermuthigendes. Das grobe, selbst von einzelnen Flecken nicht verschonte Papier war nachlässig zusammengefaltet, weder zu jenem stattlichen Oblong, in welchem sich amtliche Erlasse, sowie überhaupt die Correspondenz der Vornehmeren darzustellen liebt, noch auch in jener länglich-schmalen, fast blattähnlichen Gestalt, in welcher der Freund dem Freunde, die Geliebte dem Geliebten zu schreiben pflegt: sondern von jenem ungeschickten, untersetzten, fast quadratförmigen Aeußern, in dem sich gewöhnlich die Briefe von Leuten präsentiren die sich sonst nicht viel mit Schreiben abgeben – Briefe, deren Inhalt auch in der Regel so eckig und unliebenswürdig ist, als sie aussehen. Ganz ähnlich war die Schrift, ungleichförmig, unsauber, von orthographischen Schnitzern entstellt; das Siegel bekleckst und schlecht ausgedrückt.

Lange Zeit wog Felix das Blatt in der Hand ein Brief von diesem wenig empfehlenden Aussehen konnte unmöglich etwas Angenehmes enthalten – sollte er ihn sofort eröffnen? das heißt, sollte er sich mit seinem ohne Zweifel verdrießlichen Inhalt den Eindruck des heitern Abends vergällen und Nacht und Schlaf verderben? oder sollte er ihn liegen lassen bis zum nächsten Morgen?

Nach langem Zaudern entschloß Felix sich endlich zum Letztern. Es war ein Entschluß, der ihn große Anstrengung kostete; so sehr er sich fürchtete, einen Brief

zu öffnen, so war ihm der verschlossene doch noch viel furchtbarer. Heut jedoch erinnerte er sich der philiströsen Weisheit, welche es als ein sicheres Mittel zur Verlängerung des Lebens aufstellt, keinen Brief, freudige so wenig wie traurige, vor dem Essen oder vor Schlafengehen zu erbrechen. An der Verlängerung des Lebens lag ihm zwar wenig war er ja doch noch jung genug! desto mehr dagegen an der ungestörten Nacht, nicht sowohl um sie zu verschlummern, als um sie desto süßer zu verträumen, von Vergangenen und Künftigem, unter Anderm auch von der lieblichen Stimme, die er soeben vernommen und zu der seine Phantasie nicht umhin konnte, sich eine eben so liebliche Gestalt hinzuzudenken.

Daher diese großartige Resignation, mit welcher er den Brief unerbrochen wieder hinlegte und sein einfaches Lager aufsuchte. Behaglich dehnte er sich in die Kissen – nun kommt, ihr Traumgötter, und streut eure duftigsten Blüten auf die Stirn eures Dichters, eures Lieblings!

Aber nein, es ging nicht, der verwünschte Brief ließ ihm keine Ruhe! Er warf sich von einer Seite auf die andere, schloß die Augen gewaltsam, nahm sich fest vor, nun auch ganz gewiß nicht mehr an das vertrackte Stück Papier zu denken – umsonst, es stand immer wieder vor ihm in seiner ungeschickten, plumpen Breite, die unregelmäßigen, hin- und hertaumelnden Buchstaben der Adresse wurden für ihn zu eben so viel Ameisen, die mit entsetzlicher Behendigkeit an ihm auf- und niederrannten.

Und was kann es denn weiter sein, doch zum Höchsten ein Mahnbrief oder so dergleichen?

Also rufend, sprang er endlich wieder aus dem Bett, der Tag dämmerte eben hinlänglich, um die Schriftzüge allenfalls erkennen zu lassen; rasch riß er das Blatt von einander, trat dicht an's Fenster . . .

Ach, sein weissagendes Herz hatte ihm nur allzu richtig prophezeit! Es war allerdings ein Mahnbrief und noch dazu ein sehr dringender, sehr grober; er rührte von Felix' Schneider her, der, um seinem Beruf Ehre zu machen auch den Namen Schneider führte. Der Betrag der Rechnung war äußerst gering, auch die Rechnung selbst erst wenige Wochen alt. Aber der Herr Schneider hatte nicht nur ein sehr großes Geschäft, sondern er machte auch noch ein viel größeres Haus, seine Equipage wetteiferte mit den glänzendsten der Stadt, und wenn Madame Schneider ihren Platz im ersten Range des Theaters einnahm, so war sie gewiß, durch die Pracht ihrer Toilette manche reiche Kaufmannsfrau und manche Edeldame zu überstrahlen, von den Geheimrätinnen gar nicht zu sprechen. Eben so glänzend war auch Herrn Schneider's Kundschaft; er arbeitete fast ausschließlich für Offiziere und junge Adelige, ja wenn man ihn hörte, namentlich vor den Märztagen, so kam wenigstens alle vier Wochen ein regierender Fürst bei ihm vorgefahren, um sich Maß von ihm nehmen zu lassen. Für solche ordinaire Leute wie Herr Felix arbeitete er eigentlich nur aus Herablassung, und dann zweitens, weil sie noch immer besser bezahlten, als seine übrige vornehme Kundschaft. Oder

wenn sie nicht bezahlten, so konnte er sie doch wenigstens mahnen, mahnen mit all der unverwüstlichen Grobheit und Zudringlichkeit, die dem übrigens höchst geschmeidigen Herrn Schneider, solchen armen Schluckern gegenüber so reichlich zu Gebote stand.

Durch die Märzereignisse war auch Herrn Schneider's Geschäft, das überhaupt mehr nach Gold aussah als einen wirklichen goldenen Boden hatte, wesentlich erschüttert worden. Seine adeligen Kunden waren theils mit der Armee in's Feld gerückt, theils hatten sie sich aus Verdruß über das Vorgefallene aus der Hauptstadt entfernt; wo Herr Schneider mit gekrümmtem Rücken bei ihnen um Geld anklopfte, kam ihm überall dieselbe Antwort entgegen –: ja mein bester Herr Schneider, wenn nur die Revolution nicht gewesen wäre! welcher ehrliche Mensch soll jetzt auch Geld haben? Schaffen Sie erst wieder Ruhe und Ordnung im Lande und Sie sollen bezahlt werden bei Heller und Pfennig.

Einigermaßen auffällig war es dabei freilich, daß dieselben Herrschaften, welche ihre unbezahlten Rechnungen so bereitwillig der Revolution in die Schuhe schoben, auch schon vor der Revolution sehr schlechte Zahler gewesen waren, von der Gattung derer, welche Herrn Schneider nöthigten, durchschnittlich alle Preise um funfzig Procent höher einzusetzen, weil er schließlich höchstens bei funfzig Procent bei ihnen zu seinem Gelde kam . . .

Indessen um dergleichen Betrachtungen anzustellen, war Herr Schneider selbst ein viel zu guter Bürger und

viel zu überzeugt, sowohl von der angeborenen Vortrefflichkeit der höhern Stände als auch von den Greueln der Revolution. Indem er also die Ausflüchte seiner hochadeligen Kunden vollkommen in der Ordnung fand, hielt er sich mit desto größerer Zähigkeit an denen schadlos, die so unglücklich waren, kein ›von‹ vor ihrem Namen zu führen, und die gleichwohl das Glück genossen hatten, mit einem Kleidungsstück aus Herrn Schneider's weltberühmter Verschönerungsanstalt beehrt zu werden.

Zu diesen gehörte denn auch unser Freund Felix. Und zwar wurde derselbe von Herrn Schneider um so härter gedrängt, je kleiner seine Rechnung war, und als ein je soliderer Zahler er sich bisher im Ganzen gezeigt hatte. Seit Herr Schneider nun gar in Erfahrung gebracht, daß Felix Schriftsteller war, ein Mitglied also jener verruchten Kaste, welche im Verein mit Franzosen, Polen und Juden bekanntlich die ganze Revolution angestiftet und mit hin auch die Stockung des Schneider'schen Geschäfts veranlaßt hatte, kannte sein Ingrimme keine Grenzen mehr. Unzählige Male in wenig Wochen, zu den mannichfachsten Tageszeiten und durch die verschiedensten Boten, hatte Herr Schneider den armen Poeten heimsuchen lassen; seine Versicherung, ihn von dem ersten Gelde zu befriedigen, das ihm eingehen würde, genügte dem unerbittlichen Verfolger so wenig, als die Berufung auf seine bisherige Pünktlichkeit. Das wären auch wohl die Zeiten danach, ließ Herr Schneider ihm antworten, daß arme Handwerker, die sich im Schweiß ihres Angesichts ernährten (wohlgemerkt, Herr Schneider ließ wenig oder

nichts im Hause durch eigene Gesellen arbeiten, sondern fast Alles bei andern kleinen Meistern, die zu arm waren, ein eigenes Geschäft zu erhalten, und die auch von dem Lohn, welchen Herr Schneider ihnen bewilligte, nur eben den Vortheil hatten, etwas langsamer zu verhungern als es ohnedies der Fall gewesen sein würde) –

Das wären jetzt auch wohl die Zeiten dazu, ließ Herr Schneider ihm erwidern, daß arme Handwerker ihr Geld verlieren sollten an Leute, welche freilich nichts zu verlieren hätten, und die mit ihrer muthwilligen Feder wohl so viel Unheil stiften könnten, weil sie nicht wüßten, wie sauer Arbeit schmecke und was Alles ein honetter Bürger an Abgaben, Steuern und Lasten aller Art zu entrichten hätte. Zeitungen schreiben und in die Clubs gehen, um die Leute aufzuwiegeln und das Bischen Brot völlig aus der Welt zu bringen das sei allerdings leichter. Aber das möge Herr Felix nur gar nicht denken, daß er, der Herr Schneider, der Mann wäre, sich von so etwas einschüchtern zu lassen; er hätte für deutsche Bundesfürsten und sogar für zwei russische Prinzen gearbeitet, und kenne keine Menschenfurcht . . .

In demselben Sinne war auch die gegenwärtige schriftliche Auslassung des Herrn Schneider abgefaßt. Felix würde über den närrischen Stil und die kauderwälsche Schreibart gelacht haben, besonders da er gleich morgen eine kleine Summe bei seinem Buchhändler einzufordern hatte, welche genügend war, ihn für immer von dem lästigen Mahner zu befreien, – wenn nicht ein Postscript bei

dem Briefe befindlich gewesen wäre, welches ihn in eine höchst unangenehme Verlegenheit setzte. Da man bei Herren Ihrer Art, schrieb der erfahrene Geschäftsmann, niemals sicher ist, Sie auch wirklich zu Hause zu treffen, und da ich nicht Lust habe, mir wegen der elenden Kleinigkeit, welche Sie mir schulden, auch noch die Stiefeln von den Beinen zu rennen, so zeige ich Ihnen hiermit an, daß, wenn Sie mich nicht noch im Laufe des heutigen Abends befriedigen, ich morgen mit dem Frühesten zu Ihnen kommen werde, zu einer Zeit, wo ich gewiß bin, Sie noch in den Federn zu finden, während der fleißige Handwerksmann schon längst sein mühsames Brot erwirbt, und nicht eher werde ich aus Ihrem Zimmer gehen, als bis ich zu meinem Gelde gekommen bin: dieses Alles so wahr ich heiße Ew. Wohlgeboren ganz ergebenster Schneidermeister Schneider.

Wir haben hier absichtlich die wunderlichen Sprachschnitzer und Verdrehungen weggelassen, von denen diese denkwürdige Erklärung wimmelte, und die nur allzu geeignet waren, den Eindruck des Rohen und Widerwärtigen für einen reizbaren Leser, wie Felix, noch zu vermehren.

Und dennoch würde Felix auch über diese Drohung noch gelacht, ja er würde sie schlimmstenfalls dadurch zu Schanden gemacht haben, daß er in aller Frühe das Haus verlassen, hätte er nicht gerade zu morgen früh einen Besuch erwartet, der ihm so lieb, so innig lieb war,

und den er um keinen Preis der Welt bei der angedrohten Visite des Herrn Schneider hätte zum Zeugen haben mögen.

Natürlich kann das nichts anders sein als ein Mädchenbesuch: und so benutzen wir denn die Pause, während Felix rathlos durch die Dämmerung auf- und abwandelt, den freundlichen Leser mit diesem Besuche bekannt zu machen.

SECHSTES KAPITEL. EIN UNGLÜCKLICHER AUTOR.

Felix war der Wahrheit nicht ganz treu geblieben, als er seinen Freunden, den Hinterwäldlern, erzählte, daß nach dem Tode des eigentlichen Felix Berghold kein Mensch mehr um seine wahre Herkunft wisse und daß er überhaupt gar keine Verbindung mit seiner Heimath mehr habe. Allerdings wußte noch jemand darum; es gab noch ein Herz, das in treuer, verschwiegener Zärtlichkeit alle seine Geheimnisse, seine Hoffnungen und Wünsche, Leiden und Freuden theilte, es gab noch eine Hand, die die Fäden hielt, welche ihn an seine Jugendzeit knüpften, und durch die namentlich auch jene Unterstützungen gingen, die er der alten, verlassenen Großmutter in Thüringen zukommen ließ, so weit seine Kräfte es nur irgend erlaubten und deren zufällige Erwähnung bei den Hinterwäldlern ihn selbst in Verlegenheit gesetzt hatte.

Das war seine Jugendgespielin, die Katharina, oder, wie sie sich am Liebsten nennen hörte, das Käthchen.

Käthchen, fünf oder sechs Jahre jünger als Felix, war mit ihm aus demselben Städtchen gebürtig; gleich ihm

hatte ein seltsam abenteuerliches Schicksal sie aus der stillen thüringschen Heimath in die große, prächtige Residenz versetzt.

Schon die beiden Väter waren Freunde gewesen. Nicht bloß Freunde, sondern auch Collegen; an derselben Schule, welcher Felix' Vater vorstand, war Käthchen's Vater, Herr Meinhart, als zweiter Lehrer angestellt gewesen.

Und damit nicht genug, hatten auch verwandte Talente und Neigungen die beiden Männer verbunden. Auch Herr Meinhart schriftstellerte. Oder wenn das zu viel gesagt ist, so arbeitete er doch wenigstens seit Jahren an einem großen, weitschichtigen Manuscript, in welchem er mit einem seltenen Aufwand juristischer und historischer Gründe deducirte, daß die bekannte Niederlegung der deutschen Kaiserkrone im Jahre Sechs vollkommen ungiltig und unverbindlich gewesen und daß mithin, in nothwendiger Folgerung, das deutsche Reich, mit sammt seinen neun Kurfürsten und dem Reichskammergericht zu Wetzlar er noch als durchaus rechtsgiltig existire.

Es war die bloße Frucht eines gelehrten Sonderlings, ohne die geringste politische Beimischung, oder überhaupt eine praktische Tendenz, dergleichen dem außerordentlich schüchternen, in sich gekehrten Manne vielmehr unaussprechbar ferne lag.

Ja so groß war diese Schüchternheit, daß er Jahre lang über dem Buche druckste und sich immer nicht entschließen konnte, damit vor die Oeffentlichkeit zu treten. Dieser Kleinmuth wurde noch gesteigert durch den unglücklichen Ausgang, welchen das schriftstellerische Debut seines Freundes, mit dem Esel im Dunkeln, dessen sich unsere Leser entsinnen, für denselben hatte; er glaubte nun erst recht, alle Schriftsteller wären von Spionen und Feinden umgeben und ein Buch in Druck geben, oder sein Haupt auf den Block legen, das wäre ziemlich dasselbe.

Zuletzt indessen war doch auch bei ihm die Eitelkeit, sich gedruckt zu sehen, noch größer, als die Furcht. Nachdem er volle vierzehn Jahre lang an seinem Werke herumgefeilt und geputzt und ihm, nach seiner eigenen Ueberzeugung, einen Grad von Vollkommenheit gegeben hatte, dergleichen noch nie ein schriftstellerisches Werk besessen, faßte er sich endlich ein Herz und schickte die theure Ausgeburt so vieler mühsamer Stunden wohlverpackt an einen Buchhändler der Nachbarschaft, der, wie er gar nicht zweifelte, es sich zur ausnehmenden Ehre schätzen würde, den unübertrefflichen und tiefgelehrten Tractat ›von der Rechtsbeständigkeit des weiland deutschen Reiches, benebst einem sonnenklaren Beweise, daß‹ u. s. w. in Verlag zu nehmen.

Mit welchem Erfolg sieht der scharfsinnige und wohl-erfahrene Leser sogleich voraus. Das Manuscript kam nach Verlauf einiger Monate mit einem kühlen Ablehnungsschreiben zurück; es wanderte zu einem Zweiten, kam wieder zurück, zu einem Dritten, Vierten, Fünften.

Und endlich kam es gar nicht mehr zurück, vermuthlich weil es bei dem vielen Hin- und Wiederschicken glücklich verloren gegangen war! Herr Meinhart jedoch war von dem einzigen und unvergleichlichen Werth seines Opus viel zu sehr durchdrungen, als daß diese einfache und gemeine Erklärungsart seines Verschwindens ihm hätte genügen können. Nein, ein so ausgezeichnetes Werk, von dieser Fülle der Gelehrsamkeit und das so lange Jahre hindurch die wahre Puppe seines Lebens, sein Augapfel, sein Alles gewesen war, das konnte unmöglich verloren gehen, wie ein anderes, gemeines Manuscript, diese Grausamkeit konnte das Schicksal nicht haben, nur Neid und Bosheit der Menschen konnte sich bis zu dieser äußersten Schändlichkeit versteigen.

Mit einem Wort: Herr Meinhart hielt sein Manuscript nicht für verloren, sondern für – gestohlen; irgend ein habsüchtiger Verleger, der ihm die wohlverdienten Früchte seines Fleißes entziehen wollte, vielleicht gar ein misgünstiger, verrätherischer College von Schriftsteller, der sich mit seinen Federn schmücken, den obscuren Namen mit seinem Scharfsinn, seiner Gelehrsamkeit verherlichen wollte, hatte es ihm entwandt! in diesem Augenblicke vielleicht wurde es gedruckt, ja es war vielleicht schon erschienen, und während er noch vergebliche Nachstellungen nach dem verschwundenen Buch anstellte, war dasselbe unter verändertem Titel, bereits das Entzücken des gelehrten Publicums und sonnte sich bereits ein Anderer, ein frecher Räuber, in den Strahlen seines Ruhmes!

Diese Voraussetzung, wie seltsam und abenteuerlich sie war wurde doch mit der Zeit bei Herrn Meinhart zu einer vollständigen fixen Idee. Herr Meinhart war überhaupt ein ungewöhnlicher, wunderlicher Mann, es mußte in seinem sehr dunkeln und einsamen Dasein Partien geben von geheimnißvoller, räthselhafter Beschaffenheit, die ihn so in sich gekehrt, so menschenscheu gemacht hatten. Das Publicum des Städtchens munkelte von einer unglücklichen Jugendliebe, welche ihn in diese trübe Stimmung versetzt und ihn überhaupt zu diesem Sonderling gemacht haben sollte, als der er sich zeigte. Thatsache war, daß Niemand im Ort Kätchen's Mutter gekannt hatte, und daß Meinhart eines guten Tags von einer Reise, deren Ziel Niemand anzugeben wußte, zurückgekehrt war mit dem kaum zweijährigen Kinde, das er seitdem als seine Tochter bei sich erzog. Es war die Einzige, die sein einsames Leben theilte – ach und bald genug auch die Einzige, welche die Schrecken der Armuth und des Wahnsinns mit ihm theilen sollte!

Denn in Folge der fixen Idee, welche sich des Herrn Meinhart bemächtigt hatte, kaufte derselbe von jetzt an alle Bücher auf, die irgend im Betreff der deutschen Verfassung oder der Geschichte des ehemaligen deutschen Reichs erschienen. Ja da man doch unmöglich wissen konnte, welches Titels der verrätherische Dieb sich bedient und in welche Form er das gestohlene Manuscript vielleicht würde umgeschmolzen haben, um seinen Diebstahl dadurch um so sicherer zu verbergen, so dehnte Herr Meinhart den Kreis seiner Einkäufe immer weiter

und weiter aus; bald gab es kein historisches, politisches oder staatswirthschaftliches Werk überhaupt mehr, das er nicht kaufen, nicht lesen, von dem er sich nicht überzeugen mußte, daß es sein gestohlenen Buch nicht sei!

Ohne Frage wäre es weit einfacher und weit natürlicher gewesen, Herr Meinhart hätte sich hingesezt und das verloren gegangene Werk aus den vorhandenen Studien und Excerpten noch einmal geschrieben. Aber erstlich schreibt sich ein Buch, an dem man vierzehn Jahre lang gearbeitet hat, nicht so leicht zum zweiten Mal und zweitens liegt es eben in der Art solcher Leute, die mit fixen Ideen behaftet sind, das Einfache und Natürliche nicht zu thun.

Auch hätte die fieberhaft wahnwitzige Aufregung, in welcher der arme, gepeinigte Autor sich befand, ihn gar nicht dazu kommen lassen, selbst wenn er es so gewollt hätte. Den ganzen ausgeschlagenen Tag that er nichts Anderes mehr, als daß er ohne Aufhören, von vorn bis hinten, alle neuen Bücher und Broschüren durchblättert, von denen er es irgend für möglich hielt, sein gestohlenen Manuscript könne darin zum Vorschein kommen; mit krankhafter Gier wartete er auf die wöchentlich ankommenden Bücherpackete, ja durch die Post mußte sein leipziger Buchhändler ihm die Novitäten schicken, und selbst das vermochte seine Ungeduld noch nicht immer zu zügeln, selbst noch dem Postwagen ging er zuweilen ganze Tagereisen weit entgegen! Bedenkt man nun, daß dies gerade in die vierziger Jahre fiel, in eine Zeit also,

wo dergleichen Schriften bereits ballenweise auf dem Büchermarkt erschienen, und bedenkt man ferner, daß Herr Meinhart sich selbst dazu verdammt hatte, all dies Zeug und noch hunderterlei anderes, was kaum dazu gehörte, Buchstabe für Buchstabe durchzulesen, so wird es Einem vollkommen begreiflich, daß der unglückliche Mann nicht nur alle seine übrigen Pflichten mehr und mehr versäumte, sondern daß er in kurzer Zeit auch wirklich vollständig verrückt ward. Mit keinem Menschen sprach er mehr, kein Geschäft besorgte er, saß nur immer Tag und Nacht, mit leichenblassem Gesicht und von Erwartung stierenden Augen, über den neuesten Schriften; die Bücherballen dehnten sich in seinem Zimmer bis zur Decke, es war kaum ein Platz mehr, wo man treten konnte. Auch sein ganzes Bischen Einnahme ging dabei verloren. Denn wenn auch die aufgestapelten Bücher ab und zu in Masse wieder an den Trödler verkauft wurden, so bezahlte der doch natürlich in den meisten Fällen kaum den Papierwerth; der Verlust war mithin ungeheuer. Er ging bereits wie ein Bettler; das zerrissene Gewand, die langen, struppigen Haare, der ungeschorene Bart, das irre, schüchterne Auge, verbunden mit diesem dumpfen ängstlichen Schweigen, das oft in Tagen kaum von einzelnen, abgerissenen Seufzern unterbrochen ward, verriethen auf den ersten Blick den Wahnsinnigen.

Natürlich war die Behörde unter diesen Umständen außer Stande, ihn in seinem Amte zu lassen. Allein Herrn Meinhart war das eben recht; er hatte sich schon längst aus dem kleinen, unliterarischen Flecken hinweggesehnt

in eine größere Stadt, wo es mehr Buchhandlungen und mehr literarischen Verkehr gab und wo er also, nach seiner Ansicht, desto eher hoffen konnte, das verlorene Kleinod wieder aufzufinden.

Er war daher mit seiner Dienstentlassung sehr zufrieden, machte den armen Rest seiner Habseligkeiten vollends zu Gelde und zog damit in dieselbe Hauptstadt, wo wir auch unserm Freunde Felix zuerst begegnet sind.

SIEBENTES KAPITEL. DIE JUGENDFREUNDIN.

Käthchen, eben zur Jungfrau herangeblüht, begleitete ihn. Es war in dem jungen Mädchen überhaupt eine Hingebung und Treue, ein Diensteifer und eine Sorgfalt, der keine Mühe zu schwer, kein Opfer zu bitter war. Rein und hell wie ihr lichtbraunes Auge, war auch die Seele des holden Kindes und warm und frisch, wie der Purpur ihrer Wange leuchtete, klopfte auch in ächter, unverbildeter Weiblichkeit ihr junges, unschuldvolles Herz.

Der Vater selbst behandelte sie sehr ungleich, je nachdem seine Krankheit zunahm und Laune und Stimmung sich bei ihm gestalteten; mitunter von überfließender Zärtlichkeit gegen sie, hatte er andere Tage wiederum, wo er sie kaum zu kennen schien, ja sie wohl gar mit harten, unväterlichen Worten anließ, was sie denn bei ihm wolle, sie sei ja doch gar seine Tochter nicht, er habe mehr zu thun, als fremde Bettelkinder durchzufüttern.

Wie sehr dergleichen lieblose, heftige Aeüßerungen nur ein Erzeugniß seiner zerrütteten Sinne waren, das zeigte sich am Besten aus der tiefen und schmerzlichen

Reue, welche er jedesmal nach solchem Auftritte empfand und die er dem armen Käthchen durch tausend Liebkosungen, tausend Schmeichelworte an den Tag zu legen suchte.

Doch hätte es deren bei Käthchen gar nicht bedurft; sie wußte ja, daß ihr armer Vater krank war, hatte sich aus unzähligen qualvollen Versuchen überzeugt, daß seine Krankheit unheilbar wie hätte sie ihm denn zürnen können wegen irgend etwas, was er in Folge derselben that oder sagte? Die natürliche Sanftmuth und Duldsamkeit des jungen Mädchen hatte sich bei der fortwährenden Nachgiebigkeit, zu welcher sie genöthigt war, zu einer wahrhaft engelgleichen Milde und Ruhe ausgebildet: darum so engelgleich, weil sie zugleich mit so viel Klarheit des Verstandes und mit so viel Festigkeit in Allem, was das praktische Leben erforderte, endlich auch mit so viel unverwüstlicher Heiterkeit und Freude verbunden war. Trotz des unendlich herben Schicksals, das auf ihr lastete, und trotz so mancher Thräne, die ihr, von Niemand gesehen, über die Wange träufelte, schaute ihr Auge doch so gut, so fröhlich in die Welt, trug sie das zierliche Näschchen doch so keck, so sicher, lachten in den Grübchen der anmuthig gerundeten Wangen doch so viel Liebreiz und so viel holde Schelmerei, athmete endlich die ganze reizende Gestalt so viel frische gesunde Lebenslust, daß Jedermann, der sie sah, sie nothwendig für ein rechtes Kind des Glücks halten mußte!

Aber dieses vermeintliche Kind des Glückes mußte doch in Wahrheit von früh bis spät sitzen, und mußte sich

in die Laune so mancher anspruchsvollen jungen Dame schicken, um mit der Arbeit seiner kleinen weißen Hände dem armen, irrsinnigen Vater, sowie sich selbst, das Leben zu fristen. Sowie Käthchen sich einmal überzeugt hatte, daß die wahnsinnige Leidenschaft, von welcher Herr Meinhart ergriffen war, auf keine Weise mehr zu heilen, und daß derselbe unbekümmert bis an den Bettelstab sinken, ja verhungern würde, nur um ohne Aufhören Bücher auf Bücher kaufen zu können, hatte sie sofort auch ihren Entschluß gefaßt. Er war Vater, sie Tochter, er krank, sie gesund, er unfähig zu arbeiten, sie frisch und rüstig; es verstand sich also ganz von selbst und bedurfte für sie nicht der mindesten Ueberlegung, daß sie es war, welche jetzt die Pflicht hatte, durch ihrer Hände Arbeit nicht nur die kleine Wirthschaft zu erhalten, sondern ihm auch, so viel sie irgend konnte, die Mittel zu gewähren zur Befriedigung seiner unseligen Leidenschaft. Freilich glaubte Käthchen selbst an den Diebstahl des Manuscriptes nicht, sie fand es vollkommen natürlich, daß dasselbe auf irgend eine Art verloren gegangen, ja sie war sogar gebildet und geistvoll genug, um in der Stille ihres Herzens zu bezweifeln, ob die Welt an der klaren und unwiderleglichen Deduction, daß das weiland deutsche Reich, wie auch die neun Kurfürsten und das Reichskammergericht zu Wetzlar noch zu Recht bestehen in der That viel verloren. Allein – es war ihr Vater; damit hatten alle Ueberlegungen und Zweifel für sie ein Ende.

Bei den literarischen Neigungen, welche ihr Vater hegte, und bei den vielen Büchern, welche täglich in sein

Haus kamen, hatte sich Käthchen eine Bildung erworben, welche sie weit über das Niveau einer gewöhnlichen Schulmeisterstochter erhob; sie sprach die bedeutendsten neuern Sprachen, und war mit den vorzüglichsten Schriftstellern der verschiedenen Literaturen wohl vertraut. Hatte sie doch auch einen so gar guten Lehrmeister gehabt – Felix, oder richtiger gesagt, Otto Meister, den Jugendgespielen, der Haus an Haus, Garten an Garten mit ihr aufgewachsen war, und der dann auch später als angehender Student keine süßere Freude kannte, als der geliebten Freundin von seinen Kenntnissen mitzutheilen und diese Flamme der Dichtung, die so heimlich, so unerkannt in seinem Busen loderte, sich widerspiegeln zu sehen in dem reinen, keuschen Krystall ihres Herzens.

Allein dessen unerachtet zauderte sie keinen Augenblick, da sie es für die Existenz ihres Vaters nothwendig erkannte, alle ihre bisherigen Liebhabereien, ihre Bücher, ihre Zeichnungen, selbst ihre Harfe bei Seite zu werfen, und statt dessen zur Nadel zu greifen, zur bescheidenen, verachteten Nadel des Nähermädchens, die aber dennoch mit ihren unzähligen, kleinen, feinen, kunstvollen Stichen das Brot erwarb für sie und ihren Vater.

Es war Käthchen auf diese Art sehr erwünscht gewesen, als Herr Meinhart den Beschluß gefaßt hatte, den kleinen thüringischen Flecken, ihre Heimath, mit dem Aufenthalt in der Residenz zu vertauschen. Wie demüthig und wacker sie auch war, so hatte es doch, sie konnte es sich selbst nicht leugnen, etwas Peinigendes für sie, jetzt um's Brot als Nähermädchen zu arbeiten, an demselben

Ort und unter denselben Menschen, wo sie so lange nicht zwar ohne Sorge, aber doch ohne eigentliche unmittelbare Noth gelebt hatte. Auch hoffte sie in der reichen und glänzenden Hauptstadt weit eher Gelegenheit zu einem leidlichen Erwerb zu finden, eine Hoffnung die sie auch nicht täuschte, indem sie in der That in kurzer Zeit sowohl wegen ihrer Geschicklichkeit und ihres Fleißes, als auch wegen ihrer sittsamen und lebenswürdigen Manieren Zutritt und Beschäftigung bei den ersten Familien der Stadt fand. Sie bewohnte mit ihrem Vater eine kleine ärmliche Wohnung in einer abgelegnen Gasse der Vorstadt; von früh bis spät strich der Alte in den Bücherläden herum, während sie mit unverdrossenem Fleiße arbeitete und erwarb.

Und wenn ihr bei dieser einförmigen Lebensweise und bei der unausgesetzten, mühseligen Arbeit, die überdies noch so herzlich schlecht gelohnt wurde, das arme junge Herz mitunter allerdings ein Bischen schwer werden wollte, wenn sie sich gar zu einsam, gar zu verlassen fühlte unter den fremden Leuten oder bei dem irrsinnigen, schweigsamen, oft auch so misgelaunten Vater – nun, so war ja Alles gut, und es fehlte ihr nichts mehr an ihrem bescheidenen, stillen Glück, seitdem sie ihren Jugendfreund, den lieben, braven Otto in der Hauptstadt getroffen hatte.

Aber nein, er wollte ja jetzt nicht mehr Otto heißen, er nannte sich ja, Felix immerhin, mochte er sich doch nennen wie er wollte, wenn er nur noch immer das alte

treue Herz, noch immer der redlich kindliche Geselle war wie ehemals!

Und das war er in der That. Das Gefühl des jungen Mädchens täuschte sich darin nicht: er hatte sie wirklich lieb und verehrte sie, wie nur immer ein Bruder die Schwester verehren kann, ja vielleicht (davon aber merkte sie nichts) noch ein klein wenig mehr. In der einsamen, geheimnißvollen Lage, in die er sich gebracht hatte, war es ihm eine unendliche Erquickung, doch wenigstens ein Herz zu haben, das nicht nur seine Geheimnisse kannte, sondern das auch Antheil nahm an seinen schriftstellerischen Versuchen und sich mit reiner, uneigennütziger Freude freute, wo ihm etwas gelungen zu sein schien. So rein war dies Verhältniß und eine so edle kindliche Vertraulichkeit erfüllte die beiden jungen Herzen, daß sie noch ganz mit derselben Unbefangenheit mit einander umgingen und noch ganz so formlos mit einander verkehrten, mitten in der verderbten, üppigen Hauptstadt, als ob sie noch in ihrem kleinen thüringischen Flecken wären und die Flucht der Jahre hätte weder sie zur Jungfrau noch ihn zum Manne gemacht. In Käthchen's Wohnung durfte Felix nicht wohl kommen; bei den vielen fremdartigen Gedanken, welche Herrn Meinhart durch den Kopf gingen, hatte derselbe das Gesicht des jungen Mannes längst vergessen, und neue Bekanntschaften zu machen war seine Sache nicht. Im Gegentheil, er floh davor mit all der ängstlichen Hast, welche Irren seiner Art eigen zu sein pflegt.

Doch war die Aushilfe leicht gefunden; in ihrem unschuldsvollen Sinne, und da sie Felix von jeher gewohnt war, wie einen Bruder zu betrachten, fand Käthchen nicht das mindeste Anstößige darin, Felix in seiner Wohnung zu besuchen.

Auch galt sie in seinem Hause wirklich als seine Schwester. Felix hatte es so gewünscht, er wußte selbst nicht warum; vielleicht geschah es aus denselben Gründen, weshalb er diese ihm so werthe Bekanntschaft auch vor den Hinterwäldlern jederzeit standhaft verleugnete und niemals, zu Hermann so wenig, als zu Florentin, Käthchen's Namen auch nur über die Lippen brachte. Namentlich in der gegenwärtigen schönen Jahreszeit besuchte das junge Mädchen ihn beinahe jeden Morgen, bevor sie auf ihre Arbeit ging. Sie wandelten dann mit einander in's Freie, erzählten sich ihre kleinen Erlebnisse, ihre Hoffnungen und Pläne, pflückten kleine Blumen, wanden sie zu Sträußchen, Einer für den Andern, und waren glücklich – nun ja doch, glücklich wie die Kinder, und wie ein gebildetes Frauenzimmer, das drei lebende Sprachen sprechen konnte, und ein angehender Poet, der sogar politische Aufsätze drucken ließ und Clubs und Volksversammlungen besuchte, es eigentlich gar nicht hätten sein sollen . . .

ACHTES KAPITEL. DELIBERATIONEN.

Diesen Besuch erwartete Felix nun auch heut früh: und ermißt es sich danach leicht, mit welchem Unwillen die

zwangsweise Visite ihn erfüllte, mit welcher Herr Schneider ihm drohte. So unerheblich die Sache an sich auch war, weit mehr ein Gegenstand der Erheiterung als der Besorgniß, und so rasch Felix, nämlich noch im Lauf des nächsten Vormittags, dieselbe auch zu erledigen dachte, so wäre es ihm doch, wie schon gesagt, unerträglich gewesen, sich bei einem Auftritt dieser Art von Käthchen überraschen zu lassen.

Freilich war Käthchen ebenfalls arm, sehr arm, und vertraut mit allen Verlegenheiten und Kümernissen der Armuth. Aber selbst diese Armuth wußte das junge Mädchen Dank der Grazie, welche die Natur ihr mitgegeben, noch mit Anmuth und Würde zu begleiten; wie sie selbst jederzeit auf's Sauberste gekleidet war, und wie auch das schärfste Auge nicht im Stande gewesen wäre, in ihrem kleinen dürftigen Haushalt irgend eine Unsauberkeit oder Ungehörigkeit zu entdecken, so hielt sie auch übrigens in allen Dingen auf die strengste, fast peinlichste Ordnung; so lieb ihr Freund Felix ihr war, und so groß sie von seinem Charakter sowohl wie von seinen Talenten dachte, so würde er doch einer sehr scharfen Bußpredigt schwerlich entgangen sein, wenn sie erfahren, daß er Schulden hatte, Schulden beim – Schneider!

Diese strenge Ordnung und Pünktlichkeit in allen ökonomischen Dingen war dem wackern Käthchen um so höher anzurechnen, je schwerer ihr eigener Vater es ihr machte, dieselbe aufrecht zu erhalten. Die Ereignisse des März hatten den Wahnsinn des Unglücklichen vollends zum Ausbruch gebracht; was vor Jahren nur die müßige

Grille eines Gelehrten, das thörichte Himgespinnst eines Sonderlings gewesen, die Wiederherstellung der deutschen Kaiserkrone, siehe da, war es nicht in diesem Augenblick das öffentliche Stichwort des Tages, die allgemeine Losung der Parteien? Mit einer Leidenschaft und Gier, die sich gar nicht mehr beschreiben läßt, stürzte der Bedauernswerthe auf die Broschüren und Bücher, die gerade in jenen Monaten in so unermeßlicher Anzahl erschienen, und die alle die Form des neuen deutschen Reichs zum Gegenstand hatten; kein Plakat war so winzig, kein Zeitungsartikel so unerheblich, er mußte sie alle besitzen, alle lesen, alle prüfen, ob unter den hunderttausend Ideen, Vorschlägen und Folgerungen, die dazumal auftauchten nicht auch irgendwo eine Spur seines verloren gegangenen Buches aufdämmerte. Der nüchternste und verständigste Mensch hätte ja verrückt werden müssen, wenn er all diesen Kram, ohne Unterschied, ohne Auswahl, durch einander las; wie nun gar erst mußte das auf das zerrüttete Gehirn des armen Kranken wirken! Auf Schritt und Tritt hätte Käthchen ihn bewachen müssen, wenn ihre übrigen Verhältnisse das nur gestattet hätten. Denn der alte Herr stahl wie ein Rabe – das heißt zum Glück nur immer seine eigenen Sachen oder die seiner Tochter: er verkaufte, versetzte, verträdelte Alles, was ihm unter die Hände kam, lediglich um seiner unseligen fixen Idee zu genügen.

Und das war denn ein zweiter Grund, weshalb Felix es um jeden Preis vermeiden wollte, seine junge Freundin in dies sein ökonomisches Geheimniß einzuweißen. Ihre

Strafpredigt würde er gern ausgehalten haben, sehr gern sogar: denn nie sah sie allerliebster aus, nie funkelte ihr Auge so reizend, wölbte die kleine Lippe sich so zierlich, als wenn sie ein Bischen zürnte – aber nein, es würde ihrem Herzen auch Kummer gemacht es würde ihre Sorgen vermehrt und neue Lasten auf ihre arme Brust gewälzt haben, hätte sie, zur eigenen Noth, nun auch noch den Freund in Bedrängniß gewußt.

Ja auch eine tiefe Beschämung würde es gewesen sein für sie selbst. So schmal Felix' Mittel im Ganzen zugeschnitten waren, so hatte er es doch nicht über's Herz bringen können, der werthen Jugendfreundin nicht ab und zu eine kleine Freude, eine kleine Zerstreuung zu bereiten in ihrer einförmigen, gedrückten Lebensweise. Es waren noch immer sehr geringfügige Aufmerksamkeiten, die er ihr erwies: zum Beispiel daß er sie alle Monate wenigstens ein Mal in das Theater führte, wenn ein Stück von Goethe, Schiller oder Shakspeare oder eine Oper von Mozart oder Gluck gegeben ward – oder daß er sie in der schönen Jahreszeit früh Morgens, wenn noch Niemand ihre holde Einsamkeit störte, auf dem Strom im Kahne fuhr, nach einem nahe gelegenen Dorfe, wo Käthchen mit ihren zierlichen weißen Händen ein ländliches Frühstück bereitete, ein Frühstück, das dann unter der duftenden Fliederlaube mundete – Felix hatte noch an keiner Fürstentafel gegessen, hatte auch wenig Aussicht und noch viel weniger Begierde danach, jemals zu dieser Ehre zu gelangen: aber davon war er fest überzeugt, daß es an

keines Königs Tafel besser schmecken konnte, als an diesem einfachen, ländlichen Tisch, den das gute Käthchen ihm zugerüstet hatte . . .

Und was dergleichen kleine thörichte Freuden mehr waren. In den Augen der beiden jungen Leute jedoch waren diese kleinen thörichten Freuden schon außerordentlich groß, um so mehr, als sie dieselben allein genossen, ungekannt und unbemerkt von aller Welt. Gewiß war in dem Umgang des jungen Paares nichts, was die Beobachtung der ganzen Welt hätte zu scheuen gehabt; aber jedes Geheimniß bekanntlich hat etwas Süßes, schon deshalb bloß, weil es Geheimniß ist.

Dennoch hatte Käthchen ihrem Freunde schon öfters Vorstellungen gemacht, ob diese Vergnügungen auch nicht zu kostspielig wären, und ob er nicht unrecht thäte, das schöne Geld, das ihm doch auch so sauer würde zu erwerben, auf so leichtfertige Weise für ein so unbedeutendes Mädchen, wie sie, zu verträdeln. Sogar über die allzuhäufigen Geldsendungen, mit denen er die alte Großmutter bedachte, erlaubte sie sich ihm zuweilen gelinde Vorhaltungen zu machen. Die Großmutter leide keine Noth, sie wisse es genau, der Ertrag des kleinen Häuschens, welches ihr geblieben, sei eben hinlänglich, sie mit der Behaglichkeit, auf welche ihr hohes Alter Anspruch habe, zu erhalten; was sie zuletzt nur von Käthchen denken solle, wenn sie, die schon ohnehin einen unglücklichen Vater zu unterstützen hätte, auch der fremden Frau noch so viel Geld schicke? Nämlich um Felix' Geheimniß nicht zu verrathen, gingen (wir früher erwähnt) die

Summen mit denen er die treue Pflegerin seiner Jugend unterstützte, durch Käthchen's Hand. Auch hatte dieselbe für ihren eigenen Kopf, und ohne daß Felix darum wußte, hinzugesetzt, die Großmama möchte sich über ihres Enkels angeblichen Tod nur noch nicht so sehr betrüben, es wäre ihr irgendwo ein Gerücht zu Ohren gekommen, als ob Otto Meister noch lebte und ganz unvermuthet einmal wieder in der Heimath erscheinen würde.

Denn der Gedanke, daß die alte Frau ihn als todt beweinen sollte, der doch Gottlob noch frisch und gesund am Leben war, kam dem so redlichen wie liebevollen Herzen des jungen Mädchens denn doch gar zu grausam vor; sie erlaubte sich natürlich nicht, Felix' Pläne zu durchkreuzen, aber eine kleine, versteckte Andeutung, die ihm nichts schaden und der alten Frau doch vielleicht zum Trost gereichen konnte, hielt sie, mit ächt weiblicher Schlaueit, für völlig erlaubt. Ach, die Gute wußte nicht, daß Otto's (oder vielmehr wie wir ihn nennen Felix') Großmutter vor Alter fast stumpfsinnig geworden war und sich über die Nachricht seines Todes so wenig betrübt hatte, als die Möglichkeit, ihn wiederzusehen, ihr träges Blut noch in freudige Wallung zu versetzen vermochte!

Und nach diesem Allen sollte Käthchen jetzt erfahren, daß Felix' Umstände keineswegs so behaglich, wie er sich ihr gegenüber gestellt hatte? daß er selbst zuweilen in Noth? ja daß er – beschämend zu sagen! – Schulden hatte, bedroht und gemahnt wurde, gemahnt von seinem Schneider?!

Nimmermehr! Dieses Zusammentreffen mußte verhindert werden, auf welche Art es auch wäre! Allein das Unglück war nur, daß sich keine Art finden ließ, so sehr Felix sich auch mit Nachdenken deshalb zermarterte. Hätte er die Kriegserklärung nur noch im Lauf des Nachmittags erhalten, er würde sogleich Anstalten getroffen haben, durch einen raschen Succurs von baarem Gelde der angedrohten Belagerung zu entgehen. Jetzt jedoch, mitten in der Nacht, keinen Heller Geld im Hause, was war zu thun? Sollte er, den Besuch des Herrn Schneider zu vermeiden, früh vor Tage ausgehen? So verfehlte er auch den Besuch der Freundin und verhinderte aller Wahrscheinlichkeit nach doch nicht, daß sie mit Herrn Schneider auf Hausflur oder Treppe zusammentraf und möglicherweise, bei dem Spektakel, den Herr Schneider nach seiner groben Art ganz gewiß erheben würde, dennoch hinter die ganze Bescheerung kam.

Oder sollte er ihr entgegengehen? Allein wer sicherte ihn, daß der furchtbare Belagerer nicht schon früher zur Stelle war? wer sagte ihm gut, daß er Käthchen nicht verfehlte? ja daß er nicht, um Käthchen zu treffen, dem Feind, den er um Alles vermeiden wollte, erst recht in die Arme lief?

Also Gefahr, Noth, Verwirrung auf allen Seiten! Schon war der helle Tag hereingebrochen, schon rasselten einzelne Milchkarren zum Thor hinein, Marktleute gingen laut plaudernd die Straße entlang, indem sie sich über den schlechten, vom Regen verwüsteten Weg beklagten,

oder ihre Vermuthungen über die zu erwartenden Preise austauschten – ah verwünscht, wenn ihm noch etwas Gescheites einfallen sollte, so mußte es bald geschehen, sonst kam auch der beste Rath zu spät!

Unmuthig warf er sich auf sein Bett; die Dämmerung in der Kammer sollte ihm beim Nachdenken behilflich sein. Unwillkürlich, um ihren Eindruck noch zu verstärken, schloß er die Augen – –

Aber die erschöpfte Natur war mächtiger als der Vorsatz des jungen Mannes; noch zwei, drei Gedanken schlichen langsam, immer langsamer durch seinen Kopf, verschwammen, verdämmerten immer mehr . . .

Und wenige Minuten später liegt Felix in einem so gesunden, so festen Schlaf, wie ich ihn dem geneigten Leser nur immer wünschen mag, – wenn auch natürlich nicht über diesem Buche.

NEUNTES KAPITEL. DER ANGRIFF.

Als Felix erwachte war es in Veranlassung einer rohen, polternden Stimme, welche sich auf dem Vorsaal erhoben hatte, so laut und plump, mit so lärmenden Flüchen, daß auch wohl der festeste Schläfer davon hätte aufwachen müssen. Bevor Felix noch recht zur Besinnung gekommen war, wußte er schon, wem die Stimme angehörte: der Feind war angerückt, die Laufgräben wurden eröffnet es war die Stimme seines Schneiders! Mit lauten Drohungen beschwerte derselbe sich, die Thür noch verschlossen gefunden zu haben und auch trotz wiederholten Pochens und Lärmens sei sie ihm nicht geöffnet worden; wenn

Herr Felix nicht sofort öffne, so werde er auf der Stelle zum Viertelskommissarius gehen, er wolle doch einmal sehen, ob ein ehrlicher Bürger noch in seinem Gewerbe geschützt werde oder nicht . . .

Aber so hören Sie doch nur, mein Herr schläft ja noch, ließ sich eine sanfte, klagende Stimme vernehmen; es war Felix' Wirthin, die Registrators Wittwe.

Man soll aber nicht schlafen, entgegnete Herr Schneider barsch, indem er mit dem schweren, vergoldeten Stockknopf auf's Neue gegen die Thür polterte: man soll nicht schlafen, wenn Leute vor der Thür stehen, denen man Geld schuldig ist. Ah ich weiß schon, woher dies lange Schlafen kommt! Ich bin ein ganz anderer Mann als der Herr Felix und habe ganz andere Einnahmen und Ressourcen, und bin doch schon auf den Beinen, früh wie der Tag graut . . .

Indem Herr Schneider dies sagte, konnte er selbst einen leichten Aufflug von Erröthen nicht unterdrücken; denn in der That stand er der Regel nach selten vor neun oder zehn Uhr auf und nur die große Bedrängniß, in welcher er sich in diesem Augenblick befand, hatte ihn vermocht, so früh schon diesen Executionszug gegen seinen ignoblen Schuldner anzutreten.

Aber freilich, fuhr Herr Schneider in immer wachsendem Pathos fort, wenn man Abends in die Clubs läuft und Nachts in den Weinhäusern aufsitzt, da kann man freilich nicht aus den Federn kommen, da muß man unserm Herr Gott den schönen Morgen abstehlen mit Schlafen!

Oh nicht doch, wie Sie nur so etwas sagen können, entgegnete die Wirthin, mein Herr ist der ordentlichste und sauberste Herr, den es nur gibt in der ganzen Stadt; seit zwei und zwanzig Jahren vermiethe ich Zimmer und habe noch keinen so saubern Herrn gehabt, wie den. Er ist sonst immer früh auf mit den Lerchen; wenn er heut einmal etwas länger schläft, so kommt das ganz gewiß nur daher, daß er gestern zu lange aufgeblieben ist – über seinen Büchern und Schriften, setzte sie rasch hinzu: mein Herr ist ein Schriftsteller, oh, ein grausam vortrefflicher Schriftsteller, ich habe Verse von ihm gelesen, Verse sag' ich Ihnen, die einen Stein zum Weinen bringen könnten.

Aber das war nur eben Wasser auf Herrn Schneider's Mühle.

Ja wohl, höhnte er, Schriftsteller, ich weiß es recht gut, und gerade weil er auch einer von der verwünschten Sorte ist, will ich nun auch ganz gewiß keine Geduld mehr mit ihm haben! er soll mich bezahlen, auf der Stelle, ich gehe nicht vom Flecke eher!

O wenn es weiter nichts ist, sagte die alte Dame gleichmüthig, als daß Herr Felix Ihnen Geld schuldig ist –

Nun? wollen Sie etwa für ihn zahlen? baar bezahlen? rief der überraschte Handwerker. Geniren Sie sich nicht, nur immer heraus mit dem Beutel, ich nehme Ihr Geld so gern wie seins!

Die Wirthin sah ihn lächelnd an. Wenn ich es hätte, sagte sie, ganz gewiß. Aber was ich sagen wollte, war nur das, daß Sie an meinem Herrn Felix einen sehr sichern Schuldner haben, der Sie ganz gewiß ehrlich und redlich

bezahlt; er ist mir, setzte sie mit etwas leiserer Stimme hinzu und offenbar nur in der Absicht, Herrn Schneider dadurch zu begütigen, auch schon mitunter etwas schuldig gewesen – Kleinigkeiten natürlich: was kann man einer armen Wittwe, wie ich, anders schuldig sein? – Aber er hat mich jedesmal richtig bezahlt, bei Heller und Pfennig, sobald er nur konnte.

Ja, lehren Sie mich doch die Schriftsteller kennen, spottete der Andre. Woher denken Sie denn wohl, Madame –

Ah, wenn ich bitten darf, Frau Registratorin, warf die Wirthin etwas beleidigt dazwischen; mein Mann seliger war Registrator beim –

Na da ist er auch was Rechtes gewesen, antwortete Herr Schneider mit seiner beliebten Brutalität; aber jetzt hören Sie, was ich Ihnen sagen will: an all dem vermaledeiten Unfug, den wir jetzt erleben, und daß das Gewerbe stockt und die Häuser leer stehen und so ein Ding, wie baares Geld, gibt es gar nicht mehr in der Welt – an dem Allen ist Niemand Schuld als die Schriftsteller. Die haben uns das ganze Elend angestiftet, auf mein Wort, Frau Registratorin, ich habe es aus einer guten Quelle, von einem vornehmen Manne –

Ei, ei, sagte die Wirthin kopfschüttelnd, das kann ich doch kaum glauben; die Juden – das geb' ich Ihnen zu, Herr Schneider, das ist eine fatale Nation – aber du mein Gott, solch unschuldiges Blut von Schriftsteller, der nichts hat als sein Bischen Tinte und Papier ...

Gerade deshalb, belehrte Herr Schneider sie eifrig, gerade deshalb, Frau Registratorin! Ich kann Ihnen den Mann nicht nennen der es mir gesagt hat, aber es ist ein sehr vornehmer Mann – ich arbeite eigentlich für lauter sehr vornehme Leute – lieber Schneider, hat er zu mir gesagt und indem nahm er sich eine Prise aus meiner Dose, ich führe einen sehr guten Nissing, Gottlob – lieber Herr Schneider, hat er gesagt, vor Niemand nehmen Sie sich so in Acht, wie vor den Schriftstellern, das sind alles die reinen Spitzbuben. Nun, und wissen Sie denn nicht, Frau Registratorin, fuhr er geheimnißvoll fort, indem er sein gewaltiges Organ zu einem vertraulichen Flüstern dämpfte – wissen Sie denn nicht, daß alle Schriftsteller eigentlich Juden sind? die puren beschnittenen Juden, auf mein Wort?!

Ach du mein Heiland, schrie die Wirthin, indem sie entsetzt die Hände zusammenschlug, lauter Juden? und mein vortrefflicher Herr wäre also auch ein Jude? Nein, Herr Schneider, Ihr Wort in Ehren aber das glaube ich nicht, das glaube ich nicht!!

Felix, dem kein Wort von dem ganzen Gespräch verloren ging, hätte die alte Wirthin trotz ihrer Zahnlücken und Runzeln küssen mögen für die zärtliche Theilnahme, die sie für ihn äußerte, so seltsam die Art dieser Aeußerung auch war. Schnell hatte er sich angekleidet; das Abenteuer, das ihm vor wenig Stunden noch so schrecklich erschienen war, kam ihm jetzt im Gegentheil äußerst humoristisch vor und stachelte ihn zur übermüthigsten

Laune. Er beschloß seine Anwesenheit vor Herrn Schneider hartnäckig zu verleugnen, Käthchen aber, wenn er sie die Straße daherkommen sähe, wollte er aus dem Fenster zuwinken, ihren Besuch für diesmal zu verschieben. So mußte der Feind der vergeblichen Blokade doch endlich überdrüssig werden und den verhängten Belagerungszustand aufheben.

ZEHNTES KAPITEL. DIE GEFAHR STEIGT.

Allein so wohl angelegt dieser Plan auch war und so viel Ergötzendes sich Felix selbst davon versprach, so sollte er dennoch nicht zur Ausführung kommen. Dicht über der Thür, welche in das Zimmer des Dichters führte, befand sich ein kleines Fenster, um den übrigens dunkeln Vorsaal dadurch zu erhellen; dasselbe war nur durch eine dünne Gardine leicht verdeckt und gewährte von einer gewissen Höhe der Bodenstiege aus einen ziemlich deutlichen Einblick in Felix' Zimmer.

Herr Schneider, der ganz gegen die sonstige Gewohnheit seiner Standesgenossen, vielmehr ein sehr stattlicher und wohlgenährter Herr war, hatte das lange Stehen auf dem Vorsaal nicht nach seinem Geschmack gefunden. Da ihn Niemand zum Sitzen nöthigte, und da er gleichwohl fest entschlossen war das Feld zu behaupten, so sah er sich nach einem Fleck um, wo er seine durch das ungewohnte frühe Aufstehen ermüdeten Glieder wenigstens einigermaßen ausruhen konnte. Und dazu schien ihm denn nichts geeigneter als die Bodenstiege, deren Stufen ziemlich hoch waren und also ganz bequem zum Sitzen.

Indem er nun, mit der Wirthin debattirend, die Bodentreppe langsam von rückwärts her erstieg, fiel sein Auge unwillkürlich auf das Fensterchen über der Thür; er sah den Schatten an der Decke gleiten, sah wie Felix, leise auf den Zehen schleichend, sich bald hier, bald dort im Zimmer zu schaffen machte –

Was half es ihm nun, daß er sich so geräuschlos angekleidet, ja daß er sich fast die Zunge zerbissen hatte, um nicht durch ein plötzlich hervorbrechendes Lachen sich zu verrathen? Der Vogel war dennoch entdeckt!

Oho, stehen die Sachen so, schrie Herr Schneider, indem er vor Wuth alle fünf Stufen auf einmal heruntersprang: den Schlüssel her, Frau Wirthin, schnell den Schlüssel! Ah, da sieht man, was ein Schriftsteller ist! Man ist zu Hause, man hört mich pochen, aber man findet es angenehm, mich zu foppen – schnell, schnell den Schlüssel!

Ich habe keinen Schlüssel, erwiderte die Wirthin trocken und begab sich rasch in ihr Zimmerchen zurück; die Geschichte drohte jetzt etwas verwickelt zu werden und zu beschämend für ihren Herrn, als daß sie ihr noch lange beiwohnen mochte.

Der entrüstete Meister inzwischen hatte seinen Wachtthurm wieder erklommen.

Nun ja, rief er, da seh' ich ihn ja deutlich! Nun steht er ja am Fenster – nun geht er in die Stube zurück, aha, und wackelt mit dem Kopfe und schlägt um sich, als ob er sich vor Lachen nicht zu fassen wüßte! Ja lachen Sie nur, Herr Felix, und schmeißen sich – richtig, da schmeißt er

sich noch auf's Sopha – o ich werde auch lachen, wenn man Sie in den Schuldthurm führt, ganz gewiß werd' ich lachen, Herr Felix!!

Felix hatte seine Partie ergriffen. Die Thür öffnete er nicht, das hatte er sich nun einmal fest gelobt; aber rasch einen Tisch davor rückend, die Gardine hinwegschiebend und mit ganz vergnügtem Lächeln zum Fenster hinaufnickend:

Ah guten Morgen auch Herr Schneider, sagte er, was verschafft mir denn so früh schon die Ehre?

Herr Schneider glaubte vor Wuth ersticken zu müssen; er war schon ganz kirschbraun im Gesicht. Mein Brief, stammelte er, mein Brief! Haben Sie denn nicht meinen Brief bekommen?

Ganz gewiß, entgegnete Felix mit einer Ruhe, deren Hoheit dem erhabenen Standpunkt entsprach, den er dabei einnahm – ganz gewiß habe ich das Vergnügen gehabt, Ihre freundschaftlichen Zeilen zu empfangen; ich gebe mir auch die Ehre, Ihnen darauf zu erwidern, daß Sie bis spätestens heut Mittag punkt zwölf Uhr im Besitz Ihrer Forderung sein werden, die Sie selbst in Ihrem sehr werthen Schreiben eine erbärmliche zu nennen belieben – muß mir aber zugleich auch die Versicherung erlauben, daß alle Versuche, die Sie etwa anstellen möchten, früher zu Ihrem Gelde zu kommen, vergeblich sind, und daß Sie namentlich unter keinen Umständen Zutritt zu meinem Zimmer finden werden.

So? und warum nicht? Ist das auch eine Art, mit einem ehrenwerthen Bürger und Handwerksmeister umzugehen, daß man ihn vor der Thür auf der Treppe sitzen läßt! schrie Herr Schneider wüthig.

Weil ich arbeiten will, versetzte der junge Mann gleichmüthig: wenn Ihnen der Sitz auf der Treppe nicht gefällt, mein vortrefflichster Herr Schneider, so kann ich Ihnen nur den Rath geben, sich nach Hause zu bemühen, wo ich, wie gesagt punkt zwölf Uhr die Ehre haben werde, Ihnen mit dem Gelde aufzuwarten. Also auf Wiedersehen, Herr Schneider – und wenn ich bitten darf, machen Sie doch nicht solchen scheußlichen Spektakel, ich will, wie Sie hören, arbeiten . . .

Allein gerade diese Ruhe empörte den unglücklichen Schneider am allermeisten.

Ei ja doch, schrie er, indem er die Treppe bald herunter, bald wieder hinaufsprang und den Stock wie ein Gewehr immer gerade auf das Fenster gerichtet hielt: arbeiten! man kennt schon, was diese Herrn Schriftstellerarbeiten nennen! Das werden wohl wieder solche Schandschriften sein, wie man auszuhecken pflegt, und wie sie das unglückliche Land schon genug in Verwirrung gesetzt und den ehrlichen Mann an den Bettelstab gebracht haben! Nichts da! solche Arbeiten sollen Sie nicht treiben! nun will ich gerade erst recht spektakeln, damit Sie nicht wieder Schandschriften aushecken können!

Wie herzlich würde Felix sich an diesem neuen sublimen Einfall seines Belagerers ergötzt haben, – wenn nicht eben in diesem Moment ein flüchtiger Blick, den er

zum Fenster hinauswarf, auch seine Ruhe auf's Aeußerste erschüttert hätte. Das zierlich weiße Kleid, das da um die Ecke leuchtete, das einfache, hellfarbige Tuch, das morgenhelle, allerliebste Gesichtchen, das unter dem kleinen Strohhut so schelmisch zu ihm emporlächelte – er hätte in die Erde sinken mögen vor Scham und Aerger, es war Käthchen, ohne Zweifel – und da, da ist sie auch schon in die Hausthür verschwunden und die Warnung, die er ihr zurufen will, kommt zu spät!

Wiederum bestieg Felix seine Bastion, aber diesmal in ängstlicher Hast und mit einem ganz ernsthaften, ehrbaren Gesichte.

So nehmen Sie doch endlich Vernunft an, Herr Schneider, rief er ihm mit gedämpfter Stimme zu: Sie hören ja, daß Sie bis Mittag zwölf Uhr Ihr Geld haben sollen, vielleicht auch ein paar Stunden früher. Aber nun machen Sie auch, daß Sie hier wegkommen; ich muß Ihnen bekennen, daß Ihre Anwesenheit mir äußerst unbequem fällt.

Fällt sie Ihnen das? höhnte der unerschütterliche Gegner: nun sehen Sie, das freut mich ja recht, da habe ich ja meinen Zweck erreicht: ich will Ihnen auch unbequem fallen, Leuten, die ihre Schulden nicht bezahlen, muß man unbequem fallen, dafür haben sie Schulden, und damit kommt man zu seinem Gelde . . .

Aber zum Teufel noch einmal, schrie Felix, der jetzt seinerseits ärgerlich zu werden anfang, so machen Sie doch einmal, daß Sie fortkommen! Es hilft Ihnen ja doch nichts, ich habe keinen Groschen im Hause – machen Sie

fort! Was nützt es Ihnen einen Menschen so zu quälen? Ich erwarte einen Besuch, der Sie hier nicht treffen darf – o, Herr Schneider, rief der junge Mann, indem er vor Ungeduld mit dem Fuß auf den Tisch stampfte, wenn Sie jetzt nicht bald gutwillig gehen, geben Sie Acht, so werd' ich grob!

Und ich bin es schon längst, entgegnete Herr Schneider; die Reihe, gleichmüthig zu sein, war jetzt an ihn gekommen –: der Besuch, den Sie erwarten kann lange nicht so wichtig sein, als der, der schon da ist, nämlich ich . . .

Ich will es aber nicht haben, daß man Sie hier trifft, rief der junge Mann zornig; denn ganz deutlich schon hörte er den Sand auf der Treppe unter dem zierlichen Füßchen knistern, und hörte schon, wie das Kleid im Heraufsteigen rauschte – ich bezahle Ihnen das Doppelte Ihrer Rechnung heut Mittag punkt zwölf Uhr, wenn Sie sich jetzt auf der Stelle, ohne ein Wort mehr zu reden, entfernen!

Das war denn nun freilich eine sehr verführerische Lockung für den ehrenwerthen Herrn Schneider. Allein erstlich war das Doppelte in diesem Fall möglicherweise gerade eben so viel, wie das Einfache, nämlich gar nichts und zweitens war auch sein Ingrimme zu groß, gerade so groß, wie seine Neugier, wer dieser merkwürdige Besuch wohl sein möchte, der einen Mann wie ihn unter keinen Umständen hier antreffen sollte. Er sagte daher ruhig: Bezahlen Sie nur erst, was Sie schuldig sind, ich bin nicht der Mann dazu, mich von Leuten, wie Sie sind,

beschenken zu lassen; es ist doch nur Alles Blutgeld, was Sie haben. Und was Ihren Besuch anbetrifft, so habe ich wohl ganz andere Herrschaften bei mir empfangen, Fürsten und Prinzen, darunter sogar zwei russische, die sich bis in Ihre Dachkammer ganz gewiß nicht verirren werden. Aber was wird es sein, rief er, von einem plötzlichen neuen Gedanken erfaßt. Franzosen und Juden werden es sein, versteht sich, die Sie erwarten irgend ein neues hochverrätherisches Complot – oho, krieg' ich Sie so, mein Herr?

Felix hatte voll Wuth den Tisch weggeräumt; er stand im Begriff, die Thür zu öffnen und sich an dem Belagerer vorbei bis zur Treppe durchzuschlagen, um Käthchen wenigstens von da aus noch um schleunige Rückkehr ersuchen zu können.

Allein auch mit diesem Plane kam er zu spät. Käthchen hatte lange genug auf der Treppe gewartet und den seltsamen Streit belauscht, von welchem nur einzelne unverständliche Laute bis zu ihr herunterdrangen; jetzt endlich trat sie um den Treppenfosten hervor –

Aha, rief Herr Schneider, mit ein paar Augen, so weit aufgerissen, als wollten sie ihm gleich aus dem Kopfe fahren: also solchen Besuch erwarten wir, mein Herr Felix? Ja freilich, da ist man gern ohne Zeugen – eine Mamsell!!

Rasend vor Zorn und Beschämung, hatte Felix jetzt wirklich die Thür geöffnet.

Elender! schrie er, ein Wort noch gegen diese Dame, die du nicht werth bist, mit deinen frechen Augen anzuglotzen, und ich schleudere dich die Treppe hinunter

und wenn du noch einmal so lang und dick wärst, du elender, grober Geldsack du! Und dann sich rasch zu dem erstaunten jungen Mädchen wendend:

Schnell schnell, liebes Käthchen, rief er, Du bist so freundlich, mich ein andermal zu besuchen, ich habe in diesem Augenblick keine Zeit!

Aber Herr Schneider konnte sich noch immer von seiner Verwunderung nicht erholen.

Eine Mamsell! rief er ein über das andere Mal, ei, seht doch, wie schlau! Also in die Clubs zu laufen und Nachts in den Weinhäusern zu liegen und frühmorgens Mamsellenbesuch anzunehmen, dazu hat man Geld, da ist man nicht mit Arbeit beschäftigt; aber wenn ein ehrlicher Handwerker kommt, ein Bürger, der seine Lasten und Steuern trägt, und will seine sauer verdiente Arbeit bezahlt haben, da ist man nicht zu Hause, da schließt man sich ein und lacht in die hohle Faust – ja guken Sie mich nur groß an, Mamsell: solche Mamsellchen, wie Sie sind, die frühmorgens zu den Herren in die Häuser gehen, haben wir schon mehr gesehen . . .

Felix war kreideweiß im ganzen Gesicht geworden.

Liebes Käthchen, sagte er mit fliegendem Athem, sei doch so gut und tritt ein wenig bei Seite, ich muß diesen großen Lümmel jetzt wirklich einmal die Treppe herunterwerfen –

Das junge Mädchen, durch den ganzen ihr unverständlichen Vorgang auf's Aeufferste erschreckt, rang die Hände.

Aber mein Gott, Felix, rief sie, was will denn dieser grobe Mensch von dir? und was sollen diese spöttischen Blicke, mit denen er mich mustert?

Auch die Wirthin war mittlerweile wieder herausgetreten.

Nein, über diesen Heidenspektakel, sagte sie; bester Herr Felix, Sie sind doch sonst so ein ordentlicher, sauberer Herr, wie können Sie denn nur solch einen Spektakel anrichten auf meinem reinlichen Vorsaal? Der Herr Holznagel wird gewiß gleich heraufkommen und das könnte mich am Ende noch um das ganze schöne Quartierchen bringen, wo Sie doch auch so gerne wohnen, liebster Herr Felix –

Aber Felix sollte seine Aufforderung nicht umsonst haben ergehen lassen; wie an Leibesstärke, war Herr Schneider auch an Courage das wahre Gegenstück seines Namens. Er fing schon an sich die Aermel in die Höhe zu streifen.

Komm an, rief er, komm an, wenn du Courage hast! Solch ein Bürschchen von Schriftsteller wagt, einem Bürger und Meister Prügel anzubieten! Na warte, du wärest mir eben so ein Bissen für den nüchternen Magen –!

Fürchte nicht, feinsinniger Leser, und du, ästhetisch gebildete Leserin, deren ganzes sittsames Herz sich schon empört bei dem Gedanken, der Verfasser könne hier so verwegen sein, einen Faustkampf einzuschalten zwischen einem Dichter und einem Schneider – es wird nicht dazu kommen! Es ist nur gerade wie in der hohen Politik, nur drohende Noten werden gewechselt und die Armeen

mobil gemacht; im entscheidenden Augenblick bleibt der *Deus ex machina*, der die brummenden Bären zur Ruhe streichelt (oder bringt er sie mit etwas Anderem zur Ruhe als mit Streicheln?!), nicht aus; dein ästhetisches Gefühl ist gerettet, unser *Deus ex machina*, Herr Geheimrath Haberland, dirigirendes Mitglied im Ministerium des Cultus und der Unterrichtsangelegenheiten, steht bereits auf der obersten Treppenstufe . . .

ELFTES KAPITEL. UNERWARTETER ENTSATZ.

Aber, Herr Schneidermeister Schneider, wer wird denn auch am frühen Morgen und in einem fremden Hause solche unchristliche Drohungen ausstoßen? Ich hätte wirklich besser von Ihnen gedacht, Herr Schneidermeister Schneider.

Der Leser weiß bereits, wem die tiefe Baßstimme angehört, die sich auf einmal mit diesen Worten dicht hinter den Streitenden vernehmen ließ. Alle sahen sich überrascht um. Allein die Schnelligkeit, mit welcher Herr Schneider, sowie er seinen Mann erblickt hatte, die aufgeschlagenen Aermel wieder niederstreifte und den Hut zu demüthigem Gruß vom Kopfe brachte, behielt doch den Preis; hätte er auch Herrn Geheimrath Haberland nicht seit Langem von Person zu kennen die Ehre gehabt, so würde doch das Ordensbändchen, das verrätherisch zwischen dem Oberrock hervorlauschte, ihm sofort den tiefsten Respect abgenöthigt haben. Auch auf die Registratorwitwe machte der Umstand, daß ein Herr mit einem Orden, einem wirklichen, landesgiltigen Orden, sich

bis in ihre Dachwohnung verstieg, einen solchen Eindruck, daß sie vor Ehrfurcht hin- und hertrippelte und mit der Schürze sich selbst bald über den rechten, bald über den linken Arm fuhr, als wären ihre Hände noch nicht rein genug, für einen so ausgezeichneten Gast eine Thür zu öffnen; – während Felix und Käthchen den unerwarteten Friedensstifter zwar mit geringerer Ehrfurcht, aber gewiß nicht mit geringerer Neugier betrachteten.

Benutzen wir den Augenblick, uns mit dem Manne, der diese allgemeine und einstimmige Sensation hervorbrachte, etwas genauer bekannt zu machen. Stand und Charakter desselben haben wir bereits verrathen; es bleibt uns also nur noch übrig, sein Aeußeres etwas näher in's Auge zu fassen.

Wiewohl, aufrichtig gesagt, gerade dies Aeußere die schlechteste Partie an dem Herrn Geheimrath Haberland war; er sah, wenn man das Einzelne beleuchtete, weit eher einem leidlich wohlhabenden Schuster ähnlich, als einem Geheimrath. Das schwarzbraune, pockengrubige Gesicht mit den buschigen Augenbrauen, dem kurzge-lockten, schwarz und weißgesprenkelten Haar und den stark ausgeprägten Kiefern, die sich unaufhörlich in einer gewissen mahlenden oder kauenden Bewegung befanden konnte auch der nachsichtigste Beurtheiler nicht wohl zu den Schönheiten rechnen, selbst wenn er über die schrecklich verstümmelten, gleich einzelnen halb verbrannten Palissaden in die Höhe ragenden Zähne, sowie über den schwarzen Schnupftabacksfleck hinwegsehen wollte, der sich beständig unter der Nase befand und hier

einen höchst wirksamen Contrast mit dem schlechtrasirten bläulichen Barte bildete. Und doch war das Gesicht, mit der Gestalt verglichen, noch offenbar im Vortheil. Herr Geheimrath Haberland war von mittlerer Größe, stark, breitschulterig; die unverhältnißmäßige Kürze seiner untern Hälfte sowie die wunderliche Art, wie er beim Gehen mit den geballten Fäusten, die Daumen aufwärts mit steifen Armen vor sich in der Luft focht, endlich sein eigenthümlich stampfender, walzender Gang, bei dem er die Beine hahnentrittartig nach rückwärts schleuderte, – ließen die etwaigen Vorzüge, welche die Natur seiner Gestalt ertheilt hatte, durchaus zu keiner irgend augenfälligen Geltung kommen.

Auch sein Anzug, wiewohl vom feinsten Stoff und geschmackvoll gearbeitet, hatte dennoch ein unerfreulich saloppes Ansehen. Er war einer von den Kunden, über welche Meister Schneider zu klagen pflegte, daß seine beste Kunst an ihnen zu Schanden würde: denn wenn er noch so gut für sie arbeite, so lernten sie doch niemals sich anziehen. – Doch machte der geistreiche Kleiderkünstler diese Bemerkung nur immer ganz in der Stille, da Herr Geheimrath Haberland nicht nur ein sehr vornehmer und sehr wohlhabender Mann war, sondern auch, o weißer Rabe! zu alledem noch ein unübertrefflich prompter Zahler. – Selbst dem Ordensbändchen, das, wie schon erwähnt, zwischen dem Oberrock (Herr Geheimrath Haberland litt sehr an Erkältungen und kleidete sich daher auch mitten im heißesten Sommer stets ausnehmend warm) hervorlauschte, selbst diesem sah man es

an, daß der Träger keinen Werth auf äußeren Zierrath legte und daß er auch dies Ding blos trug, weil es nun einmal im Knopfloch saß.

Aber nun das Seltsamste von Allem: so unansehnlich und beinahe widerwärtig die Erscheinung war, wenn man sie im Einzelnen zergliederte, so stattlich und wohlthuend war doch der Eindruck, den sie im Ganzen hervorbrachte, besonders wenn man sie erst etwas länger betrachtet und sich an ihre Seltsamkeiten gewöhnt hatte. War es das klare braune Auge, das so treu, so wahrhaft biedermännisch aus dem zerfetzten Antlitz leuchtete, mit einer Lebendigkeit und einem Feuer, das die ergrauenden Haare Lügen strafte; war es die straffe, stattliche Art, wie er den Kopf im Nacken trug, und die beinahe ein Bischen zu stattlich war – er drückte ihn nämlich ganz gewaltig nach hinten hinüber, so daß Hut und Rockkragen in einem schwer zu schlichtenden Streit miteinander lagen –; oder endlich war es die Gutmüthigkeit und das ehrenfeste, brave Wesen überhaupt, das sich in allen seinen Mienen kund gab, verbunden mit diesem tiefen, sonoren Klang seiner Stimme: genug, je länger man den häßlichen alten Herrn betrachtete, je hübscher fand man ihn und je leichter konnte man sich entschließen, ihn lieb zu haben. Dazu athmeten alle seine Aeüßerungen, Worte sowohl wie Gesten, eine so eigne feierliche Ruhe, eine solche würdevolle Bedeutsamkeit, die doch nirgend etwas Aufdringliches oder Anmaßendes hatte, daß das Ganze, wie gesagt, einen höchst stattlichen, fast angenehmen Eindruck machte.

ZWÖLFTES KAPITEL. DER FEIND RÄUMT DAS FELD.

Dies also der Mann, dessen plötzliche Erscheinung in dem Streit, der sich auf dem Vorsaal des Dichters zu entwickeln im Begriffe stand, völlig dieselbe Wirkung that, wie die Erscheinung der Götter in der antiken Tragödie. Herr Schneider war auf einmal schmiegsam geworden wie ein Ohrwürmchen; blos einen Bückling über den andern machend, suchte er vergebens nach einer Entschuldigung seines ungeberdigen Betragens.

Als Herr Geheimrath Haberland aber sich nun weiter zu der Wirthin wandte, mit der Frage: ob hier nicht ein gewisser Herr Felix wohne, dem er, der Geheimrath Haberland, seinen Besuch zu machen wünsche: so kannte die Hochachtung, die sich auf einmal des eben noch so entrüsteten Handwerkers bemächtigte, keine Grenzen mehr, ja sie dehnte sich sogar im Augenblick auch auf denselben jungen Mann aus, mit dem er es vor Kurzem noch so übel im Sinne gehabt hatte. Herr Geheimrath Haberland, dirigirendes Mitglied im Ministerium des Cultus und der Unterrichtsangelegenheiten, Inhaber eines Ordens, ingleichen eines höchst ansehnlichen Vermögens, guter Kunde, prompter Zahler – und besucht einen Menschen wie den Herrn Felix! und steigt in früher Morgenstunde vier Treppen hoch unters Dach, um einen anrühchigen Schriftsteller aufzusuchen! Nein in der That, diesmal mußte Herrn Schneider's anerkannter Scharfsinn ihn verlassen haben, er hatte den Herrn Felix ganz offenbar verkannt, dies konnte kein Jude, kein Schriftsteller sein –

oder wenn ein Schriftsteller, nun dann wenigstens einer von den zahmen, die nebenher noch eine kleine heimliche Anstellung bei der Polizei zu haben pflegten, und die jetzt leider, in diesen betrübten Zeiten, nur noch ganz in der Stille zu wirken wagten! Indem er daher Herrn Felix in aller Behendigkeit zuraunte, er möchte doch ja nicht böse auf ihn sein, das Ganze hätte ja nur ein Spaß sein sollen, die Kleinigkeit, um die es sich handele hätte ja bei einem so ausgezeichneten jungen Manne, wie Herr Felix, gar nichts zu sagen, und mit tausend Vergnügen stände er ihm zu Diensten, so oft er nur befehle und indem er ferner gegen den Geheimrath eine Reihe unverständlicher, mit demüthigen Ah's und Oh's reichlich durchspickter Entschuldigungen hervorstammelte, hielt Herr Schneider es für's Räthlichste, seinen Rückzug anzutreten.

Auch Käthchen wollte sich schweigend entfernen. Felix jedoch, der den einigermaßen verwunderten Blick, mit welchem der Geheimrath das junge Mädchen maß, sehr wohl verstand, und ihr eine möglichst schleunige Ehrenklärung schuldig zu sein glaubte, wollte sie eben mit der uns bereits bekannten Nothlüge: meine Schwester, vorstellen als der Geheimrath das junge Mädchen zum Glück selbst noch erkannte und dem Poeten dadurch eine neue peinliche Beschämung ersparte.

Ah, sagte er, indem ein würdevolles Lächeln über sein Antlitz glitt, das ist ja das brave Käthchen, das ab und zu für meine Frau arbeitet und von dem mir immer so viel Gutes gesagt worden ist. Ich gratulire Ihnen, Herr Felix,

zu dieser Bekanntschaft; eine Verwandte, wie ich vermuthete? Denn das ist eine brave junge Dame, das Käthchen, und Jedermann kann es sich zur Ehre rechnen, von ihr gekannt zu sein.

Auch Käthchen, die in ihrer Angst und Bestürzung bisher weder rechte Augen noch Ohren mehr gehabt hatte, erinnerte sich jetzt erst, den alten Herrn zuweilen bei der Geheimrätthin Haberland, bei der sie allerdings auf Arbeit ging, gesehen zu haben; daß es ihr Mann wäre, hatte sie freilich nicht gewußt.

Felix, höchst geschmeichelt durch das Lob, welches seiner Freundin zu Theil ward, beeilte sich, die Vermuthung des Geheimraths zu bestätigen.

Allerdings, sagte er, wenschon nicht ohne einige Verlegenheit: denn das klare, lichte Auge des Geheimraths hatte etwas so Treuherziges und dabei doch so Durchdringendes, daß es, so lange der Strahl dieses Auges auf Einem ruhte fast unmöglich war, auch nur die unschuldigste Nothlüge hervorzubringen –: allerdings eine junge Verwandte von mir, eine Landsmännin.

Wir sehen uns wohl morgen wieder lieber Felix, meine Zeit ist jetzt um, ich muß auf die Arbeit. Adieu, Frau Registratorin – ich habe die Ehre, mich dem Herrn Geheimrath zu empfehlen.

Mit diesen Worten und einem zierlichen Knix nach allen Seiten huschte Käthchen von dannen. Auch die Wirthin zog sich mit drei tiefen Reverenzen und einem letzten staunenden Blick auf das Ordensbändchen im Knopfloch in ihre Wohnung zurück.

Felix aber, auf die offenstehende Thür deutend, führte den unerwarteten Gast in seine Behausung ein.

DREIZEHNTES KAPITEL. DAS *Os academicum*.

Nachdem Herr Geheimrath Haberland das kleine, aber saubere und wohlgeordnete Zimmerchen mit prüfenden Blicken gemustert, und sich namentlich mit Wohlgefallen bei einer Reihe lateinischer und griechischer Classiker verweilt hatte, welche auf Felix' Arbeitstisch standen, und deren verbrauchter Einband den Beweis lieferte, daß sie diesen Platz nicht bloß als Zierrath einnahmen, ließ er sich würdevoll in der Sophaecke nieder.

Sie erlauben, sagte er zu dem ihm erwartungsvoll gegenüberstehenden Felix, daß ich mich wieder bedecke; es ist etwas kühl hier im Zimmer, die hohen Treppen haben mich erhitzt und ich bin leider sehr zu Erkältungen geneigt.

Felix, der freilich eine andere Einleitung des Gesprächs erwartet hatte, ersuchte den Geheimrath, ganz nach seiner Bequemlichkeit zu handeln.

Erst nachdem dies beseitigt und der Geheimrath verschiedene Male mit der flachen Hand unter dem Kinn hinweggefahren war, wobei die Stoppeln des Bartes ordentlich einen kratzenden Laut von sich gaben, rückte er dem Zweck seines Besuchs allmählig etwas näher.

Ich habe das Vergnügen, sagte er, Herrn Felix vor mir zu sehen?

Felix begnügte sich mit einer bejahenden Verneigung.
Herr Felix, Schriftsteller?

Auch dies konnte Felix nur mit einer Verbeugung erwidern; er kam nachgerade auf den Gedanken, der alte Herr wäre ein ziemlich langweiliger Besuch, und es wäre viel besser, wenn er gegangen, das gute Käthchen aber geblieben wäre.

Mitglied des Clubs der Wahrhaften? fuhr der Geheimrath fort.

Wenigstens besuche ich ihn ziemlich regelmäßig, erwiderte der junge Mann.

Und haben gestern eine Rede darin gehalten, rief der Geheimrath, indem er plötzlich Feuer und Flamme ward und mit den geballten Fäusten um sich schlug, daß Felix seinen Stuhl ganz sacht um zwei Schritte zurückschob; eine Rede, Herr Felix – nun, die Rede soll Gott Ihnen lohnen! Wissen Sie, Herr Felix? Ich bin ein alter, wunderlicher Mann, der in vielen Stücken nicht mehr in die Welt paßt, besonders wie dieselbe seit einigen Monaten geworden ist – Nein, mein Herr, halten Sie mich für keinen Reactionair, bei Leibe nicht! Mein Herz schlägt warm und lebendig für alles Große und Edle, welches der Bewegung dieser Zeit bei vielem Tollen und Verkehrten zu Grunde liegt; wenn die Freiheit der Nation nur durch den Tod solcher veralteten, hinter der Entwicklung zurückgebliebenen Individuen, wie ich bin, erkaufte werden kann, gut, ich will mir den Kopf gern abschlagen lassen. Aber ich habe es kein Hehl, Herr Felix: ich bin eine durchweg monarchische Natur, ich kann nichts dafür, meine Erziehung und meine Schicksale haben mich so werden lassen, und ich bin zu alt dazu, mich jetzt noch

zu ändern; ich liebe die Freiheit, ich verehere die Rechte des Volks, aber ich will auch ein starkes Königthum, will einen Fürsten, den ich ebenfalls ehren und lieben kann, will mit einem Worte Maß, Ordnung, Verstand in der Bewegung. Und darum eben – denn ich will Ihnen nur sagen, daß ich auch zu den Wahrhaften gehöre: wiewohl nicht eigentlich gern, all dies Clubwesen, dies Parteimachen, Schreien Zanken und Streiten misfällt mir; es soll das im Mindesten keine Beleidigung sein für die Andersdenkenden, ganz gewiß nicht – Duldsamkeit und Milde gegen jede ehrliche und honette Ansicht sind überhaupt die Devise, die ich führe . . .

Herr Geheimrath Haberland hatte, wenn er in Feuer gerieth oder überhaupt einen längern Vortrag hielt, was ihm bei der Gründlichkeit seiner Darstellung sehr leicht begegnete, eine eigenthümliche Manier zu sprechen. Er setzte nämlich mit seiner vollen, kräftigen Baßstimme ganz richtig an, steigerte dieselbe jedoch, je weiter er sprach und je länger die Periode sich dehnte, immer höher und höher, bis er zuletzt beim schneidendsten Falsett angekommen war: worauf er dann mit einer mehr merkwürdigen als wohllautenden Modulation in den ursprünglichen Baß wieder zurückfiel, und die letzten Worte des Satzes oder vielleicht auch nur das allerletzte mit kurzem, gleichsam bellendem Ton hervorschnellte. Diese ganze Weise des Vortrags und besonders das lehterwähnte Manoeuvre findet man nirgend häufiger als bei

akademischen Lehrern, welche damit die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer in gehöriger Spannung erhalten wollen. Und wirklich läßt sich nicht leugnen, daß der unerwartete Kanonenschlag am Ende des Satzes mitunter von großer Wirkung ist, und eine ganze Bank eingenickter Zuhörer mit einem Mal wieder in Bewegung bringen kann. – Auch unserm Freunde Felix fiel der eigenthümliche Vortrag des alten Herren auf. Aber theils waren seine Gedanken überhaupt zu weit entfernt (nämlich bei seiner schönen Freundin), theils, daß wir es dem Leser nur gestehen, war er auch als Student ein zu schlechter Collegienbesucher gewesen, um Grund und Zusammenhang dieser Erscheinung zu begreifen. Die weitschichtigen Digressionen, in welche der Geheimrath sich verwickelte, erregten seine Besorgniß – dieser Besuch schien nicht nur schien langweilig zu sein, sondern auch sehr lange verweilen zu wollen – und mit aller möglichen Bescheidenheit versuchte er daher, dem Geheimrath den verlorengegangenen Faden seiner Rede wieder in die Hände zu spielen.

VIERZEHNTE KAPITEL. DER ANTRAG.

Sie sind außerordentlich gütig, sagte er, mit so viel Nachsicht von einer Rede zu urtheilen, die nur ein zufälliger Erguß war, und der ich selbst nicht den mindesten Werth beilegen kann. Das Reden ist überhaupt nicht mein Fach –

Ich weiß, ich weiß, fiel der Geheimrath ihm in's Wort, Sie sind Schriftsteller – offen gesagt, Herr Felix: ich wollte, Sie wären etwas Besseres. Ein Schriftsteller kann je nach den Umständen etwas sehr Ausgezeichnetes und etwas sehr Klägliches sein, nein, nein, sehen Sie das für keinen Zweifel an Ihren persönlichen Talenten an, ich spreche vielmehr aus eigener Erfahrung . . .

Der Herr Geheimrath schien hier mehr gesagt zu haben, als er eigentlich willens gewesen war. Er frischte den Tabacksfleck unter der Nase kräftig auf, bot auch Felix die Dose und fuhr dann fort:

Was Ihre schriftstellerischen Leistungen betrifft, Herr Felix, so kann ich darüber zwar nicht völlig aus eigener Kenntniß urtheilen: theils fehlt mir für die Belletristica die Zeit, theils auch der Geschmack. Wenn es lateinische und griechische Poeten wären, ei nun freilich – ich sehe da zu meiner Freude auch einen Horatius auf Ihrem Schreibtisch liegen – *edidit Bothe* – keine besondere Aufgabe, Herr Felix, werde mir die Freiheit nehmen, Ihnen eine bessere Ausgabe zu schenken – die neue, von Orellius – geschmackvolle Auswahl, hübsche Anordnung, Druck und Papier prächtig.

Ich habe mich ursprünglich der Philologie gewidmet, sagte Felix lächelnd.

Haben Sie!? rief der Geheimrath; nun sehen Sie das ist ja prächtig, da hab' ich Sie gleich noch einmal so lieb! Ein junger Mensch, welcher Philologie studirt hat, kann niemals zu Grunde gehen; das classische Alterthum ist

so zu sagen eine Amme, deren Brüste niemals versiegen, und nicht ganz unverwerflich dürfte die Meinung Einiger sein, welche die Verwilderung der jetzigen Zeiten von der Vernachlässigung herleiten, welche die classischen Studien bei uns erfahren haben. – Aber lassen Sie mich zu meinem Gegenstand zurückkehren. Ich kann, sage ich, über die Gedichte, welche unter Ihrem Namen erschienen sind, Herr Felix nicht vollständig urtheilen, weil ich zu sehr Laie bin in diesem Fache. Aber meine Frau – Sie werden meine Frau kennen lernen, Herr Felix; ich weiß, daß der gute Ton es erfordert, von seiner eigenen Frau nicht zu sprechen, weder Gutes noch Böses, und sie selbst würde sehr ungehalten werden, wenn sie hörte, was ich zu sagen im Begriffe bin. In diesem Punkte jedoch müssen Sie mir schon gestatten, bei meiner alten schlichten, bürgerlichen Sitte zu bleiben, indem ich Sie versichere, daß Sie in meiner Frau eine Dame kennen lernen werden von außerordentlicher Belesenheit in der neuern und neuesten Literatur und einem höchst gebildeten poetischen Geschmacke – eine Dame, Herr Felix, wie ein Poet sie sich nur zum Umgang wünschen kann!

Der gute Geheimrath, in seiner ehelichen Glückseligkeit, hatte seine Stimme während des letzten Satzes zu einer solchen Höhe gesteigert und stieß nun die Schlußworte so bombenähnlich, mit einer solchen Gewalt hervor, daß Felix unwillkürlich zusammenfuhr. Wenn er dann aber in das gutmüthige braune Auge sah und sah diesen Ausdruck von Herzlichkeit und patriarchalischer Würde, der das häßliche Antlitz verschönerte, so mußte

er sich selbst schelten über das halb spöttische Lächeln, das um seine Mundwinkel aufgeblitzt war.

Meine Frau also, die sich auf dergleichen Dinge versteht, fuhr der Geheimrath fort, hat mich versichert, daß Ihre Gedichte recht angenehme und liebliche Proben eines glücklichen poetischen Talentes enthalten. Was dagegen Ihre wissenschaftlichen Elaborationen angeht, so habe ich von denen auch persönlich Kenntniß genommen und kann nicht umhin, Ihnen, namentlich auch in Anbetracht Ihrer Jugend, meine ganze hoffnungsreichste Anerkennung dafür auszusprechen. Am Meisten haben die politischen Abhandlungen oder Zeitungsartikel, welche Sie seit einiger Zeit in der ›Deutschen Morgenröthe‹ abdrucken lassen – ja schütteln Sie den Kopf nur nicht so heftig mein junger Freund! Ich achte Ihre Bescheidenheit, die selbst auf das *monstrari digjto er dicier hic est* verzichtet . . .

Ich versichere Sie, stammelte Felix erröthend, daß Sie vollständig im Irrthum sind, Herr Geheimrath –

Im Irrthum? Nun, so müßte doch wenigstens Ihr Buchhändler auch im Irrthum sein, entgegnete der Geheimrath mit triumphirendem Schmunzeln, denn der hat mir ja selbst Ihren Namen genannt, mein junger Freund . . .

Wie durfte er sich unterstehen –! rief Felix voll Entüstung, nicht bedenkend, daß er damit sein Geheimniß allerdings preisgab.

Wenn man, belehrte der alte Herr ihn mit hoher Würde, indem er eifrig Taback unter die Nase rieb, im Namen Seiner Excellenz, des Herrn Ministerpräsidenten, durch

den Mund des Geheimraths und dirigirenden Mitglieds im Ministerium des Cultus und der Schulangelegenheiten, *Doctor philosophiae* Haberland, nach der Wahrheit eines Namens gefragt wird, so wird man sich wohl schon unterstehen dürfen, denke ich, dieselbe auch zu sagen. Ihre Aufsätze, fuhr er in seinem frühern gütigen Tone fort, hatten schon seit Längerem Seiner Excellenz, wie namentlich auch meine Aufmerksamkeit erregt. Ich will damit durchaus nicht sagen (setzte er mit eigenthümlichem Nachdruck hinzu), daß ich überall und in allen Stücken das Glück habe, mit Seiner Excellenz, als dem gegenwärtigen Chef der Verwaltung, einerlei Meinung zu sein; ich bin ein loyaler Unterthan, ich thue meine Pflicht, und da Serenissimus einmal befohlen haben, daß Herr Graf Filibert Blotz-Blotz dem Ministerium präsidiren soll, so gehorche ich ihm in Allem, wo es meines Amtes ist. Ich halte diese Verwahrung für nöthig und habe dieselbe auch dem Herrn Grafen selbst abgegeben, weil Seine Excellenz einige persönliche Eigenschaften besitzen, welche ich nicht vertreten möchte und weil ich überhaupt, platzte er im allerschneidendsten Discant heraus, ohne ausdrücklichen Befehl Serenissimi niemals einen Menschen als meinen Chef anerkennen würde, der ja nicht einmal ein ordentliches Examen gemacht hat – pah!!

Mit diesem Ausruf schleuderte er den Kopf noch weiter rückwärts, als er ihn ohnedies schon zu tragen pflegte, kniff die Lippen fest zusammen und glitzerte Felix mit den vergnügten braunen Augen höchst bedeutungsvoll an.

Erst nach einer kleinen Pause fuhr er fort:

Gleich als ich gestern Abend Ihre *oratiunculam* hörte, erkannte ich, daß der Redner und der Verfasser jener Aufsätze eine und dieselbe Person sein müßten; es war dieselbe *copia verborum*, derselbe *fervor animi*, dieselbe *candide*, männliche und patriotische Gesinnung. Der Zufall wollte, daß ich noch denselben Abend mit dem Herausgeber der ›Deutschen Morgenröthe‹ in Gesellschaft zusammentraf. Ich hatte schon früher mehrmals im Auftrag Seiner Excellenz ihn ersucht, uns den Verfasser jener *Elaborata* namhaft zu machen; gestern aber, nach Anhörung Ihrer Rede, sagte ich es ihm auf den Kopf zu, daß Sie und Niemand anders der Autor wären. Da wagte er nicht mehr zu leugnen, gab mir Ihre Adresse und so bin ich nun hier, mein werthgeschätzter Herr Felix, Ihnen erstlich meinen aufrichtigen persönlichen Dank zu sagen für den Genuß, den Sie mir bereitet haben, und Sie demnächst im Namen Seiner Excellenz aufzufordern, Hochdenselben im Lauf der nächsten Tage Ihre Aufwartung zu machen, indem Seine Excellenz den Wunsch hegen, Sie persönlich kennen zu lernen.

Felix traute seinen Ohren nichts was hatte er, der völlig unbekannte, namenlose Schriftsteller, mit dem Ministerpräsidenten zu schaffen? und welcher Zweck, da bloße persönliche Neugier hier doch unmöglich im Spiel sein konnte, lag dieser unerwarteten Einladung zu Grunde? Nahm das Schicksal etwa den Handschuh, den er ihm gestern halb spielend hingeworfen, jetzt in Ernst auf? Sollte der scherzhafte Streit, welchen seine Freunde gestern bei

dem Hinterwäldler über seine politische oder poetische Befähigung geführt hatten, noch etwas mehr werden als bloß ein Scherz?

Der Geheimrath errieth zum Theil die Bewegungen, welche in der Brust des jungen Mannes vorgingen.

Ich begreife, sagte er, das Erstaunen und sogar das Zaudern, welches Sie bei meinem Antrag überfällt; es ist mir ein neuer Beweis von Ihrer Bescheidenheit sowohl als von dem Ernst Ihrer Gesinnung. Aber gestatten Sie mir, Sie zu erinnern, mein junger Freund, erstens, daß dies eine Zeit ist, wo Niemand sich und seine Fähigkeiten, wie groß oder klein dieselben sein mögen, dem Vaterlande der *res publica* im Sinne der Römer, zu entziehen, daß vielmehr Jeder, an den in dieser Zeit ein Ruf ergeht, wie auch immer, denselben als eine Fügung des Himmels aufnehmen und befolgen soll. Ich erlaube mir, Sie zweitens darauf aufmerksam zu machen daß *quisquis fortunae suae faber*, Jedermann seines Glückes Schmied, und daß es nicht wohlgethan ist, aus bloßer, wenn ich so sagen darf, poetischer Grille Anknüpfungen und Verbindungen von der Hand zu weisen, welche möglicherweise von den wichtigsten Folgen sein und zu den erfreulichsten Resultaten führen können. Ich selbst, wenn es hier darauf ankäme, könnte mich Ihnen als ein lebendiges Beispiel darstellen, was oft aus kleinen Anfängen sich für bedeutende Folgen entwickeln, und wie die Geschicke, im Großen wie im Kleinen *volentem ducunt, nolentem trahunt*. Und endlich drittens wollen Sie mir glauben, daß der Besuch,

zu dem ich Sie auffordere, nicht das mindeste Verfängliche oder Verbindliche weder für Ihre politischen Principien noch für Ihre augenblickliche persönliche Stellung haben soll, und daß überhaupt eine Sache, zu welcher der Geheimrath Haberland Sie auffordert, immer nur eine Ehrensache sein kann . . .

Kurzum, der alte Herr drang so lebhaft in unsern jungen Freund und für diesen selbst hatte das eigenthümliche Zusammentreffen dieses Antrags mit den Ereignissen und Gesprächen des gestrigen Abends soviel Anziehendes, daß er ihm zusagte, die Sache wenigstens in nähere Erwägung ziehen, heute Mittag aber beim Geheimrath Haberland speisen zu wollen, wo sie die Sache dann noch genauer besprechen könnten.

Sie werden mich mit meiner Frau ganz allein treffen, Herr Felix, sagte der Geheimrath beim Abschied; wir führen eine ganz einfache Haushaltung, und daher bitte ich auch – im Oberrock, im Oberrock, mein bester Herr Felix . . .

FUNFZEHNTE KAPITEL. KÄTHCHEN.

Nachdem der Geheimerath sich entfernt, empfand auch Felix, um sich von den seltsamen Ereignissen dieses Morgens zu erholen, das lebhafteste Bedürfniß, sich ein wenig im Freien zu ergehen. Wie groß war seine Freude, als er, zufällig um eine Straßenecke biegend, Käthchen begegnete!

Aber das nenne ich ein Glück, sich so zu begegnen, rief er: woher kommst Du? und hast Du Deine Arbeit heut so zeitig beendet?

Das gnädige Fräulein, antwortete das junge Mädchen, zu welchem ich bestellt war, um gewisse Stickereien aufzuzeichnen, ist unwohl und hat mich auf einen andern Tag bestellt. Ich wollte auch, setzte sie halb launig, halb seufzend hinzu, sie wäre lieber gesund geblieben; sie kann freilich meine Arbeit eher entbehren, als ich – ihr Geld. Mein Vater ist wieder gar zu schlimm, Felix!

Erst jetzt bemerkte Felix die verweinten Augen und das ganze aufgeregte Aeußere seiner Freundin.

Um des Himmels willen rief er, was hast Du? was quält Dich?

Nein, rief die Freundin, bevor von mir und meinen Schicksalen die Rede sein kann, laß uns erst von Deinen Abenteuern sprechen; ich bitte Dich, Felix, welcher abentheuerlicher Auftritt war das heute früh! Ich habe mir das erst nachher so zusammengereimt – Du hast Schulden, gesteh es nur, Felix, Du bist gemahnt worden – o pfui Schulden! und hast öfters so viel Geld verthan für mich und entziehst Dir das Nöthigste, um es der alten Großmama zu schicken! Guter Felix, wer wird auch Schulden machen!?

Felix, der auf diese Strafpredigt schon gefaßt gewesen war, rechtfertigte sich so gut er konnte.

Es ist ein unverschämter plumper Geselle, dieser Herr Schneider, sagte er, der die Spitzbuben frei ausgehen läßt, weil er nämlich selber einer ist, und die ehrlichen

Leute plagt, die einmal augenblicklich in Verlegenheit sind. Ich bin eben auf dem Wege zum Buchhändler, um mir Geld zu holen; in zwei Stunden ist die ganze Geschichte abgemacht. Da hast Du nun mein ganzes Sündenbekenntniß, bestes Käthchen! Nun aber erzähle auch Du mir, was Dir begegnet ist, und wovon deine lieben Augen so roth sind, die lieben Augen, die mich noch heute früh von der Straße herauf so freundlich anlächelten?

Ach, das ist gar nichts, versicherte Käthchen – erzählte aber doch gleich darauf, daß sie, als sie von der kranken Dame nach Hause gekommen, ihren Vater in der hellen lichten Raserei gefunden. Derselbe bilde sich ein, nichts Geringeres zu sein als – Kaiser von Deutschland, und zwar der echte, alte, legitime, als welcher er nun in der höchsten Furcht lebe, das Frankfurter Parlament möchte einen neuen demokratischen Kaiser wählen, wodurch es dann zwischen ihm und dem Usurpator ganz unvermeidlich zum Bürgerkrieg in Deutschland kommen müßte. Seine Angst und Aufregung darüber war unbeschreiblich, so daß Käthchen sich eilends aufgemacht hatte, einen beruhigenden Trank, welchen der Arzt für ähnliche Fälle verordnet hatte, bereiten zu lassen. Auf diesem Gang von der Apotheke her traf sie mit ihrem Freund zusammen.

Trotz des aufrichtigen Antheils, welchen Felix an dem Kummer seiner Freundin nahm, hatte er bei dieser Erzählung doch einige Mühe ernsthaft zu bleiben.

Das Unglück wird nicht so groß sein, beruhigte er das junge Mädchen, Deutschland hat schon öfters zwei Kaiser

gehabt und hat doch auch immer so nothdürftig zusammengehalten, noch diese beiden werden es hoffentlich nicht in Stücke reißen. Aber laß doch sehen, wie solch ein Beruhigungstrank, mit dem man eine kaiserliche Phantasia wieder zur Vernunft bringt, aussieht?

Damit faßte er spielend in das Arbeitskörbchen des Mädchens – Käthchen sträubte sich: aber das veranlaßte den jungen Mann nur um so mehr das Papier, das er im Korb erfaßt hatte, nicht wieder loszulassen.

Ei sieh doch, rief er scherzend, indem er es in die Höhe hielt, wohl gar ein Liebesbrief, den das junge Fräulein so eifrig zu verbergen sucht?

Käthchen war blutroth –

Aber Felix, rief sie, bedenke doch die Menschen! Du sollst das nicht sehen, Felix . . . !

Aber Felix hatte schon gesehen: es war – und wiederum, theurer Leser, muß ich Dich um Verzeihung bitten, daß ich Deine wohlberechtigtesten Erwartungen jedesmal auf so schnöde Weise täusche und Dir, wo Du etwas recht Interessantes und Erhabenes zu finden gedenkst, immer nur etwas ganz Gewöhnliches und Geringfügiges unterschiebe: – es war nichts mehr und nichts weniger – als ein Leihhauszettel!!

Wirklich? rief Felix lachend aus, nachdem er das Document erkannt hatte: meine liebenswürdige Freundin weiß so vortrefflich gegen das Schuldenmachen zu eifern und trägt selbst die Leihhauszettel mit sich im Korb herum?

Aber kaum daß ihm dieser Scherz von der Lippe war, als er ihn schon wieder bereuete. Denn Käthchen nahm die Sache offenbar viel schwerer, als er erwartet hatte.

Da siehst Du nun guter Felix, sagte sie, indem sie sich vergeblich bemühte, ihre Thränen zu unterdrücken, was für Geschichten mein armer Vater in seiner unglücklichen Verworrenheit anrichtet! Kaum daß ich heute früh von Hause bin, hat er einen Jungen aus der Nachbarschaft gerufen und hat ihn in's Leihamt geschickt – mit der allerliebsten goldenen Spange, weißt Du noch? die Du mir einmal zu Weihnachten schenktest, alles bloß um sich die vertrackten Bücher damit zu kaufen, die ihn noch ganz desperat machen werden. Ich hatte sie so lieb meine gute Spange, es war das einzige kleine Schmucksäckelchen, das ich besaß! Aber es ist nicht deshalb, setzte sie sogleich hinzu, und auch Du, weiß ich, würdest mir diese unwürdige Benutzung Deines Geschenkes verzeihen: nur darüber bin ich unglücklich, daß mein Vater überhaupt dergleichen Dinge treibt – und weil ich allerdings auch noch nicht absehe, wie ich die liebe Spange so bald wieder einlösen soll. Es ist mir ein unerträglich garstiger Gedanke, rief sie, das Geschenk Deiner Hand in den schmutzigen Fingern eines Pfandleihers zu wissen!

Felix tröstete sie, so gut er vermochte.

Was diesen Zettel anbetrifft, sagte er, so bleibt derselbe nun in meinem Verwahrsam; die Summe, die ich zu erheben im Begriffe stehe, reicht eben hin, sowohl Herrn Schneider zu befriedigen, als auch Deinen kleinen Schmuck wieder auszulösen – Du willst nicht, Käthchen?

Wäre das wohl auch recht gegen Deinen Freund, Deinen Bruders Deinen alten Otto, den nur Du noch als Otto kennst, und der für alle übrigen Leute nur Felix ist?

Das junge Mädchen lächelte durch Thränen.

Du hättest Dir auch, sagte sie, einen bessern Namen aussuchen sollen, wenn es einmal mit dem ächten und eigentlichen nicht mehr ging; Felix, wie Du mir gesagt hast, heißt glücklich – nun und an Deinem Glück, mein armer Junge, hast Du, wie es mir scheinen will, auch eben nicht schwer zu tragen . . .

Oho, rief Felix, der Name wirkt schon! –

Und damit erzählte er ihr eiligst von der Veranlassung welche den Geheimrath zu ihm geführt, sowie von dem überraschenden Antrag, den ihm derselbe gemacht hatte. Die Freude des jungen Mädchens war aufrichtig.

Ich habe es Dir ja immer prophezeit, sagte sie, Du wirst ganz gewiß noch ein großer Mann, Felix; mach Dich nur ja recht niedlich und spiele ja den Liebenswürdigen wenn Du heut zu Tische gehst, die Frau Geheimeräthin liebt das, sie ist, so viel ich davon verstehe, eine sehr gescheite und gebildete Dame, die aber auch ein sehr scharfes Auge hat, und wenn nur die allerkleinste Falte in Deinem Halskragen ist, oder das kleinste schwarze Pünktchen auf Deiner Weste, so sieht sie es gewiß, und gibt Dir's bei der ersten Gelegenheit zu verstehen, daß sie es gesehen hat. O sie ist eine sehr kluge Frau die Geheimeräthin, aber was man so eigentlich nennt zur Freundin, möcht' ich sie doch nicht –

Bei Euch Männern, setzte sie begütigend hinzu, ist das etwas ganz Anderes, ich weiß es; ja ich glaube sogar, daß die Frau Geheimeräthin für Männer eine außerordentlich gute Freundin ist . . .

Unter diesem und ähnlichem Geplauder hatten sie Käthchen's Wohnung erreicht; Felix, der trotz alles Bittens und Zuredens nicht dazu zu bewegen war, den Pfandschein wieder herauszugeben, verabschiedete sich von dem jungen Mädchen, indem er versprach, sie den folgenden Abend gegen Sonnenuntergang in derselben Gegend zu erwarten, wo sie sich heute getroffen hatten.

Schon hatte er ihr den Rücken gewandt, als Käthchen ihm noch einmal nachgelaufen kam.

Beinahe, rief sie, hätt' ich das Wichtigste vergessen; sieh nur, guter Felix was für eine schmeichelhafte Aufforderung ich hier bekommen habe! Bald wirst Du nicht mehr der Einzige sein, der sich durch Gesang sein Brot verdient, wenn auch ich nur singen kann, was andere klügere Leute mir vorgeschrieben haben, während Dein Gesang ursprünglich in schöner Freiheit, aus der lebendigen Fülle Deines Herzens quillt.

Mit diesen Worten reichte sie ihm einen Brief, den sie bis dahin im Busentuch verborgen getragen. Er kam von der ehemaligen Hofopernsängerin, welche mit Felix in einem Hause wohnte, und deren wir, mit ihrem rothen Turban und ihren großen falschen Zähnen, schon mehrmals

Erwähnung gethan haben. Sie habe, schrieb sie, Käthchen's Stimme zuweilen belauscht, wenn sie bei den Besuchen bei ihrem Bruder (ihrem Bruder war unterstrichen) so lustig durch das Haus geträllert sei; Käthchen habe eine vortreffliche Stimme, der nichts als die Ausbildung mangle, und Schreiberin dieses, Madame Nardini, ehemalige berühmte Hofopernsängerin, wie auch noch gegenwärtig Vorsteherin eines ebenfalls sehr berühmten Gesangsinstitutes für junge Damen, werde sich ein besonderes Vergnügen daraus machen, den rohen Diamant dieser Stimme zu schleifen – und zwar gratis, natürlich.

War es nun die auffällige und übertriebene Höflichkeit dieses Briefes, oder war es der Strich unter dem ›ihrem Bruder‹, der ihm nicht ganz zufällig erschien, gleichviel, Felix gab dem jungem Mädchen den Brief trocken zurück, ohne ein Wort darauf zu sagen.

Und doch hatte Käthchen so sicher auf eine Antwort gerechnet. Dem Vater, sagte sie, indem sie den Brief mit fragendem Blick zurücknahm, darf ich natürlich mit so etwas jetzt nicht kommen; was meinst Du dazu, Felix?

Daß Madame Nardini eine Närrin ist, und daß Du für dergleichen Närrinnen keine Zeit hast, versetzte der junge Mann verdrießlich.

Aber gleich darauf, als hätte es ihm leid gethan, seine Freundin so kurz abgefertigt zu haben:

Laß den Brief einstweilen unbeantwortet, sagte er ich werde mich erst gelegentlich näher nach der Dame erkundigen und danach kannst Du ja noch immer thun und lassen, was Du willst.

Damit endlich schieden sie.

SECHZEHNTES KAPITEL DIE GEHEIMERÄTHIN.

Das Geschäft mit dem Buchhändler war rasch erledigt, ebenso rasch die Rechnung bei Herrn Schneider, der sich noch in tausend Entschuldigungen und Freundschaftsversicherungen ergoß und das Geld erst gar nicht annehmen wollte, bezahlt; den verpfändeten Schmuck seiner Freundin auszulösen, mußte er dagegen bis auf den Abend verschieben, da inzwischen die Stunde gekommen war, wo er vom Geheimrath zu Tisch erwartet wurde.

Der Warnung des jungen Mädchens eingedenk, machte er seine Toilette möglichst sorgfältig und begab sich dann mit nicht geringer Spannung auf die ganz neue Situation, die ihn als Günstling eines einflußreichen Mannes und einer geistreichen Verehrerin seiner Verse erwartete, in die Wohnung des Geheimeraths.

Der alte Herr war noch auf seinem Bureau beschäftigt, weshalb Felix denn einstweilen in das Zimmer der Geheimeräthin geführt ward.

Frau Geheimeräthin Haberland stand in jenem ungewissen Alter, über welches auch verheirathete Frauen, besonders wenn sie keine Kinder als lebendige Kalender und gleichsam wandelnde Taufscheine neben sich haben, nicht gern Auskunft zu geben pflegen; ihr schwarzes, dünnanliegendes Haar war schon leicht ergraut, die Farbe verblichen, von der ganzen ungewöhnlich schlanken Gestalt nur noch Hand und Fuß, die sie aber eben deshalb auch sehr schicklich zu präsentiren wußte, von

untadeliger Schönheit. Wer sie so sah mit der hohen, geraden Stirn, der leicht gekrümmten Nase, den schmalen bleichen Lippen, dem scharf hervorspringenden Kinn, dem lebhaften, fast stechenden Blick der dunkeln Augen, war überzeugt, daß er hier die nicht ganz unglücklich erhaltenen Reste einer ehemaligen bedeutenden Schönheit vor sich hatte.

Wogegen freilich diejenigen, die sie wirklich noch in ihrer Jugend gekannt hatten, versicherten, daß sie jederzeit ebenso ausgesehen; das etwas ergrauete Haar abgerechnet, wäre sie weder älter noch jünger, weder hübscher noch häßlicher geworden.

Was aber in dem Gesicht der Dame am Meisten auffiel, und wodurch sie beim ersten Anblick wirklich Manchen bestach, das war eine gewisse halb spöttische, halb leidende Miene, welche sie sich angenommen hatte, gleichsam als ob sie im Grunde viel zu gut, viel zu edel für diese Welt sei, und als ob es eine bloße mitleidvolle, schonende Herablassung von ihr wäre, daß sie überhaupt noch auf dieser schlechten Erde, unter diesen kleinen, dürftigen Menschenseelen wandelte.

Wie gesagt, auf den ersten Anblick hatte diese Miene etwas höchst Pikantes, um nicht zu sagen Anziehendes. Wenn man dagegen das Glück ihrer Bekanntschaft länger genoß und sich dabei überzeugte, daß diese Miene unabänderlich stehend war, und daß dieser entsagende Zug

um den Mund, dieser bedeutungsvolle Auf- und Niederschlag der Augen völlig derselbe blieb, auch bei den geringfügigsten Dingen und während der weltlichsten Unterhaltungen, sogar auch bei sogenannten Klatschgesprächen, zu denen die Frau Geheimeräthin sich mit besonderer Vorliebe herabließ – nun ja freilich, so verlor sich diese Wirkung und selbst dieser vornehme Anstand und diese noble Haltung, durch welche die Dame sich auszeichnete, vermochte ihn nicht wieder herzustellen.

Wenn es übrigens richtig war, was Käthchen ihrem Freunde erzählt hatte, und die Frau Geheimeräthin legte wirklich soviel Werth auf eine geschmackvolle tadelfreie Toilette, so hatte dazu allerdings Niemand mehr Grund als sie. Denn ganz unstreitig war sie eine Meisterin dieser Kunst. Sich ihrer Aeüßerlichkeit, mit allen ihren kleinen Schwächen und Mängeln, vollkommen bewußt, hatte sie einen unübertrefflichen Takt darin, nichts an sich zu tragen oder überhaupt nur in ihre Nähe zu bringen, was mit ihrer Gestalt, ihrer Farbe, ihrer Haltung und so weiter auch nur im leisesten Widerspruch gestanden hätte: sondern Kleider, Bänder, Tücher bis auf den Ueberzug ihrer Möbel und die Tapete ihres Zimmers hinunter – oder hinauf, wie man will – war nach Stoff, Schnitt, Farbe, Alles in vollkommenster Uebereinstimmung zu ihrer Eigenthümlichkeit ausgewählt. Farblos, wie sie war, trug sie eben so farblose, meist graue Gewänder, deren einfacher Schnitt und dünner Faltenwurf sehr gut paßte zu der schlanken,

beinahe hageren Gestalt; auf den schon etwas gesprenkelten Scheiteln saß, auch selbst bei den festlichsten Veranlassungen und in den glänzendsten Gesellschaften, immer ein so einfaches, anspruchsloses, fast klösterliches Häubchen, daß eben diese Einfachheit imponirte und wer die Schönheit der Frau nicht mehr bewundern konnte, doch wenigstens ihren feinen Geschmack noch anerkennen mußte.

Diese etwas überlegte, nicht völlig natürliche Einfachheit, verbunden mit einem höchst angenehmen Anstrich von Wohlwollen, das leider nur immer gegen den Einen so lebhaft war, wie gegen den Andern, athmete auch ihr übriges Wesen. Sie war in der That nicht ungebildet, besaß einen Verstand, der dem scharfen und stehenden Blick ihrer Augen entsprach, und hatte übrigens Vieles und Mancherlei sowohl gelesen als selbst erlebt. Doch machte die eigenthümliche Zurückhaltung, mit der sie sprach, und die außerordentliche Bescheidenheit, mit der sie immer ihre eigene Unwissenheit bevorwortete und um Entschuldigung bat, daß sie, wiewohl eine simple, ungelehrte Frau, doch so anspruchsvoll wäre über dergleichen Gegenstände, als etwa ein neues Buch oder einen jung auftretender Schriftsteller oder dergleichen mitzusprechen – es machte dies, sagen wir, daß man sie allgemein noch für weit scharfsinniger und weit gebildeter hielt, als sie in Wahrheit war.

Wir haben vorhin den Punkt der Erlebnisse berührt, und unsre Leser werden vielleicht neugierig sein, etwas Näheres darüber zu erfahren. Leider können wir diese

Neugier für's erste noch nicht befriedigen. Allerdings gingen unter ihren nähern Bekannten mancherlei seltsame Gerüchte über sehr auffällige und unglückliche Abenteurer, welche sie in ihrer früheren Zeit erlebt haben sollte. Sie sollte schon einmal, aber sehr unglücklich verheirathet gewesen sein, so unglücklich, daß – man wußte nicht recht, ob ihr Mann ihr, oder sie ihm fortgelaufen war. Genug, die Ehe sollte nach kurzer Dauer und einer Menge widerwärtiger und scandalöser Auftritte auf richterlichem Wege geschieden worden sein.

Doch waren das Alles eben nur Gerüchte. Der Geheimerath hatte seine Gemahlin vom Rhein, wo er vor seiner Berufung in's Ministerium lebte, nach der Hauptstadt, welche sie vor Jahren als junges Mädchen verlassen hatte, zurückgebracht; die Epoche, die dazwischen lag, lag eben im Dunkeln, und auch der Geheimerath selbst, bei der tiefen und aufrichtigen Verehrung, welche er seiner Gemahlin zollte, ließ niemals auch nur die leiseste Andeutung darüber fallen. Kannte er die frühere Geschichte seiner Frau? kannte er sie nicht? Niemand wußte es. Was dagegen Jedermann sah und wußte, das war, daß er sie mit außerordentlicher Zärtlichkeit, ja man durfte sagen, mit einer Art von Ritterlichkeit liebte, die man nirgend weniger gesucht hätte, als gerade bei ihm.

Ob die Zärtlichkeit auf Seiten der Frau eben so stark war? Die Ansichten darüber waren sehr getheilt. Doch schien Eines festzustehen: nämlich daß das vornehm kühle Wesen, durch welches die Geheimeräthin sich auszeichnete, und das in den Augen ihres, für jede Art von

Würde und Vornehmheit ungemein zugänglichen Mannes gewiß nicht die letzte ihrer Tugenden war, sie überhaupt unfähig machte für jede tiefere Leidenschaft und jede wärmere, zärtliche Empfindung. – Mit einem Wort: es war eine verständige, klare, kühle Ehe, die Ehe des Herrn Geheimerath Haberland und seiner Gattin, ohne Sommerhitze, welche auch zu dem vorgerückten Alter der beiden Ehegatten gar nicht mehr gepaßt haben würde, aber auch ohne Gewitter; eine Ehe, in deren ruhigem, ebenem Gange der Geheimrath sich aufrichtig glücklich fühlte und die der Geheimräthin das für einen Charakter ihrer Art auch nicht zu verachtende Glück ließ, sich zu Zeiten als recht – unglückliche Frau zu fühlen! Damit war denn beiden Theilen auf's Beste geholfen.

SIEBZEHNTE KAPITEL. DIE GÖNNERINNEN.

Auch auf Felix verfehlte die lebhaft aus Herausforderung und Zurückhaltung gemischte Weise der Geheimeräthin ihren Eindruck nicht. Es war wie wir wissen, überhaupt das erstemal, daß er in einem sogenannten vornehmen Hause, bei einer Dame der feineren Gesellschaft Zutritt fand; schon diese Harmonie der äußeren Einrichtung, auf welche die Geheimeräthin sich so meisterhaft verstand, diese blaßgelbe Tapete, diese halbherabgelassenen Vorhänge, die das Zimmer mit einer höchst angenehmen Dämmerung erfüllten, diese unzähligen kleinen Nippessachen, die überall durch das ganze

Gemach zerstreut standen und gerade in ihrer scheinbaren Unordnung die kunstsinnige Hand einer Frau verriethen, endlich diese weichen, warmen Teppiche, über welche der Fuß unhörbar, unfühlbar dahinschritt – dies Alles, so herkömmlich es in der großen Welt sein mag, war für unsern Dichter doch eine völlig neue Erscheinung und gab ihm ein Gefühl des Wohlseins und der Behaglichkeit, das er lange nicht empfunden hatte.

Und als ob die Dame in seinem Innern gelesen hätte, war auch ihr persönliches Benehmen gegen ihn von der Art, daß jene Empfindung dadurch nur noch vermehrt werden konnte. Felix, wie wir nicht erst zu sagen brauchen, befand sich in ziemlicher Verlegenheit. Zwar beherrschte sein gesunder natürlicher Takt die gesellschaftlichen Formen weit besser, als es gar Manchem gelingt, der aus diesen Formen sogar ein eigenes Studium macht, und als er selbst es sich zutraute. Aber eben dies mangelnde Zutrauen zu sich selbst, diese Furcht, in irgend etwas zu fehlen oder zu verstoßen, dies eben war die Quelle seiner Verlegenheit – einer Verlegenheit, um detwillen ihm freilich Niemand böse sein konnte: denn in der That kleidete sie ihn allerliebst, diese Verlegenheit ...

Die Geheimrätthin half ihm mit großer Anmuth darüber hinweg; die Schmeichelei mit welcher sie ihn beim Eintritt empfing, und die seinem poetischen Talente galt, schien aus so aufrichtigem Herzen zu kommen und war von einem solchen Ausdruck freundschaftlicher, beinahe mütterlicher Theilnahme begleitet, daß man noch viel

befangener, viel schüchterner hätte sein können, als Felix war, und man hätte doch Vertrauen haben müssen zu diesem herzlichen, wohlwollenden Ton.

Das habe ich mir nun längst gewünscht, sagte die Geheimrätthin, indem sie ihn neben sich auf die kleine niedrige Ottomane lud, die in einer Ecke des Gemachs zwischen Epheulauben und Blumentischen stand: Das habe ich mir nun längst gewünscht, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Felix – und doch auch gefürchtet.

Bei der außerordentlichen Nachsicht, versetzte der Dichter, mit welcher Sie meine jugendlichen Versuche beurtheilen, finde ich diese Furcht nicht nur sehr erklärlich, sondern auch vollkommen gerechtfertigt; ja ich bekenne Ihnen frei, daß sie in diesem Augenblick auf mich selbst übergeht. Wir Dichter (wenn ich mich nämlich überhaupt dazu zählen darf) thäten vielleicht überhaupt wohl, uns stets in der Verborgenheit zu halten und niemals aus dem poetischen Nimbus, den die Muse um uns verbreitet, die arme prosaische Person hervortreten zu lassen. Aber die Güte Ihres Herrn Gemahls war zu groß, zu überraschend für mich; um so viel unverdientes Wohlwollen nicht undankbar zurückzustoßen, mußte ich es schon wagen, durch mein persönliches Erscheinen an der Nachsicht einzubüßen, welche Sie dem Unbekannten bisher gezollt.

Die Geheimrätthin erhob rasch das Haupt, das sie, während Felix sprach, unverrückt zur Erde gesenkt hatte. Nein, sagte sie mit Entschiedenheit, so habe ich es nicht

gemeint! Der Poet, habe ich mir sagen lassen, ist nirgend wahrer als in seinen Versen, wer das Gedicht kennt, kennt auch den Dichter, wie er wirklich ist; wo der persönliche Eindruck dem poetischen nicht sofort zu entsprechen scheint, da ist es eben nur unsre Schuld, da ist unser Blick nur zu stumpf, unser Gefühl nur zu ungeschickt, da sollen wir, auch ohne zu sehen, dennoch glauben an das, was sich uns in dem Gedicht bereits so sichtbarlich enthüllt hat. Meine Furcht war gerade die umgekehrte; ich weiß, daß ich nur eine sehr beschränkte Frau bin, Herr Felix, es hat mir in derjenigen Zeit, wo das weibliche Herz am empfänglichsten ist, für jeden edlern Eindruck, an der nöthigen Anleitung und Bildung gefehlt – und mein Mann (dies sagte sie mit einem leichten, kaum hörbaren Seufzer), so vortrefflich er ist, wirklich ein ganz vortrefflicher Mann, Herr Felix –! ist doch durch seine praktischen Beschäftigungen dem Genuß sowohl wie der Kenntniß der Kunst zu sehr entfremdet worden, um mir jetzt noch mit Anleitung und Lehre zu dienen. Ich muß fürchten, daß mein Beifall, aus so aufrichtigem Herzen er kommt, Ihnen gleichwohl sehr beschwerlich, meine Bewunderung, so wahrhaft sie ist, sehr lästig fällt – nämlich weil es der Beifall und die Bewunderung einer langweiligen, ungebildeten, unverständigen Frau ist . . .

Hier gerieth der junge Dichter denn immer tiefer in Verlegenheit, besonders da die Geheimrätthin ihn dazu mit so großen festen Augen und einer so klaren, sichern Miene ansah, als ob sie gerade das Gegentheil von dem gesagt hätte, was sie sagte.

Doch zog er sich noch so leidlich heraus; er sprach von der Allverständlichkeit der Poesie, zu deren erhabensten Vorzügen auch dies gehöre, daß sie auch unbewußter Weise genossen werden könne, und auch ohne Studium, ohne Vorbereitung zugänglich sei für jedes Herz –

Weil sie jedes Herzens kundig ist! fiel ihm die Geheimrätin in's Wort: Es ist keine Frage der Neugier, Herr Felix, gewiß nicht; aber wo, um des Himmels willen, sagen Sie mir, haben Sie, zumal bei Ihrem jugendlichen Alter, das weibliche Herz so kennen gelernt und so studirt, wie Ihre Verse es verrathen? Ah, Herr Felix, ich bin eine alte Frau, wie Sie sehen; aus den bloßen Büchern – so einfach ich bin, kann ich mir das doch wohl sagen, lernt man dergleichen nicht . . .

Und damit erinnerte sie ihn an einen Cyclus von Gedichten, den er vor Kurzem hatte erscheinen lassen, und in welchem die wechselnden Empfindungen eines weiblichen Herzens, als beglückte und als verlassene Geliebte, als Braut, Gattin, Mutter, allerdings nicht ohne Wahrheit und Kraft ausgedrückt waren.

Felix wurde roth bis über die Stirn; er wußte selbst nicht warum, aber genug, die Frage, so zierlich sie herauskam, ärgerte ihn ein wenig.

Sie kennen, gnädigste Frau, sagte er nach einer kleinen Weile, die berühmte Frage, welche Cardinal Este an den Meister Ludwig richtete. In der Frage liegt zugleich die Antwort: wir Poeten sind eben ein absonderliches, hirnverbranntes Geschlecht, in denen die Natur allerhand Fragmente und Entwürfe, Bruchstücke und Skizzen

zusammenwirft, wandelnde Rumpelkammern gleichsam von allerhand wunderlichen Empfindungen, Ansichten, Leidenschaften, welche die übrige Welt bereits abgetragen hat, oder wenigstens nicht zum täglichen Gebrauch anständig und bequem findet. Bringen wir nun einmal solch ein altes Stück Hausrath wieder auf den Markt, so fallen Jedem sogleich die alten Zeiten ein, wo er selbst Aehnliches besessen, und auch die alten Sympathien erwachen, mit denen er es einst besessen; man hält uns für Glocken und die wahre tönende Glocke ist doch allein das eigene Herz des Lesers, dem wir höchstens zuweilen als Klöppel dienen . . .

Ein sehr anmuthiges Bild, erwiderte die Geheimräthin etwas gereizt, und ich danke Ihnen für die Nachsicht, mit welcher Sie mich auf das Unpassende meiner Frage aufmerksam machen, dadurch, daß Sie dieselbe mit einem Gemeinplatz umgehen. Aber die Frage ist auch gar nicht in mir entstanden, ich kenne meine Schwäche zu gut und weiß, daß ein so beschränkter Geist, wie der meine, keinen Anspruch darauf hat, in die geheimnißvolle Werkstatt eines Dichterherzens zu schauen; es ist die Frage einer Freundin – einer Freundin, Herr Felix, die gerade so jung ist, wie ich alt, so schön, wie ich verblüht, so geistreich, wie ich einfach und ohne Urtheil – und in der Sie bei alledem keine minder aufrichtige und warme Verehrerin Ihres Talentes besitzen als in mir.

Wieder folgte eine kleine Pause, da der junge Mann sich in der That zu ungeschickt fühlte, der Wendung, welche das Gespräch immer mehr und mehr annahm, zu folgen.

Ich hätte niemals gedacht, sagte er endlich, daß meine unbedeutenden Verse überhaupt so viele Leserinnen fänden; das bischen Gelungene, das etwa noch bisher darin gewesen ist wird, fürchte ich, mir für die Folge auch noch verloren gehen: denn seit ich weiß, wie viel schöne Augen mich prüfen, wie viel zarte Herzen über mir zu Gericht sitzen, werden Befangenheit und Scham die schwachen Ansätze meines Talentes völlig ersticken.

Die Geheimrätthin stand hastig auf und schob eine der Gardinen zurück, so daß es ganz deutlich ward, welche bekümmerte, leidende und dennoch ergebene Miene sie in diesem Augenblick machte.

O ich sehe, sagte sie, in einem Ton, der mit dieser Miene in völliger Uebereinstimmung stand, ich habe heut einmal wieder meinen ungeschickten Tag, und ich bedaure Sie wirklich, daß mein Gemahl so lange auf sich warten läßt –

Der Poet beeilte sich zu versichern, daß ihm keine Gesellschaft in der Welt interessanter und angenehmer sein könnte.

Nein, nicht so, erwiderte die Dame, mit Complimenten dieser Art machen Sie die Sache ja nur noch schlimmer! Gestehen Sie es nur offen, Sie langweilen sich in meiner

Gesellschaft, Sie fertigen mich ab mit diesen unbestimmten, allgemeinen Antworten, weil Sie sich ermüdet fühlen von der Bewunderung einer Frau, die vielleicht eine leidliche Leserin ist, aber ich habe es Ihnen ja selbst vorausgesagt! eine sehr einförmige und ungeschickte Gesellschafterin. Oder wie? glauben Sie etwa gar, daß ich mir mit dem, was ich so eben von meiner Freundin sagte, erlaubt hätte, eine Neckerei mit Ihnen zu treiben? Ihr halb ungläubiges, halb empfindliches Gesicht, Herr Felix, deutet fast auf dergleichen hin . . .

Und nun erging sie sich in einer Schilderung Victoria's (denn dies war die Freundin, welche die Geheimrätthin im Sinne hatte), so ausführlich, in so lebhaften Farben, stellte die Wirkung welche die Verse des jungen Poeten auf dieselbe gemacht hätten als so bedeutend, so ungewöhnlich dar, daß Felix eben kein Poet hätte sein müssen, wenn sein Herz von diesem glänzenden Gemälde hätte unberührt bleiben sollen, ganz besonders, da die Geheimrätthin bei all diesem Farbenreichtum, zugleich den Schleier eines höchst lockenden Geheimnisses darüber zu breiten wußte. Vergebens bat Felix, der sich jetzt auf einmal ganz gut in den Ton der Geheimrätthin hinein fand, um den Namen der Freundin –

Nein, nein, rief sie, der Name bleibt mein Geheimniß! Sie sollen sie kennen lernen, ganz gewiß, Herr Felix, ich selbst will Sie mit ihr bekannt machen – in den Jahren, in denen ich bin, braucht man auch die Schönheit und den überlegenen Geist seiner Freundinnen nicht mehr zu fürchten, ich bin an Entsagungen gewöhnt und weiß,

daß, wie ich bin, mein vortrefflicher Mann sich dennoch an mir genügen läßt. Sie sollen sie kennen lernen: aber Ihr Herz alsdann soll errathen, welche es ist – ich meine, setzte sie in scheinbarer Verwirrung hinzu, Ihr ... Poetenherz, Ihr ... Dichterauge – mein Gott, Sie müssen schon Nachsicht mit mir haben, Herr Felix, es geht mir oft so, daß ich das richtige Wort nicht finden kann für die Dinge, welche ich sagen will ...

Es war recht gut für Felix, daß das Gespräch hier unterbrochen ward: denn seine Neugier war wirklich auf's Aeüßerste gesteigert, während die Geheimrätthin doch fest entschlossen war, dieselbe gegenwärtig nicht zu befriedigen. Auch war die Unterbrechung von der Art, daß sie seinen Gedanken plötzlich wieder eine ganz andere Richtung gab. Auf ein leises kaum hörbares Pochen nämlich wurde die Thür geöffnet, so rasch, daß die Geheimrätthin kaum noch Zeit gehabt hatte, ihr ›Herein‹ zu rufen – und wer trat ein? Käthchen!

Dieselbe wurde, wie früher erzählt worden, häufig im Hause der Geheimrätthin beschäftigt. Neugierig, zu sehen, wie ihr Freund Felix sich in dieser vornehmen Gesellschaft ausnehmen möchte, hatte sie eine Arbeit, mit welcher die Geheimrätthin sie vor Kurzem beauftragt, zum Vorwand genommen, persönlich vor ihr zu erscheinen: und da sie so oft im Hause verkehrte und vom Hausherrn wie von der Hausfrau stets mit großer Freundlichkeit behandelt ward, so hatte die Dienerschaft kein Bedenken gefunden, sie unangemeldet vorzulassen.

Felix fuhr im ersten Augenblick zusammen, nicht anders wahrhaftig, als wäre plötzlich ein wichtiges und gefährliches Geheimniß im Begriff, verrathen zu werden. Das junge Mädchen dagegen nickte ihm ganz leise mit ihren großen, schelmischen Augen zu, und brachte dann, ohne die geringste Notiz von ihm zu nehmen, der Geheimrätthin, die ihr bis an die Thür entgegengegangen war, ihr Anliegen vor. Die Sache war rasch erledigt, und Käthchen, nur noch einmal mit unmerkbarem Blick und einem mühsam verhaltenen Lächeln den Freund streifend, der aber auch gar zu feierlich aussah in dem schwarzen Frack und der weißen Cravatte und gar zu ehrbar dasaß unter der Epheulaube, empfahl sich mit zierlichen Verbeugungen.

Ein Nähtermädchen, ein armes, gutes Kind, das zuweilen für mich arbeitet, wandte sich die Geheimrätthin entschuldigend zu Felix. Der aber war jetzt auf solchem Gipfel der Verlegenheit, es kam ihm so unrecht, so beschämend vor, seine Freundin verleugnet zu haben, während er doch zugleich sehr wohl fühlte, daß dies jetzt nicht der Moment sei, die Bekanntschaft einzugestehen – daß er nichts weiter vorbringen konnte als eine stumme, gleichgiltige Verbeugung. Das Gespräch stockte von da ab, und alle Gewandtheit seiner Wirthin war nicht im Stande, es wieder in den frühern lebhaften und beziehungsreichen Gang zu bringen.

Endlich kam auch der Geheimrath; man ging zu Tisch, und bei der herzlich biedern Weise des alten Herrn kehrte die Unterhaltung bald wieder zu völliger Unbefangenheit

zurück. Er befragte Felix mit großer Ernsthaftigkeit nach seinen Studien, seinen Lebensabsichten und Plänen, und rückte demnächst auch damit hervor, was er selbst und der Minister mit ihm beabsichtigten.

Ich habe Ihnen bereits gestanden, sagte der alte Herr, indem er von Gespräch und Wein belebt, die Worte noch viel seltsamer modulirte, jetzt eins ganz leis und lang hervordehnte, um dann wieder das nächste ganz kurz und laut herauszustößen – ich habe Ihnen bereits gestanden, mein guter Herr Felix, daß ich für meine Person von der Schriftstellerei nicht viel halten kann: sie ist, so zu sagen, eine *vox media*, eine *syllaba anceps*, bei der es immer erst darauf ankommt, wo sie steht und wie sie genommen wird. Allein die Zeiten selbst sind jetzt in so unseliger Schwankung, und je leichter das Boot, desto glücklicher bekanntlich fährt es durch die empörten Wellen. Mein Chef, des Herrn Ministers Excellenz, sind auf Ihr schriftstellerisches Talent aufmerksam geworden, sie wünschen dasselbe zu benutzen – nicht für sich, bei Leibe nicht, und Niemand würde sich weniger als Unterhändler dazu hergeben, als ich! – aber für die Sache der Freiheit und des Gesetzes für die Aufklärung des Volkes für die Berichtigung jener Vorurtheile, welche die Masse, wie es scheint, um so leichter gefangen nehmen, je thörichter sie selber sind . . .

Kurz zu sagen: man trug sich mit dem Gedanken, ein Blatt zu gründen, welches, wenn auch äußerlich von dem Ministerium völlig unabhängig, doch im Ganzen und Großen jene Prinzipien vertreten sollte, zu denen Graf

Filibert sich bis jetzt noch öffentlich bekannte. Unsere Leser wollen nicht vergessen daß Graf Filibert dazumal noch ein Märzminister war, und daß auch sein ministerielles Programm noch immer mit jenen erhabenen Worten prunkte, deren bloßer Klang in der Märzerhebung so be rauschend auf die Nation gewirkt hatte. Es lag daher in dem Antrag selbst durchaus nichts Anstößiges oder Unehrenhaftes, und Felix konnte ihn jeden Augenblick annehmen, ohne seinen Ueberzeugungen das Mindeste zu vergeben, oder sich bei Anderen auch nur den Schein davon zuzuziehen.

Dessenungeachtet, und wie sehr seine Phantasie auch durch die Vorgänge dieser beiden letzten Tage entzündet war, vermochte Felix doch ein geheimes Widerstreben gegen den Vorschlag nicht zu unterdrücken; weit entfernt, ihn sofort anzunehmen, war das Einzige, wozu er sich verstand, daß er sich bereit erklärte, sich am nächsten Vormittag durch Geheimrath Haberland dem Minister selbst vorstellen zu lassen.

Und bei der nächsten Gelegenheit dann stelle ich Sie meiner Freundin vor, setzte die Geheimräthin mit vielsagendem Lächeln hinzu.

ACHTZEHNTE KAPITEL. ZUM ZWEITEN MAL.

Der Abend war schon ziemlich weit vorgerückt, als Felix sich endlich auf den Weg machte, das Kleinod seiner Freundin auszulösen.

Er war ihn schon öfters für sich selbst gewandelt, diesen Weg zu dem ehrlichen Herrn Samson Abelsberger,

der ein gar so gefälliger Mann war und die entbehrlichen Kostbarkeiten, Uhren, Ringe, Kleidungsstücke und sonstige Werthsachen junger Studenten, Offiziere und anderer leichtsinniger oder bedrängter Leute so bereitwillig gegen geringe Vergütung in sichern Verwahrsam nahm.

Aber wie Felix nun war, so hatte er sich einer gewissen innern Befangenheit, einer gewissen Scham vor sich selber dabei niemals erwehren können; und auch heut sogar, da er diesen Weg nicht für sich selbst machte, und in einer Absicht, die gewiß nichts weniger als sträflich war, wartete er doch vorsätzlich die spätere Abendstunde ab und drückte sich vorsichtig an den Häusern hin, bevor er Herrn Samson Abelsberger seinen Besuch abstattete.

Und das war nun, die Wahrheit zu gestehen, höchst thöricht und ein neuer handgreiflicher Beweis von der phantastischen Verschrobenheit, welche in allen praktischen Beziehungen das Hirn des jungen Mannes erfüllte.

Denn (und auch unsern Lesern sei dies zum Trost gesagt, die, nachdem sie in diesem Buche bereits so viele unebenbürtige Bekanntschaften gemacht haben, gewiß auch nicht eben erfreut sein werden, nun noch gar das Innere eines Leihhauses kennen zu lernen) – das Haus des Herrn Abelsberger war ein Haus von sehr stattlichem und selbst zierlichem Aeußern, mit großen hellen Fenstern, lichten und geräumigen Treppen, mitten in einer saubern und lebhaften Straße gelegen; es wohnten allerhand ehrliche und angesehene Leute und wurden eine Menge verschiedener Gewerbe darin getrieben, so daß du ganz ungescheut unter die hohe Einfahrt treten oder

durch die buntgetünchten Corridore dahin gehen konntest, kein Mensch errieth, wen du eigentlich in diesem Hause besuchtest. Erst wenn man an einer gewissen Thür des zweiten Stockwerks schellte, wenn die Thür sich geräuschlos geöffnet hatte um dicht hinter dem Eintretenen eben so geräuschlos wieder in's Schloß zu fallen –

Nun ja? was war es dann weiter? Dann stand man wieder erst auf einem Vorsaal, welcher durch eine Reihe rings herumlaufender Thüren, sämmtlich mit mattgeschliffenem Glase versehen, nur eben spärlich genug erhellt ward, daß nicht Einer den Andern umlief, von wirklichem Sehen und Erkennen konnte gar keine Rede sein. Die Thüren selbst führten alle in ein und das selbe weitläufige, unsaubere Gemach, an denselben langen, schmalen Tisch, hinter welchem Herr Samson Abelsberger in der ganzen Liebenswürdigkeit seiner kleinen untersetzten Gestalt, mit dem Mohrenhaar, das gerade auf der Stirn in kurzen Büscheln stand, und dem kleinen Goldreif im Ohrläppchen, zwischen Büchern, Papieren und einem Chaos aller möglichen Gegenstände thronte. Die Eingänge selbst waren durch hölzerne Nischen eingefast; dieselben bildeten gewissermaßen eine Fortsetzung der Thürbekleidung und machten es schlechterdings unmöglich, daß die Eintretenden einander gewahr werden konnten. Herr Samson Abelsberger that sich nicht wenig zu Gute auf diese Einrichtung seines Locals, die, wie er behauptete, einem pariser Vorbild nachgeahmt war. Und

Thatsache war es allerdings, daß dieselbe auch beim Publicum großen Beifall fand, und daß, wenn Herr Samson Abelsberger eins der größten Geschäfte in der Stadt machte, er dies wenigstens zu zwei Dritteln seinem dunkeln Vorsaal, den geschliffenen Fensterscheiben und den bequemen hölzernen Thürnischen zu danken hatte.

Auch unser Felix also, wenn er nicht eben ein Phantast gewesen wäre, hätte ganz ruhig geraden Wegs das Haus betreten können. So jedoch hing er in seinem Geist allerhand melancholischen und wunderlichen Vorstellungen nach; er überlegte bei sich selbst, wie Unzählige, mit wie verschiedenen Empfindungen, voll Noth und Kümmerniß die Einen, voll Leichtsinn und Uebermuth die Andern, diese Schwelle zu betreten pflegten, wie viel Thränen hier geflossen, wie viel andere getrocknet, um bald darauf in neue, noch schmerzlichere wieder auszubrechen, wie viel Verbrechen hier vermieden und wie viel mehr noch und schwerere hier begangen und vorbereitet würden und wie Herr Samson Abelsberger bei alledem immer runder und runder ward, und wie ihm Niemand widersprechen durfte, wenn er sich selbst als einen der nützlichsten Bürger der Hauptstadt rühmte . . .

Unter diesen und ähnlichen Gedanken kreuzte Felix verschiedene Male an dem Hause vorüber, bog dort um eine Ecke, schlug hier eine Seitengasse ein – bis er plötzlich in einer nahe gelegenen Straße auf seinen Freund Florentin stieß.

Gern hätte er den Freund sogleich angeredet und ihm das Abenteuer mit dem Geheimrath, das auf so seltsame

Weise die Unterhaltung des gestrigen Abends wieder aufzunehmen und fortzuspinnen schien, mitgetheilt. Aber theils hatte sein Geschäft Eile, theils war auch Florentin selbst nicht allein: ein Herr, von demselben Nationaltypus, eben so krauswollig, mit eben solch goldenem Ring im Ohr, und nur noch ein klein wenig stärker als Herr Samson Abelsberger, ging ihm zur Seite, so dicht, daß es Felix sofort auffiel und er darüber den Dritten gar nicht bemerkte, der, ein Papier unterm Arm und die gefalteten Hände auf dem Rücken, etwa dreißig Schritte hinter dem Paare ging – ein Mann, der die bekannte Amtstracht immerhin dreist ablegen konnte, da ja zwischen den buschigen Augenbrauen, um die lange, krumme, gleichsam zuhackende Kupfernase, sowie in seinem ganzen übrigen Aeußern der – Executor oder Gerichtshäscher ohnedies deutlich zu lesen stand.

Aber vielleicht täuschte das Aeußere des Mannes doch? und diese Aufmerksamkeit, mit welcher er Schritt vor Schritt, in immer gleich mäßiger Entfernung, kein Auge von Florentin abwandte, war nur eine zufällige und hatte für Florentin selbst nicht die mindeste Bedeutung? Wenigstens nach der Unbefangenheit, mit welcher der junge Edelmann sich mit seinem Nachbar unterhielt, sowie nach der Heiterkeit, womit er Felix schon von Weitem anrief, konnte man es gar nicht anders glauben.

Ah charmant, rief er lachenden Mundes unserm Dichter entgegen, da kommt ein Mann, der sich auf diese Dinge versteht, das ist ein Poet, der muß von Amtswegen wissen, wann die Sonne auf- und niedergeht, der kann

unsern Streit gleich entscheiden. Nicht wahr, Felix? fuhr er fort, wir haben wenigstens noch eine halbe Stunde bis Sonnenuntergang? Und dieser würdige Herr, indem er seinen Begleiter derb auf die Schulter schlug, behauptet, die Sonne wäre bereits im Untergehen und er dürfe keinen Augenblick versäumen, mich an einen gewissen Ort zu führen, welchen seine Freundschaft für mich ausfindig gemacht hat, und von wo aus Sonnenauf- wie Untergang sich höchst eigenthümlich ausnehmen soll ...

Der Begleiter nahm vor Felix ehrerbietig den Hut ab, fuhr mit den gespreizten Fingern durch das wollige Haar, hustete einige Male, blinzelte nach der Sonne – Eine halbe Stunde, will sagen dreißig Minuten, Herr Baron, sollen Sie noch haben, sagte er; wenn aber bis dahin Ihre Sonne noch nicht aufgegangen ist, so werde ich Sie allerdings ersuchen müssen, mir oder vielmehr dem Schatten, der hinter Ihnen wandelt, an einen zur Observation des Himmels sehr wenig geeigneten Ort zu folgen ...

Pah! dreißig Minuten? höhnte Florentin: nicht funfzehn, mein bester Herr Amschell Levi! Sehen Sie die Droschke dort an der Straßenecke? Bevor funfzehn Minuten vergehen, wird die Droschke auf uns zugefahren kommen, Sie werden meinen Arm festhalten, natürlich: aber wenigstens die Hand werden Sie mir freigeben, ich werde sie in das Wagenfenster hineinreichen und werde, wie ein Prophet Ihres alten Bundes, die Sonne, nach der Sie sich sehnen, die goldne Sonne aufgehen lassen über Ihrem ungläubigen Haupte!

Felix konnte das Verständniß dieser Scherzreden nicht gleich finden; überdies wurde er durch den Sonnenuntergang daran erinnert, daß um diese Zeit das Geschäft des Herrn Samson Abelsberger geschlossen zu werden pflegte. Er beurlaubte sich daher rasch mit kurzem Gruß und stand wenige Minuten später in einer der vorhin beschriebenen Nischen.

Allein so laut er mit dem Geld auch klimperte und so sehr er zur Eile trieb, Herr Samson Abelsberger hatte in diesem Augenblick doch keine Zeit für ihn. Derselbe war bereits in ein Geschäft verwickelt, welches seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Ganz gewiß ist dieser Schmuck fünfhundert Thaler werth, und hier, Demoiselle, liegen die Scheine auch bereits aufgezählt. Aber unser Reglement ist sehr streng, ich darf an keine unbekannte Person borgen, am wenigsten so bedeutende Summen und auf so werthvolle Gegenstände . . .

Diese Worte, von Herrn Abelsberger mit seiner gewohnten breiten, quäkenden Stimme in die Nische zunächst neben Felix hineingesprochen, schienen daselbst großes Misbehagen zu erregen.

Aber Sie hören ja, mein Herr, die Sache hat Eile! Es soll morgen mit dem Frühesten Jemand bei Ihnen erscheinen, der sich als Eigenthümer dieser Juwelen legitimiren wird; für heut handelt es sich nur um das Geld. Oder sehe ich etwa aus wie eine Betrügerin?

Felix horchte hoch auf: so hastig diese Worte gesprochen wurden und in so leisem, flüsterndem Ton, so war es

ihm gleichwohl, als hätte er diese Stimme schon einmal vernommen, diese melodische klangvolle Stimme . . .

Sie sehen aus, erwiderte Herr Abelsberger gleichmüthig, wie eine höchst elegante und vornehme Demoiselle. Aber wenn Sie auch noch so elegant und vornehm aussehen, so muß ich doch darauf bestehen, daß Sie mir Ihren Namen nennen oder mir sonst einen Nachweis über Ihre Persönlichkeit geben.

Meinen Namen! rief die Stimme jetzt lauter, offenbar im Zorn: und was hat denn mein Name mit dieser Angelegenheit zu thun? Ich verpfände ja nicht meinen Namen bei Ihnen, sondern meine Juwelen!

Ich kenne mein Reglement, versetzte Herr Abelsberger, indem er das buntgestreifte Hemd zwischen der Halsbinde hervorzog: wenn Sie mir Ihren Namen nicht sagen wollen, Demoiselle, und auch keine Papiere beibringen, so stellen Sie mir wenigstens einen Bürgen, führen Sie mir irgend einen Bekannten von sich her, den ich auch kenne und der mir sagt: ich kenne die Dame, Herr Abelsberger, die Dame ist gut, Sie haben nichts zu riskiren, Herr Abelsberger . . .

O um Gotteswillen, einen Bekannten?! rief die Stimme nebenan –

Aber schon hatte Felix sie erkannt: es war derselbe volle silbertönige Klang, derselbe vornehme, fast herausfordernde Ton, der ihm bei dem gestrigen nächtlichen Abenteuer aus der Droschke des guten Peter Müller entgegengeklungen war –

Ich kenne die Dame, Herr Abelsberger! ich sage gut für die Dame, das Geschäft ist gut, und Sie haben nichts zu riskiren, Herr Abelsberger! rief er.

Herr Abelsberger drehte sich bei dem bekannten Ton vergnügt um und nickte wohlbehaglich dem alten Kunden; es hätte ihm ja selbst den allergrößten Schmerz gemacht, hätte er auf das vortheilhafte Geschäft verzichten müssen.

Ah, sagte er, wenn Sie sich verbürgen, da ist es freilich etwas Anderes, da ist die Sache in Ordnung, und ich brauche blos in den Schein zu setzen: Eigenthümerin unbekannt, aber legitimirt durch Zeugniß des mir wohlbekanntem Herrn – Nein, seinen Namen brauchen Sie nun auch nicht zu wissen, Demoiselle, unterbrach er sich selbst mit pffiffigem Schmunzeln, eine Hand wäscht die andere – hier ist der Schein und hier ist das Geld – und wenn Sie noch mehr solche Steinchen versetzen wollen, entziehen Sie mir die Ehre nicht . . .

Auch Felix' Geschäft war in wenigen Minuten geordnet. Allein so sehr er sich auch eilte, so konnte er doch weder im Haus noch auf der Straße von der Unbekannten, mit der er auf so wundersame Weise zum zweiten Mal zusammengetroffen war, irgend eine Spur mehr entdecken. Auch von Florentin und seinen Begleitern war nichts mehr zu sehen; eben so wenig von der Droschke, die vor Kurzem noch an der Straßenecke gehalten hatte.

NEUNZEHNTES KAPITEL. DAS ZUSAMMENTREFFEN.

Als Felix im Lauf des nächsten Vormittags mit dem Geheimrath beim Minister erschien, war derselbe eben von einer Masse wichtiger Staatsgeschäfte in Anspruch genommen. Das heißt, er mußte drei, vier Clubdeputationen bei sich empfangen, mußte ein Placat entwerfen, durch welches die Freunde der Freiheit vor Reaction, die Freunde der Ordnung vor Anarchie beruhigt werden sollten, mußte sich vorbereiten auf einige höchst grimmige Interpellationen, die er demnächst in der Kammer zu erwarten hatte, mußte nebenher auch daran denken, Serenissimo, der in neuester Zeit wieder sehr an der üblichen fürchterlichen Langeweile litt, einige gesellige Aufheiterungen zu bewirken und was dergleichen wichtige und schwerlastende Regierungssorgen mehr waren.

Unter diesen Umständen hatte er denn auch für Felix nur wenige Minuten, während deren er jedoch nicht versäumte, den ganzen Reichthum ministerieller Herablassung und Liebenswürdigkeit zu entfalten.

Ich bedaure unendlich, sagte er, daß meine Zeit mir heut nicht gestattet, mich in dem Maße mit Ihnen zu beschäftigen, wie ich selbst es wünsche; es würde mir das eine große Erleichterung sein von dieser Last, die auf meinem Schultern ruht, und der, Ihnen darf ich es gestehen, mein allzu weiches, allzu poetisches Herz nicht gewachsen ist. Da treten die Menschen nun gegen mich auf, beschuldigen mich des Ehrgeizes, beneiden, verlästern, verfolgen mich – ah wahrhaftig, Herr Felix, wissen

Sie, was das höchste Ziel meines Ehrgeizes ist? Zurückzutreten von dieser Stelle, auf die nur meine Hingebung für Vaterland und Freiheit mich geführt hat und wieder auf der armen Hufe Landes, die mir ja hoffentlich bleiben wird, mit eigenen Händen mein bischen Kohl bauen zu dürfen.

Ja ganz gewiß hatte Graf Filibert Grund, sein allzu poetisches Herz zu rühmen, wenigstens an poetischer Lizenz konnte er es dreist mit jedem Dichter vom Fach aufnehmen: die arme Hufe Landes, von der er so wehmüthig sprach, bestand bekanntermaßen aus einem Complex von mindestens sieben Rittergütern, und wenn der Herr Graf in Zukunft Kohl mit eigenen Händen erziehen wollte, so erzogen einstweilen seine Gärtner noch in fürstlich ausgestatteten Gewächshäusern Ananas, Pisang und andere kostbare Früchte . . .

Unser Ländchen, fuhr er fort, ist nicht groß, unser Reichthum an Talenten nicht bedeutend genug, um eine so seltene Begabung, wie die Ihre, für das Gemeinwohl unbenutzt zu lassen. Mein verehrter Freund (indem er dem alten Haberland verbindlich die Hand drückte), dem ich mit so vielem Andern auch Ihre werthe Bekanntschaft verdanke, wird die Güte haben, Ihnen die Gedanken, die wir in Betreff Ihrer künftigen Verwendung haben, darzulegen, und dagegen auch Ihre Wünsche und Vorschläge in Empfang zu nehmen. Es ist bisher zu wenig bei uns für Kunst und Wissenschaft geschehen; wie in andern Stücken, so werde ich mich auch hier bemühen,

das von meinen Vorgängern Versäumte wieder gutzumachen, und soll es mich innig freuen, Herr Felix, wenn Sie es sind, der die ersten Früchte davon ärntet. Ich empfangen regelmäßig jeden Dienstag Abend; es wird mir sehr angenehm sein, Sie recht oft in meinem Hause zu sehen, und werden wir da hoffentlich bald näher bekannt werden. Für heut will ich Ihnen wenigstens noch zu einer Bekanntschaft verhelfen, die Sie für die Eile, mit welcher ich die heutige Unterhaltung leider abbrechen muß, mehr als hinlänglich entschädigen wird: meine Schwester Victoria, die meinem Hauswesen versteht, und die ich in allen Stücken als die eigentliche Herrin des Hauses zu betrachten bitte, ist ebenfalls eine Verehrerin Ihres Talentes, und hat den Wunsch geäußert, Sie kennen zu lernen – darf ich bitten?

Felix, den schon die Bekanntschaft des Grafen wenig erbaut hatte, so überaus freundlich und zuvorkommend derselbe sich auch gab, verspürte innerlich wenig Lust, die Schwester dieses Bruders kennen zu lernen. Doch war hier natürlich keine Weigerung am Orte, und folgte er dem Grafen daher mechanisch durch eine Reihe prachtvoller, mit mehr Ueppigkeit als Geschmack ausgestatteter Zimmer bis sie endlich an einem höchst zierlichen Boudoir anlangten.

Der Graf steckte vorsichtig den Kopf zwischen den seidenen Vorhängen, welche den Eingang bedeckten, hindurch – Darf ich stören, meine Theuerste? lispelte er.

Und gleich darauf Felix in das Gemach ziehend, das von Sonnenglanz, Gold und Krystallen funkelte, dermaßen, daß Felix die Augen zu Boden schlagen mußte:

Meine Schwester Victoria – Herr Schriftsteller Felix, sagte er vorstellend.

Sehr angenehm, erwiderte eine Stimme.

Felix, wie von Flügeln der Begeisterung emporgerissen, fuhr in die Höhe – es war dieselbe Stimme, die er bereits zweimal vernommen!

DRITTES BUCH. DIE VERSUCHUNG.

ERSTES KAPITEL. DAS GARTENHAUS.

Wie im Anfang dieser einfachen und wahrhaften Historie, so, geneigter Leser, muß ich dich auch jetzt wieder um deine Unterstützung bitten, indem du dich den Schwingen deiner eigenen Einbildungskraft anvertraust. Nur sechs Wochen sind vergangen seit jener unerwarteten Begegnung, mit welcher der erste Band dieser Erzählung schloß: aber schon diese wenigen Wochen sind hinreichend gewesen, den ganzen Stand der Dinge zu verändern, und namentlich in zwei Herzen an denen du vielleicht nachgerade angefangen hast, einigen Antheil zu nehmen, einen Umschwung hervorzubringen den nur Diejenigen wahrhaft begreifen können, die einmal an sich selbst etwas Aehnliches erfahren haben.

Und von ganzem Herzen, lieber Leser, wünsche ich dir, daß du zu diesen gehören mögest. –

Versetze dich denn also in deinen Gedanken aus der schwülen, dumpfigen Stadt, wo die Sonne zwischen den gleich Soldaten aufmarschirten Häuserreihen mit unerträglicher Heftigkeit brennt, hinaus auf das stille, kühle, schattige Laub. Es ist in jener heißesten Zeit des Jahres, kurz vor dem Uebergang zum Herbst, wo der Sommer noch einmal seine ganze, volle Kraft entfaltet: einem schönen, heißblütigen Weibe ähnlich, welches sich

der Grenze der Jugend nahe fühlt, und nun noch einmal, bevor sie auf ewig Abschied nimmt von Schönheit, Glück und Liebe, das ganze verzehrende Feuer ihrer Seele ausströmt in einer ungeheuren glühenden Leidenschaft. Wie die Augen da so siegreich, so gebieterisch leuchten! wie um diese sehnsüchtig schwellenden Lippen ein Duft fliegt, so heiß, so versengend, so sinnbethörend, wie die heißeste Gluth der Mittagssonne! wie das ganze Wesen noch einmal aufgeht, aufstammt, hinschmilzt in unsagbarer, unzählbarer Leidenschaft! Du fliehst, lieber Leser, den Brand des Sommers – fliehe auch diese Weiber! verbirg dich, rette dich vor den Pfeilen dieser Leidenschaft, deren Wunden ach, so süß sind, und doch so gewisses Verderben bringen! Es ist wahr, nur wenn ein solches Weib dich einmal geliebt hat, nur wenn du, be rauschten, entzückten Geistes, in der Sonnenhöhe dieser Leidenschaft gestanden, dann erst weißt du völlig, was Liebe, was Leidenschaft ist. Aber es gibt ein Glück auch in der Liebe, so groß im Genuß und so fürchterlich im Verlust, daß es dir besser ist, du lernst es niemals kennen; es gibt einen Becher der Leidenschaft – es ist der süßeste, den du berühren kannst: dennoch schütze dich Gott, daß du ihn nie berührst – denn du mußt elend werden, sowie du ihn geleert. – Es ist Phaeton, den die Sonne, mit welcher er dahinstürmt, vernichtet: aber nicht blos du selbst stürzest aus Himmels Höhen, o nein, noch viel entsetzlicher – auch deine Sonne stürzt mit dir, über dir und versinkt auf ewig in Nacht und Sumpf . . .

Wie wohlthätig dagegen ist der Schatten dieser Bäume! welche gesunde Kühle lagert auf diesen zierlich eingefassten Rasenplätzen, in deren Mitte sich duftende Blumengruppen erheben! Du wandelst leisen Trittes durch die verschwiegenen Gänge auf das Gartenhaus zu, das sich in der Mitte des kleinen Parks erhebt. Es ist ein einstöckiges Gebäude von einfach edler Bauart; die großen, bis auf den Fußboden herabgehenden Fenster geben ein Gefühl des Freien, Geräumigen, Luftigen, das schon beim bloßen Anblick höchst wohlthuend wirkt. Rings um das Haus sind Blumentöpfe aufgestellt; Epheu und andere Schlinggewächse ranken sich an den Säulen empor, welche die Eingangshalle schmücken.

In der Halle selbst, da, wo der Blick am ungehindertsten zwischen den Baumgruppen des Gartens hindurch auf die umgebende Landschaft schweift, um ein zierliches, rohrgeflechtes Tischchen stehen drei Stühle. Den mittelsten hat eine Dame eingenommen, die wir trotz des einfachen, weit in das Gesicht geschobenen Strohhutes sofort erkennen: diese hagere, vornehme Gestalt, mit den lebhaften Augen und den scharfgeschnittenen Zügen, in diesem enganschließenden grauen Oberrock, kann nur der Geheimrätthin Haberland gehören.

Und ebenso auch der eigenthümlich scharfe, beinahe lauernde Ausdruck, mit welchem sie – etwa auf das Buch lauscht, das sie in Händen hat, und das allerdings dem Anscheine nach ihre ganze Aufmerksamkeit beschäftigt? O nein: man braucht noch kein sehr genauer Menschenkenner zu sein, um es doch Augenblicks herauszufühlen,

daß diese Aufmerksamkeit nur scheinbar ist und daß, während die Augen unbeweglich auf den Lettern haften, die Gedanken in der That ganz wo anders sind . . .

Die Geheimrätin ist hier noch vor Kurzem nicht allein gewesen; ein Umschlagetuch von so hellen, leuchtenden Farben, wie die würdige Dame nie zu tragen pflegt, eine halbfertige Stickerei, die unbeachtet an der Erde liegt, endlich auf dem Tischchen ein Herrenhut und ein auseinandergeblättert Manuscript verrathen deutlich, daß hier der Gesellschaft noch mehr gewesen.

Und wie rasch, in welcher lieblich eiligen Flucht diese Gesellschaft den Plan verlassen haben muß! Der dritte Stuhl ist zur Erde geschleudert, wie wenn ihn Jemand hastig hinter sich zurückgeschoben; der zierliche, buntfarbige Sand, mit welchem der Platz bestreut ist, trägt die Eindrücke zahlreicher, flüchtiger Tritte; du siehst die abgerissenen Blumen, die hier und da zerstreut liegen, halb vollendete Kränze, Sträußchen, die, bevor sie noch fertig gebunden, ein muthwilliger Finger schon wieder gelöst hat – o wahrhaftig, du mußt lächeln, und dein Fuß hält ein, auch nur diese verwellten Blumen zu zertreten, denn Alles, was du hier siehst, erinnert dich, wie du selbst vor Jahren, in Jugendseligkeit, in solcher schönen, duftigen Gartenstille mit einem geliebten Wesen getändelt hast, und hast dich ghascht und mit Blumen geworfen . . .

Still! still! Wer das wirklich einmal besessen hat, der bewahrt es stumm, dessen Lippe verräth nichts davon: denn er ist entweder zu glücklich dazu oder auch zu tief unglücklich.

ZWEITES KAPITEL. BEIM BILLARD.

Die Frau Geheimrätthin Haberland war, wie wir wissen, eine sehr gebildete Dame und namentlich eine sehr eifrige Leserin. Wenn sie dessenungeachtet in diesem Augenblick nur mit halber Aufmerksamkeit bei dem Buche ist, so dürfen wir ihr daraus keinen Vorwurf machen. Denn dicht hinter ihr, aus dem geöffneten Billardsaal, der zunächst an die Vorhalle stößt, klappern nicht bloß die Kugeln so munter, sondern auch ein so liebliches Gelächter tönt daraus hervor; zwei jugendlich helle, wohllautende Stimmen necken, streiten, überbieten sich in so reizender Heiterkeit, daß man neunzig Jahr sein könnte und der eingefleischteste Bücherwurm der Welt, und dies holde Geschwätz zöge Einen dennoch von dem Buche ab, auch von dem allergelehrtesten und allerinteressantesten.

Schleichen denn auch wir uns näher, einen Blick in die offenstehende Thür zu werfen.

In der Mitte des Saals, dessen Wände mit Statuetten und Gipsbildern auf buntfarbigem Grunde verziert sind, steht das Billard. Um das Billard herum, leicht wie von Flügeln getragen, kreist die lieblichste Frauengestalt; in den mannichfach wechselnden Stellungen, wie sie sich jetzt über die grüne Tafel hinbeugt, jetzt mit sicherem Arm zum Stoß ausholt, nun zurückschnellt und mit rückwärts geworfenem Haupt den eilenden Ball verfolgt, entfaltet sich eine Fülle von Anmuth und Liebreiz, eine Gewandtheit, Kraft, Sicherheit, welche in jeder dieser Stellungen werth wäre, vom Meißel des Bildhauers vereinigt

zu werden. Das schwarze brennende Auge leuchtet von Siegesfreude, die geröthete Wange glüht von Lust und Heiterkeit; über Alles lieblich aber ist es, wenn bei einem Fehlstoß des Gegners der zierlich schwellende Mund sich öffnet, die elfenbeinen Zähne sichtbar werden und das anmuthigste, schadenfroheste Gelächter bricht wie eine aufgelöste Perlenschnur zwischen den purpurnen Lippen hervor.

Die junge Dame, in welcher der scharfsinnige Leser sogleich die Schwester des Ministers, Gräfin Victoria, erkennt, hat Ursache zu diesem Gelächter, es läßt sich nicht leugnen; ihr Gegenpart spielt herzlich schlecht; sich glaube, er sieht beim Zielen mehr nach den schönen Augen seiner Mitspielerin, als nach dem Ball, den er machen will; wie unruhig die weißen Kugeln auf dem Tuche dahinfliegen, sein Herz glaube ich, wird noch viel ungestümer hin- und hergeschleudert.

Aber wie Sie heut auch spielen! ruft die junge Dame. Ich glaube, Sie wollen mich schonen: und von Allem, was man mir anthun kann, wissen Sie, ist mir gerade das das Verhaßteste. Da – fuhr sie auf, indem sie mit dem kleinen Fuß unwillig auf den Boden stampfte, zugleich aber sich auch nicht enthalten konnte, vor Triumph und Schadenfreude hell aufzulachen – da lassen Sie auch gar noch den Ball aus, den doch kein Mensch auslassen konnte und nun mach' ich diesen (indem die schlanke Gestalt sich schlangengleich über das Billard hinlehnte und ohne zu zielen, mit einem einzigen raschen Stoß, die Kugel

in's Loch schleuderte) – und nun ist es Partie, und Sie haben wiederum verloren!

Damit schwenkte sie sich im Halbkreis auf der Fußspitze, setzte das Queue in die Ecke und strich aufathmend mit der schmalen weißen Hand die dunkeln Locken aus der glühenden Stirn.

Sie haben Recht, gnädiges Fräulein, ich bin ein ungeschickter Spieler, erwiderte der junge Mann, indem er gedankenvoll eine Kugel gegen die andere klappen ließ: aber nicht bloß heute bin ich es, sondern immer, und nicht bloß auf dem Billard, sondern überall, überall, meine Gnädige, in Allem, was ich beginne, ich fühle es selbst recht wohl ...

Die junge Dame zuckte die Achseln und suchte spöttisch auszusehen. Aber so viel Mühe sie sich darum gab, so gelang es ihr doch nicht ganz, und das Lächeln, mit dem sie den ungeschickten Gegner betrachtete, wurde je länger, je milder, je wohlwollender.

Ah, sagte sie, Sie haben es also darauf angelegt, mich böse zu machen; Sie wissen recht wohl, daß es gerade dieser sentimentale, unmännliche Ton ist, den ich am meisten hasse, und daß, wenn ich Ihnen verstattet habe, mir zuweilen Gesellschaft zu leisten, dies hauptsächlich deshalb geschehen ist, weil Sie mir anders schienen, einfacher, natürlicher, gesunder, als die Uebrigen. Aber ich sehe nun schon, Sie taugen auch nichts, Alle, Alle taugt Ihr nichts, wie Ihr da seid – elendes Geschlecht! und wir selbst noch viel elender als Ihr, daß wir Euch hassen,

Euch verabscheuen und Euch bei alledem noch vor Augen dulden! Bilden Sie sich auch gar nicht ein, fuhr sie fort, daß es wahr ist, was ich so eben gesagt habe – in Eurer Gesellschaft lernt man ja nichts als Täuschen und Betrügen: ich habe Sie niemals für etwas mehr gehalten als die Uebrigen, Sie sind mir niemals frischer, gesunder, natürlicher erschienen – Sie spielten gut Billard, da, das war das Ganze: und da Sie nun auch dies Talent verloren zu haben scheinen . . .

So bin ich entlassen und die gnädige Gräfin wird kein Billard mehr spielen, bis sie einen andern würdigern Partner gefunden hat?

Auch der junge Mann versuchte zu lächeln, als er dies sagte. Aber es gelang ihm ebenfalls schlecht, seine Stimme zitterte und eine dunkle Wolke des Unmuths und der Eifersucht flog über die freie, edle Stirn.

Victoria prüfte ihn einige Augenblicke mit neckischem Ernst. Dann sagte sie:

Warten Sie nur wenigstens noch eine Stunde oder zwei, bis Peter Müller mit seiner Lise kommt, Sie abzuholen; der Weg ist weit, und unsere Geheimrätthin mit ihren schwachen Nerven bringen Sie in der Hitze doch nicht bis in die Stadt. Ach, setzte sie gleich darauf mit komischem Seufzer hinzu: der böse Peter Müller! der ist zuletzt doch nur an Allem schuld.

Und woran ist er schuld? bat der junge Mann leise; er hatte die Kugeln, mit denen er bis dahin gespielt, jetzt bei Seite gelegt, und trat, die rechte Hand über die linke

geschlagen, das treue, ausdrucksvolle Auge fest auf seine schöne Freundin gerichtet, um einige Schritte vorwärts.

Victoria sah ihn stolz an; einen Moment lang schien es, als wolle sie jetzt ernstlich böse werden. Dann wieder in frohes Gelächter ausbrechend, schüttelte sie das schöne stolze Haupt, daß die langen schwarzen Locken tanzend die weeiße Schläfe umkräuselten.

Daß ich, statt bei meiner Freundin im Garten zu sitzen und verständige Reden zu führen, als zum Beispiel über die Verderbtheit der Welt und die Schlechtigkeit der Männer und das gewisse Elend, das uns arme Frauenzimmer im Leben erwartet, hier mit Ihnen die Zeit beim Billard tödte – was sich ja überdies für ein junges, wohlerzogenes Mädchen eigentlich gar nicht schickt.

Dies Letztere sagte sie in einem parodischen Ton mit einem Ausdruck von Schalkhaftigkeit und Laune, der sie gar erst unwiderstehlich machte.

Unwiderstehlich – Niemand empfand das tiefer als der junge Mann; all seine Pulse zitterten, sein Herz pochte hörbar – nur jetzt, jetzt ihr dürfen zu Füßen sinken, nur den Saum ihres Gewandes küssen, ihr sagen, sagen –

Aber nein, er kannte sie, er wußte, daß sie so hoch über ihm stand, so himmelhoch, daß jedes Geständniß seiner Leidenschaft ihn nur zum Gespötte machen konnte vor ihm selbst. Es war der süßeste und zugleich peinlichste Augenblick seines Lebens; Millionen Jahre lang hätte er so stehen können, versunken in das Anschauen dieser berausenden, entzückenden Erscheinung, mit diesem zweischneidigen Dolch der Liebe und des Abscheus, der

Furcht und der Hoffnung, des Suchens und des Meidens im Herzen – und flehte doch im Stillen zu Gott und allen Heiligen, daß die Geheimrätin hereintreten und der süßen Marter dieses Augenblicks ein Ende machen möchte!

Zuletzt konnte er der Versuchung doch nicht völlig widerstehen.

Daß Sie nur Ihre Zeit tödteten, gnädigstes Fräulein, nahm er mit gepreßter Stimme das Wort, das möchte wohl Ihr kleinstes Vergehen sein. Aber, der Sonne gleich, die mit ihrem heißen, verzehrenden Strahl dieselben Blumen vertrocknet, die sie selbst erst aufgeschlossen hat, tödteten Sie auch noch Andere –

Und wen, wenn es beliebt? fragte Victoria gleichgiltig; sie hatte dabei die Spitze des Queues senkrecht auf den schmalen, edel gewölbten Rücken der Hand gesetzt, und bemühte sich mit großer Ernsthaftigkeit den schlanken Stab auf diese Weise zu balanciren. So vertieft war sie in dies Spielwerk, daß sie nicht einmal die Augen davon in die Höhe schlug, indem sie im gleichgiltigsten, kühlsten Tone fragte:

Und wen, wenn es beliebt?

Der junge Mann preßte die Hand fest gegen die Brust. Enden wir, gnädiges Fräulein, sagte er, mit mehr Ernst und Nachdruck, als es nach dem bisherigen spielenden Ton der Unterhaltung eigentlich in der Ordnung zu sein schien; hat mein schlechtes Spiel Sie bereits gelangweilt, so soll meine schlechte Unterhaltung Ihre Langeweile nicht noch vermehren. Sie haben Ihren Wunsch zu erkennen gegeben, von meiner Gesellschaft befreit zu sein;

der arme Peter Müller soll die Schuld, deren Sie ihn anklagen, nicht noch vergrößern, ich bin gewohnt zu Fuße zu gehen –

Aber in dieser Hitze? und ohne die Geheimrätin, die auf Ihre Begleitung rechnet? erinnerte die Gräfin gleichmüthig, indem sie noch immer beschäftigt war, das Queue im Gleichgewicht zu erhalten.

Es kann nirgend heißer sein, als in diesem Saal. Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein, und vergessen Sie mit meinem Andenken zugleich den Ueberdruß, den ich Ihnen bereitet habe . . .

Ohne in die Höhe zu sehen, merkte Victoria doch recht wohl, daß der junge Mann jetzt in der That entschlossen war, sich zu entfernen; es waren in der kurzen Bekanntschaft, die sie mit einander hatten, dergleichen Scenen schon öfters zwischen ihnen gewesen, schon mehr als einmal hatte sie den Freund gehen geheißen, er mehr als einmal im Begriff gestanden, ihrem Befehle zu folgen –

Aber mit dieser gepreßten Stimme, mit diesem Ausdruck hoffnungslosester Entschlossenheit hatte er es noch niemals gethan. Durch die langen seidenen Wimpern seitwärts in die Höhe blinzeln, ließ sie das anmuthigste, versöhnendste Lächeln über das eben noch so gleichgiltige, ja strenge Antlitz gleiten.

Aber wenn man Billardqueues auf der Hand balanciren will, muß man dabei nicht auf die Seite sehen. Der Stab gerieth in Schwanken, fiel, drohte im Fallen Victoria's Stirn zu berühren –

Rasch sprang der junge Mann dazwischen, fing den fallenden Stab auf, hielt mit dem andern Arm die junge Dame, die ebenfalls unwillkürlich in Schwanken gerathen war – ihre Arme berührten, ihre Locken streiften sich – einen Moment nur ja den Tausendtheil eines Momentes – Wange lag an Wange, Mund an Mund –

Und gerade in diesem Tausendtheil eines Momentes trat die Geheimrätin in den Billardsaal. Aber Victoria! aber Felix!! rief sie . . .

DRITTES KAPITEL. DER LIEBENDE.

Victoria! Felix! –

Mit diesem Ausruf der Ueberraschung ist das Geheimniß des Gartenhauses verrathen, und bleibt nur noch die höchst prosaische, aber auch – nicht wahr, liebe Leserin? – höchst interessante Frage zu erörtern übrig, wie sich das denn nur Alles so gemacht hat, und noch dazu so schnell.

Zwar was Felix anbetrifft, so kann diese Frage wohl eigentlich nicht gut erhoben werden: bringt Feuer und Pulver, bringt ein schönes Weib und ein Poetenherz zusammen –!

Wie dem geneigten Leser früher erzählt ist, war Felix mit der vornehmen Welt bis dahin durchaus unbekannt gewesen; von einfach schlichtem Sinne, ohne Neid, ohne Eitelkeit, ein wahrhaft bürgerliches Herz, hatte er ihre Bekanntschaft weder gesucht noch auch die mangelnde vermißt.

Allein das hinderte nicht, daß, als diese Welt der Pracht und des Glanzes sich nun wirklich und auf so unerwartete Weise vor ihm eröffnete, sein Herz auf's Mächtigste davon ergriffen ward. Mochte seine Denkungsart noch so bürgerlich sein, mochte ihn in seiner bescheidenen Armuth niemals auch nur der entfernteste Wunsch die leiseste Sehnsucht nach Glanz, Reichthum, vornehmen Verbindungen beschlichen haben – Felix war Künstler! Nicht Glanz und Reichthum als solche vermochten ihn zu locken: aber um so lebhafter wirkte das Aesthetische, das jeder vornehmen und glänzenden Erscheinung eigen ist, auf die leicht empfängliche Phantasie des Künstlers. Er haßte seine Armuth auch jetzt noch nicht, beklagte sie nicht, ja hätte sie vielleicht nicht einmal vertauschen mögen, und wenn das Schicksal ihm den Tausch angeboten hätte. Aber sich nicht entzückt zu fühlen von der anmuthigen Leichtigkeit dieser Umgangsformen, sich nicht zu berauschen an diesem Duft von Vornehmheit und Ueppigkeit, der über dem Leben dieser bevorzugten Personen ausgebreitet lag, nicht (um Alles zu sagen) in diesen Personen selbst, mit ihrer leichten mühlosen Existenz, mit dem Harmonischen, Wohlgeordneten ihrer ganzen Erscheinung, Wesen einer höheren Gattung zu erblicken, leicht wandelnde Göttergestalten, in deren Adern kein gemeines Blut fließt und dies von allen Qualen und aller Last gemeiner Nothdurft entbunden, allein das Schöne zum Mittelpunkt ihres Daseins machen dürfen – dies Alles nicht zu fühlen und zu erblicken und in diesem Gefühl sich nicht selber zu verlieren, wenn auch

nur für Augenblicke, dies vermochte er dem stürmischen Herzen freilich nicht zu verwehren!

Am wenigsten, wenn wir bedenken, in welcher anmuthvollen und allerdings bezaubernden Verkörperung ihm diese neue vornehme Welt entgegentrat – in der Gestalt Victoria's. Victoria hatte neben manchen Fehlern und Schwächen einer vornehmen Dame, neben Stolz, Laune, Eigensinn, auch alle jene glänzenden Eigenschaften, welche zwar nicht immer die nothwendige Folge einer bevorzugten äußern Lebensstellung sind, sich aber doch ohne dieselbe nur schwer und niemals in dieser Ungetrübtheit erringen lassen. Sie war freien, starken, unerschrockenen Geistes; sie betrachtete Menschen und Dinge von einem geistig erhöhten, fast souverainen Standpunkte herab, ohne Rücksicht auf das Kleine und Gemeine, ohne Nachgiebigkeit und Schwäche gegen das Vorurtheil der Welt.

Demgemäß war auch ihre Unterhaltung. Mit derselben Sicherheit, mit der sie ihre Umgebung geistig beherrschte, beherrschte sie auch die verschiedenartigen Gebiete der Bildung und des Wissens, so weit wenigstens, wie dieselben in den Umkreis der sogenannten guten Gesellschaft hineinragen, ja wir müssen sagen, hineinragen dürfen. Mit derselben Keckheit und derselben sieghaften Ueberlegenheit, mit welcher sie die Menschen um sich her bald anzog, bald zurückstieß, je nach ihrer wechselnden Laune, sprang sie auch in geistreich glänzendem Gespräch von einem Gegenstand zum andern, zeigte für Alles Verständniß, für Alles Empfindung, und eilte doch,

als wäre sie zu stolz, zu schön, um sich an irgend etwa ganz hinzugeben, über Alles unaufhaltsam dahin; dieselbe Gluth, die aus den prachtvollen dunkeln Augen leuchtete, dieselbe Ueberfülle von Geist, Leben, Wärme, die ihre ganze üppige Gestalt durchfluthete, belebte auch jedes ihrer Worte und umgab auch ihre geistige Erscheinung mit jener unwiderstehlichen, jener zündenden Atmosphäre, die ihre körperliche Gestalt umfloß und in der alle Herzen unwillkürlich dahinschmolzen.

Bei seinem innerlich so einfachen Lebensgange hatte Felix bisher auch nur sehr wenig Weiber kennen gelernt; die Liebesempfindungen, die er in seinen Liedern und Gedichten niedergelegt hatte, waren mehr allgemeine poetische Stimmungen, mehr Vorahnungen einer künftigen Leidenschaft, als eine unmittelbar gegenwärtige Leidenschaft selbst gewesen. Er kannte eigentlich nur ein einziges weibliches Wesen bisher – Käthchen. Und diese mit ihrer treuinnigen Natur, ihrem einfach redlichen Wesen, war ihm selbst viel zu ähnlich, das Verhältniß zwischen den beiden jungen Leuten, von der Kindheit ererbt, durch gemeinsame jugendliche Erinnerung geheiligt, ein viel zu geschwisterliches, als daß dabei von einer eigentlichen Leidenschaft hätte die Rede sein können. So weit Felix zurückdachte, hatte er von jeher in demselben Verhältniß reiner, herzlicher Zuneigung zu Käthchen gestanden; dasselbe bildete gleichsam ein Stück seines Lebens selbst, eines von den wenigen Besitzthümern, deren er sich rühmen durfte und die er eben um deshalb um so werther, um so heiliger hielt.

Aber wie wir um dasjenige, was uns als sicheres, zweifelloses Besitzthum zugehört, nicht mehr bangen und sorgen, ja wie wir nicht einmal mehr nachdenken darüber, sondern den Besitz selbst, als ein allgegenwärtiges, allgewisses Glück, ohne Reflexion, still auf uns wirken lassen: so machte auch Felix sich über sein Verhältniß zu Käthchen keine Gedanken weiter, sondern nahm es als eine schöne Mitgabe seines Lebens mit stiller Dankbarkeit fröhlich hin.

Geschah es ja einmal, daß er über das Verhältniß nachdachte (und in der That geschah es zuweilen, nämlich jedesmal da, wo dasselbe in Gefahr stand, einem Dritten bekannt zu werden: in welchem Falle sich Felix denn regelmäßig in seiner sonstigen Unbefangenheit erschüttert fühlte), so glaubte er bei redlichster Prüfung weder in sich selbst noch in dem jungen Mädchen etwas Anderes zu finden, als eben nur die reinste, aufrichtigste Freundschaft. Freundschaft, nicht Liebe; – Liebe dünkte ihn ein zu zweifelhaftes Gut, ein Gut, das mit zu vielen Schmerzen errungen, zu vielen Gefahren erkämpft werden mußte, als daß er seine Freundin denselben aussetzen mochte; eine Perle von unschätzbarem Werthe, ganz gewiß, aber die aus der Tiefe des Herzens nur durch Stürme heraufgefördert werden konnte, mit denen er den stillen, klaren Spiegel dieses Verhältnisses niemals trüben, die wahrhaft unschuldvolle Seele seiner Freundin niemals in Verwirrung setzen wollte.

Oder wenn es ja Liebe sein sollte, nun gut, so ließ er es höchstens als eine poetische Liebe gelten, eine Liebe, die,

weit über alle irdischen Wünsche und Berechnungen erhaben, ihre Nahrung nur aus der reinsten, edelsten Empfindung sog und nur (so überredete er sich selbst) die Bestimmung hatte, ihm gleichsam als poetische Schwinge zu dienen, eine ideale Heimath für den übrigens Heimathlosen zu bereiten, während sie mit ihrem dichterischen Widerschein zugleich auch die arme freudlose Existenz seiner Freundin verklärte.

Ob Käthchen selbst ebenso empfand? stets nur ebenso empfunden hatte? – Käthchen's Herz schlummerte überhaupt noch, ihre Seele befand sich noch in jenem Zustande bewußtloser, in sich verschlossener Mädchenhaftigkeit, deren körperlicher Ausdruck dem jung heranreifenden Mädchen solche rührende Unbeholfenheit verleiht. Auch stand Felix in ihren Gedanken viel zu hoch über ihr; er, der Poet, das Genie, der Mann, dessen Name dereinst noch ganz gewiß die Welt erfüllen wird, und sie, die arme Namenlose, zu ewiger Entsagung an die Galeere der Werktagsarbeit Geschmiedete – wer war sie, wie hätte sie es auch nur im Traume wagen dürfen, das Auge zu ihm zu erheben? Genügsam, wie sie überhaupt war, empfand ihr Herz auch an diesem Verhältniß ein stilles, friedliches Genügen, über dessen enge, und dabei so heilige, so keusche Grenze sie mit keinem Gedanken hinüberschweifte.

Und dennoch schlummre nicht zu fest, wiege dich nicht zu tief ein in den Frieden deiner Träume, arme, unschuldvolle Seele! Ein Blitz ist in das Herz deines Freundes – gefahren nimm dich in Acht, daß du nicht aufwachst an seinem grellen Schein und daß sein wilder Strahl nicht auch das deine zu Staub und Asche brennt!

VIERTES KAPITEL. VICTORIA.

Aber wenn wir auch begreifen, daß das Herz des jungen Dichters, in die Nähe dieser Sonne gebracht, sich nothwendig entzünden mußte: wie war es möglich, durch welches Wunder geschah es, daß auch Victoria's stolzer Sinn auf einmal sich der Allgewalt der Liebe unterwarf? Die glänzendste Erscheinung in den vornehmen Kreisen der Hauptstadt, reich, stolz, von hochfahrendem und herrischem Sinn umschmeichelt von unzähligen Bewerbern, die sie alle nur mit derselben kühlen Verachtung behandelte – wie kam sie dazu, von ihrer Strenge nachzulassen gegenüber diesem unscheinbaren, ungewandten jungen Manne, dessen Bekanntschaft sie erst vor so Kurzem gemacht hatte? Wodurch war er ihr so interessant geworden, der junge träumerische Poet, mit dem weichen, bildsamen Herzen ihr, der geistesscharfen, der unerbittlichen Männerfeindin?

Aber vielleicht hatte gerade dieser letztere Punkt zu Felix' Gunsten entschieden; vielleicht, wenn sie die Männer nicht so eifrig gehaßt (oder doch zu hassen geglaubt), hätte sie diesen bestimmten einzelnen Mann weniger leicht lieben gelernt.

Es ist schon früher gesagt worden, wie es eigentlich mit Victoria's Männerfeindschaft stand. Dieselbe gründete sich theils auf die unwürdige Erfahrung, die sie von ihrem Bruder Filibert hatte machen müssen und der auch die übrigen Bekanntschaften dieser vornehmen Kreise nur zu sehr entsprachen, theils aber und in noch viel höherem Grade war es ein romantisches Vorurtheil, eine Laune, eine Caprice, dergleichen junge Mädchen von Geist und Leidenschaft nicht selten befällt, und die hier um so heftiger auftrat, eine je größere Liebbedürftigkeit, ein je größeres Talent der Hingabe und der Zuneigung sich hinter dieser spröden Außenseite verbarg. Victoria verachtete die Männer so sehr, weil sie nicht hoch genug denken konnte von dem Manne, dem es einmal beschieden sein würde, ihr Herz in Liebe zu rühren. Die herbe Jungfräulichkeit dieser trotzigkecken Natur fand gewissermaßen einen Schutz darin, Ansprüche an den dereinstigen Erkorenen zu richten, welche fast unmöglich waren zu erfüllen; so konnte sie das Männergeschlecht, wie es war, um so gründlicher verachten und fühlte sich selbst in ihrer Freiheit um so gesicherter. Je tiefer sie diesen Grund der Liebe, aus welchem ihr Haß entwuchs, vor sich selbst verbarg, je bereitwilliger gab sie sich auch diesem Hasse hin, je eifriger war sie, sich selbst sowohl von der Berechtigung als von der innersten Aufrichtigkeit desselben zu überreden.

Für so gewaltsam gesteigerte Naturen bedarf es dann oft nur eines sehr geringfügigen Anlasses, um plötzlich

aus einem Extrem in das andere zu fallen; das geistreiche Spiel der Laune, das sie mit sich selbst treiben, ist so fein gewoben, so luftig, daß schon der leiseste Zufall es zerreißen kann.

Dieser Zufall, oder sagen wir lieber, diese Schickung, in der doch zuletzt nur Victoria's eigenes widerspruchsvolles Gemüth sich spiegelte, hatte an ihre Thür geklopfelt an jenem Morgen und in jenem Augenblick, als ihr Bruder Filibert den jungen Dichter bei ihr einführte. – Allerdings hatte die Geheimrätthin es in der Art, daß die Mehrzahl der Dinge in ihrem Munde, auch ohne eigentliche Entstellung oder Lüge, doch eine gewisse andere Färbung, ein gewisses erhöhtes Colorit gewannen, wodurch sie bedeutender erschienen, oder doch wenigstens interessanter, pikanter, als sie im Grunde waren. In diesem Falle jedoch hatte sie sich ziemlich nah bei der Wahrheit gehalten: Victoria kannte und liebte die Poesien unsers jungen Freundes in der That schon seit Längerem, die Natürlichkeit und Frische seiner Empfindung, das Anspruchslose, Einfache, das in seinen Dichtungen nicht minder ausgedrückt lag als in seiner Persönlichkeit, hatte ihr wohlgethan, besonders wenn sie damit die Unwahrheit und Coquetterie bei der Mehrzahl der übrigen Modedichter verglich. In der gemachten, unwahren Welt, welche sie rings umgab, und der sie selbst bereits viel tiefer angehörte, als sie wußte und ahnte waren Felix' Lieder seit Längerem der einzige Ton der Wahrheit, der einzige Laut gewesen, in welchem die Stimme des Herzens und der Natur für sie noch hörbar ward.

So war sie denn wirklich in hohem Grade auf Felix' Bekanntschaft gespannt gewesen. Noch am Abend desselben Tages, da Felix bei der Geheimrätin zu Tisch gewesen, hatte Letztere, nach Weiberart, nichts Eiligeres zu thun gehabt, als ihre junge Freundin von der neugemachten Bekanntschaft in Kenntniß zu setzen, und um Erlaubniß gebeten, dieselbe auch bei ihr einführen zu dürfen. Bereitwillig hatte Victoria die Erlaubniß ertheilt, weniger aus Theilnahme für die Person des Mannes, dessen Verse sie schon so oft erfreut hatten, als aus Neugier, ja vielleicht sogar aus einem noch frivoleren Motiv –: sie hatte der berühmten Dichter und Schriftsteller schon eine ziemliche Anzahl kennen gelernt und hatte bei den meisten gefunden, daß es ein Vortheil für den Dichter ist, ungekannt, gleich der Nachtigall im Busch, zu singen: mit dem Unterschiede freilich, daß das schlichte braune Kleid der Nachtigall höchstens durch seine Einfachheit verletzen kann – und unsere jungen Dichter im Gegentheil suchen gern in möglichst bunten Farben zu schillern ...

Felix' Bekanntschaft, hoffte sie, sollte diese Erfahrung auf's Neue bekräftigen; ja sie freute sich ordentlich schon darauf, von dem geistigen Respect, welchen Felix' Poesien ihr eingeflößt harren, befreit zu werden durch seine persönliche Bekanntschaft. Die überaus günstige Schilderung, welche die Geheimrätin ihr von dem jungen Manne entwarf, konnte sie dabei nicht im Mindesten irre machen; sie durchschaute ihre Freundin überhaupt viel genauer, als diese (die sich selbst zwar für einen

Ausbund von Menschenkenntniß hielt, allen Uebrigen jedoch nur sehr wenig davon zugestand, besonders wo es sie selbst betraf) für möglich hielt, und wußte namentlich sehr wohl, was von der Emphase zu halten, in welche die Geheimrätin fast regelmäßig von jeder neuen Bekanntschaft versetzt ward. Er wird eitel sein, dachte sie und anmaßend, wie der und der (– der Leser entschuldigt, wenn wir hier keinen Namen nennen, an Auswahl eitler und anmaßender Schriftsteller fehlt es ja nicht, und mag sich daher Jeder denjenigen suppliren, der ihm eben der nächste ist); er wird von nichts sprechen, als von Büchern, und zwar am liebsten von seinen Büchern, wie Jener; er wird ein Pedant sein, ein literarischer Emporkömmling, und dabei den Weltmann spielen wollen und mit seinen vornehmen Bekanntschaften prahlen, und sich lächerlich machen durch feine Manieren, die er nicht einmal nachahmen kann, nur cariciren, wie jener Dritte; er wird mit einem Worte, kein Mann sein, kein Poet, ein Künstler, aber bei alledem vielleicht kein Mann, und mein Haß und meine Verachtung des ganzen unwürdigen Geschlechts werden an ihm nur eine neue Bestätigung finden!

Wäre der Plan ihrer Freundin zur Ausführung gekommen und hätte Victoria den jungen Dichter durch ihre Vermittelung kennen gelernt, vielleicht, es ist möglich wahrscheinlich sogar, sie hätte sich so vorbereitet, so gleichsam auf die Lauer gelegt nach allen seinen etwai- gen Schwächen und Thorheiten, daß die Bekanntschaft höchst kühl an ihr vorübergegangen wäre.

Allein wie wir wissen, blieb ihr dazu keine Zeit; theils um sich den jungen Mann auf verbindliche Weise vom Halse zu schaffen, theils auch, weil er es liebte, den zärtlichen Bruder zu spielen, besonders wo es noch andere Leute sahen, als nur seine Schwester selbst, hatte Filibert unsern Freund ohne alle Vorbereitung bei der Gräfin eingeführt. Als Filibert so ganz unerwartet den Namen des Dichters in die Thüre rief, hatte sie unwillkürlich in die Höhe geblickt mit dem Wohlwollen und der Theilnahme, welche ihr natürlich waren, und die sie leider nur allzu oft durch Trotz und Laune gewaltsam unterdrückte. Schnell hatte sie sich fassen wollen, – nämlich was sie fassen nannte: sie hatte den gewohnten Ausdruck von Stolz und Geringschätzung, mit dem sie allen Männern gegenüberzutreten pflegte, in ihre Mienen legen wollen

...

Zu spät! Sie bemerkt den Eindruck, den schon der bloße Klang ihrer Stimme auf den jungen Dichter hervorbringt, hört in demselben Augenblick auch seine Stimme – hört, und erkennt sie!

Ein Romanschreiber, der sich gleich dem Verfasser der vorliegenden Geschichte kein höheres Ziel gesetzt hat als dem Leser die Langeweile hinwegzuplaudern, darf ja wohl mitunter schon ein wenig aus der Schule schwatzen; selbst die verborgensten Geheimnisse eines jungen Mädchenherzens zu verrathen, ist ihm zuweilen nicht nur gestattet, sondern wird auch sogar zur Pflicht für ihn.

Und so sei es denn auch hier nur gestanden, was freilich Gräfin Victoria selbst sich noch lange nicht gestanden hatte, noch gestanden haben würde um irgend einen Preis der Welt: – das wiederholte Abenteuer der beiden letzten Abende war auch an ihr nicht ohne seltsam aufregenden Eindruck vorübergegangen. Auch ihrem Ohr klang sie noch immer nach, leise mahnend wie ein ungewisses Räthsel, diese so wohllautende, so liebliche Stimme, die sie zweimal unter so abenteuerlichen, beängstigenden Umständen vernommen hatte; auch ihrer Phantasie konnte sie bei aller Anstrengung nicht untersagen, sich das Bild des Mannes auszumalen, der zweimal auf so seltsame Weise, ungesehen, unerkannt, als Vermittler für sie aufgetreten war.

Und beide Male in Welch mislicher, peinlicher Lage! einer Lage die – sie konnte es sich nicht verhehlen – sie beide Male selbst verschuldet hatte! Mit so viel Behagen sie in dem Auftritt mit dem Droschkenkutscher ihrem Uebermuth hatte den Zügel schießen lassen, und mit so viel Lachen sie noch jetzt an den wunderlichen Ehrgeiz des närrischen Mannes zurückdachte, so war sie doch auch andererseits viel zu klaren und scharfen Geistes, ja sogar bei aller Verschrobenheit im Einzelnen von zu viel richtigem, natürlichem Gefühl, um nicht das Unpassende, das in diesen und ähnlichen Auftritten lag, insgeheim recht wohl zu empfinden; es verletzte ihren Stolz unaussprechlich, sich einem fremden Manne in so thörichter Weise gezeigt zu haben. Aber daß diese Scene zugleich im Dunkeln vorgefallen war, daß sie den Mann, vor dem

sie innerlich erröthet war, nicht einmal kannte, nicht gekannt war, gekannt sein konnte von ihm, daß Zufall und Laune hier ein Abenteuer gesponnen hatten, dessen Fäden ganz von selbst über das Gewöhnliche hinausgingen, in jene Sphäre des Barocken, Wunderlichen, das für die junge Dame überhaupt so viel Anziehendes hatte, – dies wiederum gab dem ganzen Vorfall einen außerordentlichen Reiz für sie und schmolz ihren Unwillen in eine echt weibliche Regung, nämlich in Neugier und Erwartung hin.

FÜNFTES KAPITEL. NEUESTES BRIEFMUSTER.

Und in wie viel höherem Grade trat dies Alles nun erst bei dem zweiten Abenteuer, jenem im Hause des Herrn Abelsberger's ein! Der geneigte Leser hat längst errathen, in welcher Veranlassung und durch welche seltsamen Verwickelungen bestimmt, der Fuß dieser vornehmen, glänzenden Dame sich in das unsaubere Cabinet des Pfandjuden verirrt hatte; er hat nicht vergessen, welche Gewalt Florentin über die geistreich excentrische Cousine gewonnen, und mit welcher Unbefangenheit (Unverschämtheit wäre vielleicht noch richtiger gesagt) er diese Gewalt auch zu seinem eigensten persönlichen Vortheil ausbeutete. Herr Amschel Levi war ein höchst gefälliger Mann, jungen, reichen Männern, oder solchen, die wenigstens dafür gehalten wurden, sogenannte trockene Wechsel, Wechsel auf ihren eigenen Namen, zu zwanzig, nach Umständen wohl auch zu dreißig, vierzig, funfzig

Procent zu discountiren; er that es, wie er allemal versicherte, rein aus Menschenliebe, weil nichts über einen fidelen jungen Herrn ginge, weil der Mensch die flüchtige Jugend genießen müsse, und das bischen Geld, nun ja, du lieber Gott, das bischen Geld müsse doch auch umgesetzt werden . . .

Aber dieser so höchst freundliche und leutselige Herr Amschel Levi verwandelte sich in einen wahren Tiger, sobald ein solches Papierchen verfiel und dem unglücklichen Aussteller entweder der Wille oder die Möglichkeit fehlte, dasselbe einzulösen. Da war es mit der Menschenliebe und dem Genuß der Jugend nichts mehr, da gab es lauter nichtswürdige junge Verschwender, die einen armen ehrlichen Mann um den mühsam ersparten Heller, den Nothheller für die eigene Zukunft, brachten. Je tiefer die Sonne eines solchen Verfalltages sank, je höher stieg Herr Amschel Levi's Zorn; nicht der eigene Schatten konnte dem unglücklichen Schuldner treuer nachfolgen, als er es in solchem Falle that.

Und nicht einmal dieser eine Schatten war ihm genug, sondern er gesellte sich sofort auch noch einen zweiten hinzu – den Executor.

Wir haben Florentin am Schluß des vorigen Bandes mit diesem Doppelschweif gesehen. Erfahrener in den Dingen dieser Welt, als der Dichter Felix, hat der aufmerksame Leser den Zusammenhang sogleich errathen. Florentin, dessen ganze ökonomische Thätigkeit, den Gesetzen politischer Finanzkunst gemäß, nur darin bestand,

zu borgen, um zu bezahlen, und zu bezahlen, um zu borgen, war dem mehrgenannten Herrn Levi ein kleines unscheinbares Wechselchen von fünfhundert Thalern schuldig geworden. Auf's Aeüßerste gedrängt, hatte er sich auch diesmal wieder der freigebigen Cousine entdeckt.

In einer Epoche allgemeiner Calamität indessen, wie der Sommer Achtundvierzig, hatte es auch wohl schon reichern, in der Verwaltung ihres Vermögens unabhängigeren Leuten, als Victoria war, begegnen können, für den Augenblick nicht über fünfhundert Thaler Herr zu sein. Filibert hatte sich kurz zuvor erst ziemlich scharf über ihre vermeintlichen Verschwendungen geäußert; er hatte ja keine Ahnung davon, wer aus Victoria's Tasche mitlebte, und welcher Abgrund den größern Theil ihrer Einkünfte verschlang. Auch war er im Augenblick nicht zu sprechen, andere Hilfe eben so wenig abzureichen.

Und doch duldet die Sache keinen Aufschub, jede Minute war entscheidend! Nur mit Mühe hatte Florentin sich von seiner unwillkommenen Begleitung so weit losgemacht, um durch einige rasch hingeworfene Zeilen noch einmal Victoria's Beistand in Anspruch zu nehmen – Zeilen, welche den ganzen Menschen und das ganze Verhältniß auf's Deutlichste charakterisirten. Nicht seinen Leichtsinn klagte er darin an, gelobte nicht, seiner unsinnigen Verschwendung Einhalt zu thun, o nein: mit bitterem, weltverachtendem Spott machte er sich lustig über sich selbst sowohl wie über seine Freundin, daß er untergehen solle um elender fünfhundert Thaler willen! Nur fünfhundert Thaler, schrieb er, schöne

Cousine, – eine Summe, die Vetter Filibert, wenn auch mit innerm Herzkrümmen, doch äußerlich lächelnd, für irgend welche patriotische Zwecke beisteuert, die Niemand gleichgiltiger, Niemand verhaßter sind, als ihm, blos um der leidigen Eitelkeit willen und um dem tollen Haufen Sand in die Augen zu streuen; eine Summe, die der Club der Wahrhaften bei einem einzigen Zweckessen verthut, Proclamationen und Placate noch ungerechnet; eine Summe, die Sie selbst, schöne Cousine, vielleicht drei- und viermal in jedem Ohrring tragen, oder am Arm, am Finger, an der Busenschleife, wenn Sie sich zu einer jener Gesellschaften schmücken, die Ihnen selbst so unerträglich sind – nicht mehr als fünfhundert Thaler: aber doch genug für mich, um mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen und Sie des einzigen Freundes zu berauben, mit dem Sie zuweilen noch über die Thorheit der Welt und das possenhafte Elend der Menschen lachen konnten! Lachen Sie, lachen Sie auch jetzt, liebe Cousine, und überhören Sie dabei den Schuß, der um eines so erbärmlichen Grundes willen ein Ende macht, dem Leben Ihres Florentin.

Nicht in allen Fällen mag dies die richtige Manier sein, Jemand anzuborgen; indeß einem Charakter gegenüber, wie Victoria, war sie es allerdings. Florentin verschwendete nur, Victoria dagegen verachtete das Geld; auch der elendeste, verworfenste Mensch, für den sie nicht das mindeste Interesse hatte; dünkte sie doch noch immer viel mehr werth, als eine noch so große Geldsumme.

Und nun um einer so kleinen, erbärmlichen Summe halber sollte Florentin zu Grunde gehen? zu Grunde gehen, nicht weil er innerlich fertig und zu Ende war, sondern bloß des äußerlichen einfältigen Zufalls halber, daß sie eben nicht bei Kasse und ihr Bruder Filibert nicht zu Hause und keine andere Hilfe in der Nähe war? Nicht den Allerfremdesten, wie gesagt, wenn sie von seinem Schicksal erfahren, hätte sie deshalb untergehen lassen, am allerwenigsten aber diesen Florentin, der so wenig ihr Freund war wie ihr Geliebter, den sie nicht achtete, nicht ehrte, dessen Geist sie zuweilen bewunderte, aber nur um desto öfter sein Herz zu verabscheuen – und der ihr dennoch bei alledem unentbehrlich war! Florentin, mit dieser Parrhesie der Schlechtigkeit, dieser völlig ungeschminkten, unverstellten, selbstzufriedenen Verworfenheit, an nichts glaubend, nichts heilig haltend, auf nichts mehr hoffend, bildete gleichsam die dunkle Folie, auf deren schwarzem Grunde der Männerhaß der jungen Dame sich desto kräftiger abheben konnte; er durfte ihr nicht verloren gehen, sie hielt ihn sich, fast wie die Spartaner ihren Kindern die trunkenen Heloten hielten, nämlich um an dem verhaßten Anblick einen desto tiefern Abscheu vor dem Laster zu gewinnen. –

Ueberdies waren auch dergleichen rasche Entschlüsse und abenteuerliche Unternehmungen ganz nach dem Geschmack der jungen Dame. Florentin, der in den Gegenständen seiner Unterhaltung niemals sehr wählerisch war, genug, wenn sie nur pikant erschienen, hatte der

schönen Cousine schon öfters von dem Herrn Abelsberger, der übrigens auch ein ganz stadtkundiger Mann war, erzählt, ihr auch im Vorüberfahren das Haus, wo er selbst schon so manches Geschäftchen gemacht hatte, gezeigt. Die Erinnerung davon blitzte in dem jungen Fräulein wieder auf, als sie Florentin's verzweifelten Brief erhielt und sich vergebens den schönen heißen Kopf zermartete um Hilfe für den unglücklichen Vetter. Einmal gedacht, war der Plan auch sogleich gefaßt; sie warf ihre Mantille über, riß schnell ein kostbares Armband aus der Chatouille, ließ sich in einer Droschke bis an die Straßenecke fahren, wo Florentin mit seiner unwillkommenen Begleitung ihrer harrete, gab ihm ein tröstendes Zeichen, stieg aus, schlich zu Fuß, wenn auch mit wankenden Knien, in das stattliche Gebäude des Herrn Abelsberger . . .

Das Uebrige, und namentlich die Verlegenheit, in welche sie bei ihrem unbedachten Vorhaben gerieth, sowie die Art und Weise, wie sie durch Felix daraus errettet ward, haben wir bereits oben geschildert.

SECHSTES KAPITEL. EINE ERSTE UNTERHALTUNG.

Was wir dagegen nicht geschildert haben und auch zu schildern verzichten müssen, das ist die unerträgliche Verwirrung, Angst, Scham, welche Victoria während jenes peinlichen Auftrittes empfand, und die sogar nur noch vermehrt ward durch die so völlig unerwartete, unverständliche Hilfe, welche ihr von einem Unbekannten, Unsichtbaren zu Theil ward. Auch Victoria's Ohr war nicht minder scharf als das des jungen Dichters; auch sie

erkannte sofort in der Bürgschaft, die hier auf so räthselhafte Weise für sie übernommen ward, dieselbe Stimme wieder, welche sie bereits den Abend zuvor vernommen, und die seitdem noch immer nicht völlig aus ihrem Gedächtniß gewichen war. Während ihr Auge sich vor Scham und Bestürzung verdunkelte, hätte sie gleichwohl die dünne Holzwand, die sie von dem Unbekannten trennte, mit ihren Blicken durchbohren mögen nur um das Antlitz des Mannes kennen zu lernen, den das Schicksal auf so seltsame Weise zum zweiten Mal in vierundzwanzig Stunden mit ihr zusammenführte, nur um den Mund zu sehen, dem diese Stimme angehörte, – diese Stimme, die so lieblich klang, und die sich wiederum, dicht in ihrer Nähe zu ihrem Schutz, ihrer Rettung erhob! Wer war nur dieser geheimnißvolle Fremde? welcher Zufall, welche Absicht kreuzte seinen Pfad mit dem ihren? Kannte er ihre Beziehungen zu Florentin? hatte er sie vielleicht in das Haus hier hineinschlüpfen sehen? war er ihr vorsätzlich gefolgt? Sie, nach ihrer eigenen Vorstellung bisher, so frei, so unabhängig, so von Niemand beaufsichtigt, als nur von sich selbst, an welchen geheimnißvollen Fäden wurde sie unwissentlich gehalten, welche verborgenen Mächte drängten sich, unsichtbar, mit furchtbarer Allgegenwärtigkeit, in ihr Leben?! –

Ahne der Leser selbst hiernach, was Victoria empfand und welch Gemisch der widerstreitendsten Empfindungen ihre Brust durchzuckte, als Filibert ihr den jungen Poeten vorstellte und sie bei dem ersten Worte, das er sprach, den Unbekannten der beiden letzten Abende in

ihm erkannte. Kein Zweifel, daß auch er sie erkannt hatte: kein Wort, keine Miene verrieths es, und doch wußte sie es, wußte es ganz deutlich, ganz gewiß, – und hätte ihm, ihrer ersten Empfindung folgend, einen Dolch in's Herz stoßen mögen, dafür, daß er sie erkannte!

Bei uns zu Lande jedoch hat man die Dolche bekanntlich nicht gleich so zur Hand, was auch in den meisten Fällen recht gut ist. Auch in diesem war es so; auf den ersten zornigen Schreck folgte bei Victoria ein tiefes Gefühl des Dankes, da sie die ehrerbietige Zurückhaltung bemerkte, mit welcher der junge Fremde jede, auch die allerleiseste Hindeutung auf das Vorgefallene vermied. Und weiter auf die Dankbarkeit folgte eine Empfindung, die nicht gerade Interesse, nicht Theilnahme war, aber allerdings ziemlich nahe daran streifte: der Wunsch, diesen vom Schicksal ihr auf so seltsame Weise zugeführten Mann näher kennen zu lernen und die Motive zu erforschen, welche ihn, mit oder ohne Wissen, in diese wunderlichen Berührungen mit ihr gebracht hatten.

Und wenn sie sich nun ferner zum Bewußtsein brachte, daß der Mann, der ihr hier gegenüberstand, derselbe Dichter war, dessen Verse bisher so mächtig zu ihrem Herzen gesprochen, und dessen persönliche Bekanntschaft sie gleichwohl mit so viel frivoler Neugier entgegengesehen hatte, derselbe Dichter, den sie sich bereits zum Voraus ausgemalt als ein Zerrbild von Anmaßung und Eitelkeit – und sah nun dies bescheidene, natürliche Wesen, diese anspruchslose, männliche Gemessenheit und Ruhe und erinnerte sich zu dem Allen auf die

furchtbare Abhängigkeit, in welche sie durch den Vorfall des gestrigen Abends zu diesem Manne gerathen, sowie an das furchtbare Geheimniß, welches, hinlänglich, sie allen möglichen Misdeutungen preiszugeben und ihren Ruf auf ewig zu vernichten, in seinen Händen ruhte – o in der That, so schwindelten ihr die Sinne, und dies sonst so stolze, übermüthige, herrschaftgewöhnte Herz fühlte sich schwach, klein, zaghaft vor diesem fremden Manne!

Man muß dergleichen selbst einmal erlebt haben, muß Zeuge gewesen sein von diesem plötzlichen Hinschmelzen eines bis dahin so starken, trotzigem Charakters um sich einen Begriff zu machen von der unendlichen Lieblichkeit, die mit dieser Umwandlung verbunden ist; und von diesem ganz neuen, gleichsam verklärenden Lichte, in welchem Victoria's Schönheit sich unter diesen Umständen darstellte. Starke Gemüther haben ihre Tugenden und ihre Reize so gut wie weiche; aber das starke Gemüth, das in Hingabe schmilzt, ist unwiderstehlich, und das größte, das entzückendste Schauspiel, das Erde und Himmel gewähren können.

Graf Filibert, herzlich froh, den Poeten bei Seite geschafft zu haben, hatte sich nach wenig Augenblicken zurückgezogen; die beiden jungen Leute waren allein. Trotz der Geistesgegenwart, welche die Gräfin in so hohem Grade besaß und die sie fast nie verließ, war sie doch in außerordentlicher Verlegenheit, auch nur eine ganz gewöhnliche Unterhaltung mit ihrer neuen Bekanntschaft anzuknüpfen; sollte sie merken lassen, daß sie ihn erkannte? sollte sie es frei gestehen? den Zusammenhang

des gestrigen Abenteuers frei darlegen? An Florentin hatte sie nichts zu achten, nichts zu schonen: und zuletzt war dies ja auch ein junger Mann, ein Schriftsteller, ein Dichter, der wohl schwerlich selbst ein Rigorist wirtschaftlicher Sparsamkeit und Ordnung war. Allein wie ihm die Beziehung erklären, in der sie zu Florentin stand und von der sie jetzt auf einmal selbst fühlte, daß es eine unpassende, ihrer unwürdige Beziehung war. Mit wahrer Sehnsucht lauerte sie darauf, Felix sollte durch irgend eine unpaßliche, anmaßliche Aeüßerung den guten Eindruck, den er gegen ihren eigenen Willen auf sie gemacht hatte, zerstören; sowie sie nur erst sicher war, daß sie auch ihn verachten durfte, daß auch er, trotz seiner schönen Verse, trotz seines männlich bescheidenen Anstandes und trotz dieser schönen, süßen Stimme, doch keine Ausnahme machte von dem übrigen Geschlecht, so war auch ihr selbst nichts mehr an seiner Achtung gelegen! so mochte auch er von ihr denken, was ihm beliebte – er war ihr gleichgiltig alsdann, herzlich gleichgiltig!

Aber diesen Gefallen that ihr Felix nicht. Im Gegenteil, auch in der Unterhaltung, die er anknüpfte, und die sich in sehr natürlicher Anlehnung an die Veranlassung, welche ihn in das Haus des Grafen geführt hatte, auf die politischen Zustände der Nation erstreckte, diese allgemeinste und nächstgelegene Unterhaltung jener Tage, die dazumal durch alle Stände ging und die herkömmlichen Fragen nach dem Wetter und dem Wohlbefinden abgelöst hatte auch in dieser Unterhaltung, sagen

wir, zeigte Felix so viel Besonnenheit und so viel gesundes, richtiges Urtheil, daß Victoria's innere Verwirrung nur noch immer höher stieg. Sich dieser Verwirrung zu entreißen und ihren alten trotzigen Humor wieder zu finden, warf sie in das Gespräch einige jener halbahren, blendenden Sentenzen, welche sie so sehr liebte, und um derentwillen sie in ihrer vornehmen Umgebung als ein Ausbund von Witz, Verstand und geistiger Ueberlegenheit angestaunt war. Sie bespöttelte die Erhebung des März als eine ungeschickte, planlose Farce, sprach ihre ganze Verachtung aus über den Charakter einer Nation, welche zur Freiheit so ungeschickt sei, wie die deutsche, und stellte die Wiederkehr der alten, dann nur um so fester begründeten, ja unumstößlich gewordenen Zwingherrschaft als die traurige aber jedenfalls unvermeidliche und wohlverdiente Perspective unserer Zukunft dar. In dergleichen, auf die Spitze gestellten, halbahren Sätzen war sie durch Florentin jederzeit auf's Eifrigste unterstützt worden; entsprachen sie doch in ihrer trostlos nihilistischen Auffassung der jammervollen Leere seines eigenen Busens. Und auch ihre übrige aristokratische Umgebung hatte dergleichen nur allzu gern gehört; war sie auch über Ausgangspunkt und Weg nicht einverstanden, so gefiel ihr doch das Ziel, bei welchem die junge Dame ankam, desto besser.

Ganz anders Felix. Er vertheidigte das gegenwärtige Geschlecht nicht, leugnete nichts von den Thorheiten und Widersinnigkeiten, mit denen man die erhabene Sache der Freiheit befleckt hatte, noch auch suchte er die

politische Ungeschicklichkeit der Nation zu beschönigen. Aber desto lebhafter deutete er auch auf die Größe der Aufgabe hin und auf die geschichtliche und göttliche Nothwendigkeit ihrer endlichen Lösung; das gegenwärtige Geschlecht gab er preis, aber nur um so kräftiger die große weltgeschichtliche Stellung des deutschen Volkes überhaupt hervorzuheben und den Glauben an seine Zukunft, an die Zukunft der Menschheit im Ganzen um so eifriger zu vertheidigen.

Und selbst auch die Irrthümer und Vergehen der lebenden Generation suchte er noch aus geschichtlich nothwendigen Gründen zu entschuldigen.

Es wird Ihnen sehr wunderbar vorkommen, gnädiges Fräulein, sagte er und Sie werden mich dafür in Ihren Gedanken ebenfalls zu dem großen Haufen der Halben und Schwachen werfen, aus dem Munde eines Mannes, der nun einmal für ein Stück Poet passirt, statt Worte der Leidenschaft und des Zornes vielmehr Worte der Beschwichtigung und der Sanftmuth zu vernehmen. Aber erinnern Sie sich, meine Gnädige, an die jahrhundertlange Arbeit, die wir an unsere literarische Ausbildung gewendet; erinnern Sie sich, aus welchen armseligen Anfängen, in welcher Reihenfolge kleinster, kümmerlichster Versuche der Baum unserer Wissenschaft die Blüthe unserer Dichtung sich entwickelt hat; gedenken Sie jener Zeiten, wo die deutsche Nation geistig so gespalten war, daß eine gemeinsame Erhebung zu gleicher wissenschaftlicher oder künstlerischer Arbeit unmöglich schien,

wo der gehässigste Aberglaube für Religion, die inhaltloseste Gelehrsamkeit für Wissenschaft, die elendeste Verschmäherei für Dichtkunst galt, ja wo selbst das letzte, äußerste Band, das uns noch zusammenhielt, unsere Sprache, in Gefahr, stand völlig zerbröckelt und ausgelöscht zu werden. Welchen Götzen damals hat man Altäre gebaut welche Irrthümer als Wahrheit, welche Schwächen als Tugenden gefeiert! Und doch hat das Alles das endliche Gedeihen unserer geistigen Blüthe nicht zurückhalten können durch alle Irrthümer und Thorheiten der verschiedenen Geschlechter dahin, unaufgehalten durch die Eitelkeit der Einen, den Neid der Andern, ist das Gestirn deutscher Wissenschaft und Kunst dennoch emporgestiegen.

Und wie nun fuhr der junge Dichter fort, indem sein neues, braves Auge von Begeisterung und Zuversicht leuchtete, wollen Sie von der Freiheit geringer denken als von der Kunst? Dieselbe allmälige, zögernde und doch zuletzt so göttlich gewisse Wirkung, welche die Wissenschaft gehabt hat, wollen Sie der Freiheit nicht zugestehen? Ah meine Gnädige, ich bin Poet, oder halte mich dafür – das heißt wahrhaftig, für nichts mehr davon, als diese armen zerrissenen Zeiten hervorbringen können: aber bei aller Ehrfurcht vor der Kunst, die mir natürlich ist, und bei aller Inbrunst, in der mein Herz für die Dichtung schlägt, bekenne ich Ihnen doch, daß es nicht nur Zeiten gibt, wo die Wirklichkeit unendlich über dem Kunstwerk, die That über dem Buch der Bürger über dem Künstler steht, sondern ich behaupte auch, daß unsere

Zeit eine solche ist, ja daß sie überall ist, wo eine Nation anfängt, sich ihrer wahren Bestimmung bewußt zu werden und wo die unselig verschobenen Kräfte des Geistes in ihr natürliches und gesetzliches Gleichgewicht wieder eintreten. Ich sehe Ihnen an, rief er, da Victoria's schöne Lippe auch bei diesen Worten noch zuckte, wiewohl jetzt schon mehr schmerzlich als spöttisch – ich sehe Ihnen an, welchen Einwurf Sie mir machen wollen! Die Gaben der Natur, meinen Sie, sind verschieden aufgetheilt, und ebenso auch die Gaben der Geschichte; Königin im Gebiet des Geistes, ist die deutsche Nation auf dem Gebiete der Praxis dem Gebiet des politischen Lebens ewig nur zur Sclavin bestimmt. O über diese klägliche Sophistenweisheit! Ich darf das sagen, gnädiges Fräulein, weil dieser Gedanke ja nicht in Ihnen entstanden ist; es ist einer von jenen Gemeinplätzen, die wie Alterweibersommer durch das Land ziehen und auch den Reinlichsten unversehens anfliegen. Aber fragen Sie sich selbst, ob Sie sich einen Poeten, einen Künstler denken können, groß oder klein, gut oder schlecht, gleichviel, und sein Talent entspräche nicht seinem Charakter und der Mann, der in seinen Versen wahr, tapfer, edelmüthig ist, zeigte sich Ihnen durch seine Handlungen als ein feiger, gewissenloser Lügner – würden Sie ihn nun auch noch für einen Künstler, einen Dichter gelten lassen?!

Der Gräfin trat bei diesen Worten, die allerdings den Umständen nach sehr unpassend gewählt waren und uns einen neuen Beweis davon geben können, daß Felix sich auf den gesenschaftlichen Ton nur schlecht verstand, das

Blut bis in die Schläfe; in der Begeisterung jedoch, in welcher der Dichter sich befand, ließ er sich auch dadurch nicht stören, sondern fuhr mit immer innigerm Ausdrücke fort:

Und was wir von den einzelnen Menschen nicht zu geben dürfen, das, meine ich, sollten wir uns auch hüten, von ganzen Nationen, diesen eigentlichsten, unmittelbarsten Werken der Gottheit, zu glauben. Ja zugestanden selbst, daß es einem einzelnen Menschen in unseliger Verblendung gelänge, das Göttliche in sich so ganz todt zu machen, daß er statt der unmittelbaren, natürlichen Wahrheit und dieser vollen ungetheilten Selbstempfindung, die Gott einem Jeden in die Brust gepflanzt hat, nur noch als eine wandelnde Lüge umherwankte, so wird das immer nur eine einzelne Verirrung sein, die unmöglich jemals ein ganzes Volk, eine ganze Nation durch die ganze Dauer ihres geschichtlichen Daseins erfassen kann. Darum sprechen Sie der deutschen Nation den Beruf zu Freiheit ab, erklären Sie uns für die Proletarier der Weltgeschichte, die vom Schicksal selbst dazu verdammt sind, ewig heimathlos im Reiche der Freiheit zu bleiben: so zerreißen Sie mit demselben Ausspruch auch diesen Kranz der Wissenschaft und Kunst, der die wundgetretenen Schläfe unsers Vaterlandes noch tröstend, verheißend umschattet! so stürzen Sie auch die Götterbilder unserer Dichter und Denker um und erklären unsere ganze Vergangenheit, unsere Gegenwart, unsere Zukunft für elendes, ruchloses Barbarenthum! Denn nur der Barbar vermag als Knecht zu leben, und wer als Knecht leben

kann, ist Barbar. Ich ehre die Unerschrockenheit, gnädiges Fräulein, mit der Sie den herkömmlichen Vorurtheilen zu Leibe gehen, sowie den Muth, mit welchem Sie sich über die schwankende Tagesmeinung zu erheben suchen: aber die urewige Gerechtigkeit der Geschichte zu leugnen, alles Erhabene, Große, Heilige aus dem Leben auszulöschen, an der Brandfackel der Verzweiflung die ganze Welt zu entzünden, blos um, ein anderer Herodotus, an dem entsetzlichen Schauspiel dieser allgemeinen Verwüstung die Ueberlegenheit des eigenen Geistes zu sättigen – nein, dazu haben Sie den Muth nicht, dürfen ihn nicht haben, gnädiges Fräulein . . .

Denn dazu, setzte er mit leiserer Stimme hinzu, sind Sie zu schön, zu gut –

Ich danke Ihnen für das Compliment, sagte Victoria mit erzwungenem Spott: aber wenn ich eitel genug bin, die erste Hälfte desselben für baare Münze zu nehmen, wer garantirt Ihnen selbst, daß Sie mit der zweiten Recht haben? Ein schönes Gesicht kann auch ein schlechtes Herz verbergen.

Gott verbürgt es mir, sagte der junge Mann, der geflüstert die letzten Worte seiner schönen Gegnerin überhörte: Gott, das Gute, das überall in der Welt verbreitet liegt, und das selbst aus seiner eigenen Entzweiung, die wir alsdann das Böse nennen, sich immer wieder zusammenfinden muß. Ein ungeschickter Mensch und ohne gesellige Erfahrung, wie ich bin, habe ich in dieser halben Stunde gewiß schon sehr viel Unpassendes gesprochen und Ihre Güte sehr gemisbraucht. Aber da ich doch wohl

kaum mehr auf Ihre Verzeihung rechnen darf, so erlauben Sie mir, daß ich das Maß meiner Unbescheidenheit voll mache, indem ich Sie bitte: glauben Sie an Gott – das heißt, glauben Sie an das Gute, glauben Sie an die unverwerfliche Erhabenheit der menschlichen Natur! Das allein sind die wahren Gottesleugner, die an den Menschen nicht glauben; Sie, so jung, so schön, so ausgestattet mit allen Vollkommenheiten unserer Natur, selbst ein so faßbarer Auszug des Göttlichen in uns – wie wollten gerade Sie diesem trostlosen Unglauben verfallen?!

SIEBENTES KAPITEL. WER HAT NUN RECHT?

Dieser ersten Unterhaltung folgte bald eine zweite, eine dritte; nicht lange und der bescheidene Dichter Felix war der tägliche Gesellschafter der schönen, stolzen, glänzenden Gräfin Victoria von Blotz-Blotz. Welche äußern Zufälligkeiten diesem raschen Fortgang der Bekanntschaft außerdem noch zu Statten kamen, und wodurch es geschah, daß Felix Tag für Tag ohne den geringsten Anstoß oder die leiseste Zudringlichkeit das Haus des Minister besuchen konnte, werden wir sogleich noch erzählen. –

Es versteht sich von selbst, daß diese Unterhaltungen nicht alle den hohen Schwung nahmen und sich nicht auf die Dauer um so ideale Gegenstände bewegten, wie die erste; wir selbst haben bereits in jener Unterhaltung am Billard eine Probe gegeben, zu welchem anmuthreichen

Spiel von Laune, Schalkheit, absichtlichem Misverständniß dieselbe mitunter auch herabsinken konnte, – nämlich wenn dies herabsinken heißt.

Aber geistig bewegt, anregend, frisch, voll sprühenden Lebens waren sie alle. Victoria gehörte zu jenen wunderschön gemischten Wesen, welche noch in ihren Launen und Unarten entzückender sind, als die Mehrzahl der Uebrigen in ihren Verdiensten und Tugenden; sie konnte zuweilen sehr eigensinnig, sehr boshaft, sogar ein wenig falsch sein, aber auch ihr Eigensinn bezauberte, ihre Bosheit entzückte noch, ihre Falschheit selbst war ein Schwert, das man sich noch mit Lächeln in den Busen bohrte.

Ihr Benehmen gegen Felix war sehr ungleich. Während sie heut die innigste, achtungsvollste Theilnahme deutlich erkennen ließ, verfolgte sie ihn vielleicht morgen schon mit den bittersten Stachelreden; jetzt bereit, die ganze Fülle ihres Geistes in irgend eine lehrreiche Untersuchung mit Ernsthaftigkeit zu versenken, war sie in der nächsten Viertelstunde nur noch ein muthwilliges Kind, das für nichts Sinn hatte als für Scherz, Spiel, Zerstreung, und die gewichtigsten Dinge mit den verwegenen Possen kreuzte. Dieselbe Seele, die eben noch solchen kräftigen, idealen Aufschwung nahm, die eben noch so heiß erglühete bei den erhabenen Ideen der Wahrheit, der Freiheit, des Rechts, gaukelte im nächsten Moment, einem Irrlicht gleich, wohlgefällig zwischen den eitelsten, leersten Sophismen umher; dasselbe Herz, das in

dieser Minute von der innigsten Sympathie für den jungen Dichter ergriffen war, und nicht nur mit ihm, sondern auch für ihn zu schlagen schien, lag in der nächsten wiederum wie durch eine endlose Kluft von ihm geschieden!

Felix selbst lebte unter diesen Umständen in einem wundersam traumhaften Zustande. Er war nicht bloß von bürgerlicher Einfachheit, sondern auch von sehr bürgerlicher Gewissenhaftigkeit. Neuling in der Liebe, fühlte er gleich wohl, daß hier eine Flamme aufloderte, die seinem Herzen, ja nach den strengen Begriffen, welche er in diesem Punkte hatte, sogar seiner Ehre gefährlich werden konnte. War dies nur ein Spiel, was die junge Dame mit ihm trieb, wie durfte er selbst sich zu diesem Spiele hergeben? und war es mehr als ein Spiel, sollte, konnte mehr werden, war er es dann nicht wiederum seiner Mannesehre, der Ehre seiner Dame selber schuldig, der Gefahr im Entstehen auszuweichen und eine Nähe zu fliehen, die, so wie anders, nur verderblich für ihn, für Victoria selber werden mußte?

Armer Felix! Du sinnest und härmst dich, wandelst, spät Abends aus dem verschwiegenen Gartenhause zurückgekehrt, die Nacht hindurch ruhelos in schweren, geistigen Kämpfen in deinem Zimmerchen auf und ab, faßest Pläne, thust dir selber Gelübde – und doch wie die Stunde kommt, und wie du das Haus des Grafen betrittst, und wie du Victoria's Stimme hörst – armer Felix! wo sind deine Pläne, deine Gelübde, deine Kämpfe? Tadelt den Dichter nicht, der an der Falschheit eines schönen Weibes zu Grunde geht: dafür eben ist er ein Dichter, sein

Herz empfindet die Schönheit lebhafter als die Uebrigen, seine Nerven sind empfänglicher, sein Blut heißer, seine Leidenschaften gewaltiger; bemitleidet ihn – und bemitleidet auch die falsche, verrätherische Schönheit, die ihn zu ihrem Opfer auserkoren! –

Was seine innern Zweifel noch vermehrte, das war das sehr ungleiche Urtheil, das seine Freunde, die Hinterwäldler, über sein neu entstehendes Verhältniß zum Hause des Ministers fällten. Bei der natürlichen Offenheit seines Charakters hätte er ihnen unter allen Umständen kein Geheimniß daraus gemacht, am wenigsten aber konnte er es nach jenem Gespräche thun, das am Abend nach seiner Jungferrede stattgefunden, und das ihm jetzt mehr als jemals, in einem wahrhaft dämonischen Zusammenhang, als eine unmittelbare Vorahnung seines Schicksals erschien. Für den Augenblick zwar hatte er noch nichts mitzutheilen, als nur den Besuch des alten Geheimraths, die Vorstellung beim Minister und die noch ziemlich inhaltleeren, ungewissen Zusicherungen, welche ihm bei dieser Gelegenheit gemacht worden waren.

Allein auch dies Wenige war schon hinreichend, einen sehr erheblichen Zwiespalt unter den Freunden hervorzurufen, wobei seltsamerweise die Rollen gerade umgekehrt vertheilt waren, als Felix nach seiner Kenntniß der Charaktere es für möglich gehalten hatte. Florentin, an

dem ihm bei all seiner Unbefangenheit und Bescheidenheit, sowie bei allem Respect, den er den geistigen Eigenschaften des jungen Edelmannes zollte, doch gewisse bedenkliche Seiten, Seiten der Eifersucht, der Misgunst, des Neides aufzugehen anfangen – gerade dieser misgünstige, eifersüchtige Florentin nahm an den glänzenden Aussichten des jungen Dichters den lebhaftesten und herzlichsten Antheil; diesen letzteren natürlich nur in so weit, als der Begriff der Herzlichkeit mit einem Charakter von Florentin's Beschaffenheit überhaupt vereinbar war.

Ich nehme nichts von dem zurück, sagte er, lieber Felix was ich Ihnen neulich des Abends über Ihre eigentliche Bestimmung geäußert habe; noch jetzt glaube ich fest, daß Sie zu Allem in der Welt taugen, nur nicht zum Staatsmann – warum? Weil die idealen Auffassungen eines Poeten nichts vermögen über die Praxis der Dinge. Aber das hindert nicht im Mindesten, daß ich Ihnen nicht von Herzen Glück wünschen sollte zu der Laufbahn, die sich Ihnen so unerwartet eröffnet und die, wenn Sie nur hübsch eilig auf derselben vorgehen, Sie möglicherweise zu einem ganz passablen Ziele führen kann. Der Mensch muß überhaupt Alles mitnehmen, was sich ihm im Leben bietet, das ist die Hauptsache; der Spaß dieses Daseins ist meist so trocken, daß wir keine Gelegenheit versäumen dürfen, uns dasselbe durch Abwechslung und Abenteuer aller Art ein wenig schmackhafter zu machen. Nur, wie gesagt, Zeit dürfen Sie dabei nicht verlieren. Mein Vetter

Filibert (es war merkwürdig zu sehen, welch ein Ausdruck unaussprechlicher Geringschätzung sich bei diesen Worten auf das blasse, geistreiche Antlitz lagerte) ist auch kein Staatsmann, so wenig wie Sie selbst, guter Felix, trotz der erfolgreichen Opposition, die er als Mann der Zukunft durchgeführt hat, und trotz dieses Portefeuille, in dessen Besitz er sich gegenwärtig so glücklich fühlte; höchstens ein politischer Dilettant, und was die für ein Ende nehmen, dafür ist gesorgt. Für den Augenblick indessen schadet das nichts; gerade für solche Verhältnisse wie Sie einzugehen im Begriffe stehen, sind dergleichen dilettirende Staatsmänner am allergeeignetsten. Jeder Mensch sucht das ihm selbst Gleichartige auf, und während der Bureaukrat den tüchtigen Arbeiter, der Soldatenminister die unbedingt gehorsame, schweigende Maschine befördert und beschützt, sind Sie mit Ihrer weichen, träumerischen Seele, Ihren unbestimmten, hochfliegenden Ideen und der duftigen Herrlichkeit Ihrer Rede für einen Dilettanten wie Vetter Filibert gerade der rechte Mann. Der Bureaukrat würde Sie als einen unbrauchbaren, unpraktischen Menschen in's Vorzimmer verweisen, der alte Militair Sie vielleicht als unruhigen Kopf krumm schließen lassen; bei Vetter Filibert, wenn Sie es geschickt anfangen, können Sie sich in kurzer Zeit so fest setzen, daß selbst die Bureaukratie und die Soldatenherrschaft, der wir ganz unvermeidlich wieder entgegengehen, Sie in Ihrem *Otium cum dignitate* wird unbehelligt lassen müssen.

Ich verstehe nicht ganz, was Sie meinen, lieber Florentin, erwiderte der Dichter, durch diese letztern Aeußerungen einigermaßen gekränkt; aber so viel merk' ich denn freilich, daß Sie mich im Verdacht haben, als könnte irgend welcher Eigennutz meine Entschließungen mit bestimmen, und da darf ich Sie versichern –

Eigennutz! rief Florentin mit einer höchst komischen Geberde, indem er die blanklackirten Stiefelspitzen musterte: wie würde ich mir erlauben, in dem Hause eines so uneigennützigten Mannes, wie der Herr Anton Wachtelhuber, der seinen besten Wein bekanntlich ja zur Hälfte weggibt, von Eigennutz zu reden! Ich weiß, welchen abgeschmackten Haß man auf dies arme Wörtchen Eigennutz geworfen hat: und wenn ich diese Ansicht allerdings auch nicht theilen kann, so bin ich doch viel zu tief von dem Bewußtsein meiner eigenen Schwächen durchdrungen, um nicht auch die Vorurtheile meiner Nebenmenschen zu schonen. Ist es so recht, Fräulein Luise? wandte er sich mit spöttischer Höflichkeit an die Schwester des Weinhändlers, die auf dem gewohnten Plätzchen in der Fensterecke saß und dem Gespräch mit sichtlicher Theilnahme folgte –

Das junge Mädchen begnügte sich, ihm einen langen ernstern Blick zuzuwerfen, worauf der Edelmann fortfuhr:

Ich für meine Person würde denn allerdings keinen Eigennutz darin sehen oder doch mindestens nur einen ganz erlaubten, ganz rechtmäßigen, wenn Sie diese Gelegenheit benützten, sich ein kleines Sort für die Zukunft zu gründen, so etwa als Bibliothekar, als Professor, oder

was sonst von derartigen Stellungen Ihrer Neigung und Ihren Kenntnissen zusagt. Da ich jedoch, wie ich an den langen Gesichtern rings um mich her bemerke, mit dieser meiner weltlichen Ansicht in dem hier versammelten überaus moralischen Kreise kein Glück mache, so beschränke ich meinen Rath einfach darauf: benutzen Sie wenigstens diese Gelegenheit, Zustände und Menschen kennen zu lernen, denen Sie ohnedies wohl kaum jemals wieder so nahe treten dürften und die ja doch schon in poetischer Rücksicht für Sie von Interesse sein müssen. Einige Knauserei in der Bewirthung abgerechnet, die indessen zu tief liegt und von zu viel äußerem Pomp überdeckt wird, als daß sie einem Naturkinde, wie Sie, so leicht anstößig werden könnte, ist das Haus meines Veters ein ganz angenehmes Haus; Sie werden mancherlei unterhaltende Gesellschaft daselbst finden und allerhand Experimente anstellen können, wenn nicht geradezu in politischer, doch wenigstens in socialer Hinsicht . . .

Hier konnte Hermann, der sich schon lange vergeblich bemüht hatte seinen Zorn zu beschwichtigen, indem er hastig ein Glas Wein nach dem andern hinabgoß, seinen Unmuth nicht länger bemeistern.

Es ist natürlich rief er, der bloße Scherz von Ihnen und die reine muthwillige Rechthaberei, was Sie da zu unserm Freunde äußern. Aber eben weil es unser Freund ist, finde ich diesen Scherz nicht ganz angemessen; die Sache ist wohl ernst genug, um mit Ernst und Wahrheit behandelt zu werden. Du weißt, mein Junge, fuhr er zu Felix gewendet fort, wie lieb ich Dich habe und wie

groß ich von Deinen Talenten denke. Und ob die staatsmännische Erfahrung des Herrn von Blotz Dich zehnmal einen Idealisten schilt, glücklich dennoch der Tag, wo der Idealismus wiederum das Steuer unserer Geschicke in die Hände nehmen wird! Dummes und Gemeines kann auch die Prosa thun und hat es auch reichlich gethan zu allen Zeiten; aber etwas Honettes und Tüchtiges ist ohne den Idealismus der Poeten noch niemals geschehen, auch nicht in der Politik. Darum habe ich Dir schon neulich gesagt, Du sollst die Praxis des Lebens nicht scheuen sollst das Pfund, das Gott Dir verliehen, nicht bloß zwischen den Büchern und in die Bücher vergraben. Dasselbe sag' ich Dir noch jetzt, aber zugleich auch, mein Felix, sag' ich Dir, daß dieser Weg, den Du jetzt zu betreten im Begriffe stehst, der richtige nicht ist, und wenn er noch geebnet wäre und noch blumengeschmückter! Nur was der Mensch durch Arbeit erringt, das ist wirklich sein: und wenn Dir in diesem Augenblick eine Krone auf den Kopf fiele und wenn Du mit dieser Krone das Glück des Menschengeschlechtes machen könntest, so müßtest Du der honette Kerl dazu sein, sie gar nicht anzunehmen. Werde Politiker, werde Staatsmann, werde Minister, wenn Du kannst, ja Präsident der Republik, ich gönne es Dir, und glaube, da nothwendig wieder einmal die Zeit kommen muß, wo Verstand, Rechtschaffenheit und edler Wille genügend sind, die Welt zu regieren, daß Du das Zeug dazu hast. Aber was Du auch wirst, werde es immer nur aus eigener Kraft! geh' keine Hintertreppen! stütz' Dich

auf keine Gunst der Minister, stütz' Dich allein auf das, was Alles ist, Alles hat, Alles kann, das Volk!

ACHTES KAPITEL. CLUBGESCHICHTEN.

Zum Beispiel, schaltete Florentin ein, indem er nachlässig die Arme über die Stuhllehne zurückschlug, auf den Club der Wahrhaften . . .

Diese Einschaltung war viel malitiöser, als sie sich dem Wortlaut nach anhörte. Auf den großen Triumph, welchen Felix vor Kurzem in dem genannten Club errungen, und der, wie wir uns entsinnen, Niemand mehr überrascht hatte als ihn selbst, hatte er gleich darauf auch den Wankelmuth und die Unzuverlässigkeit erfahren sollen, welche von derartigen Versammlungen nun einmal unzertrennlich sind. Jener Redner dritten Ranges, welcher von dem Poeten auf so schmäbliche Weise aus dem Sattel gehoben worden war, hatte einen der nächsten Abende, wo Felix durch die sich neu anknüpfende Bekanntschaft mit dem Hause des Ministers am Besuch des Clubs verhindert war, benutzt, einige formelle Bedenken gegen die Rechtsgiltigkeit des neulichen Beschlusses zu erheben. Wir wissen, daß der sehr ehrenwerthen Gesellschaft der Wahrhaften nichts erwünschter war, als dergleichen formelle Streitigkeiten. Und da nun auch die Meisten sich bereits angefangen hatten, der Begeisterung zu schämen, welche sie neulich empfunden, und da es doch bedenklich schien, ob Felix nicht ein verkappter Reactionair und ob jener Beschluß nicht den ohnedies schon höchst zweideutigen Liberalismus der Wahrhaften

neuerdings dem Spotte seiner Gegner bloßstellen würde, so ergriff man mit großer Begier die Veranlassung, über die ganze Angelegenheit – zur Tagesordnung überzugehen; auch dies eines der beliebtesten Manoeuvres im Club der Wahrhaften, mit welchem die meisten seiner Haupt- und Staats-Actionen ihre schließliche Erledigung fanden. Freilich wäre es für Florentin ein Leichtes gewesen, durch sein persönliches Ansehen so wohl, wie in seiner Eigenschaft als Vorsitzenden sich des abwesenden Felix anzunehmen und den einmal gefaßten Beschluß aufrecht zu erhalten. Allein auch ohne weitere Auseinandersetzung wird der geneigte Leser uns glauben, daß er seine guten Gründe hatte, dies nicht zu thun. Hermann, der es versuchte, machte die Sache nach seiner derb zugreifenden, fahrigen Manier nur noch schlimmer; in sehr gerechtem, aber auch sehr unklugem Unwillen über die Charakterlosigkeit der Versammlung, sagte er derselben eine solche Masse Sottisen, daß sie jetzt erst recht Grund zu haben glaubte, ihren Enthusiasmus für Felix herabzustimmen und den früher gefaßten Beschluß, der in der That nur diesem Enthusiasmus seinen Ursprung verdankte, wieder aufzuheben. Sogar dem Redner dritten Ranges gelang es in dieser Stimmung einen erklecklichen Sieg über Hermann davonzutragen, womit der Gerechtigkeit denn nach allen Seiten hin genügt war. –

Felix war beiweitem nicht eitel genug, sich über diese Wendung der Dinge eigentlich zu kränken. Aber ganz gleichgiltig ließ sie ihn dennoch nicht; er schämte sich nicht über die Niederlage, welche man ihm hinterrücks

beigebracht, sondern nur darüber, daß er solch ein Thor gewesen, einer derartigen Versammlung dies innersten Geheimnisse seines Herzens seine edelsten Wünsche, glühendsten Hoffnungen preiszugeben. Sein Stolz gebot ihm freilich, sich gerade nach diesem Vorfall den Sitzungen des Clubs nicht völlig zu entziehen. Doch besuchte er sie mit jeder Woche spärlicher und hielt sich auch dann ganz in derselben Verborgenheit, wie zuvor. Ja sogar nur den Club nennen zu hören, war ihm peinlich.

Dies eben wußte Florentin, und darauf war der Pfeil gerichtet, den er gegen unsern Freund abdrückte, indem er ihm den Club der Wahrhaften als Grundlage seiner künftigen politischen Wirksamkeit empfahl.

Hermann nahm den hingeworfenen Handschuh mit gewohnter Leidenschaftlichkeit auf.

Nein, nicht auf den Club der Wahrhaften, rief er, noch auf irgend einen andern Club! Clubs, mein Herr Baron von Blotz, sind gut für solche praktischen Talente, wie das Ihre; Idealisten, wie Sie unsern Freund zu nennen belieben sollten sich immer nur an das Allgemeine, an das Volk im Ganzen und Großen hatten. –

Freilich, wiederholte Florentin mit demselben unerschütterlichen Sarkasmus: Luftschiffer müssen in der Luft fahren, das ist ganz in der Ordnung . . .

Und Maulwürfe in der Erde graben, rief Hermann mit wachsender Heftigkeit: jeder Mensch und jedes Thier hat sein Element, Sie haben ganz recht, Herr Baron, in welches er gehört – –

Und unser Element hier ist der Wein, sagte Herr Anton Wachtelhuber, indem er auf stilles Zuwinken der Schwester, welche diesem Streit um jeden Preis gern ein Ende machen wollte, eine neue Flasche nebst frischen Gläsern auf den Tisch stellte: ich bin sonst ein schweigsamer Mann, wie Sie wissen, meine Herren, und pflege die Unterhaltungen nur durch ein unwillkürliches und bewußtloses Schnarchen zu stören, für welches ich Sie auch oft genug um Verzeihung bitte. Diesmal aber müssen Sie mir schon erlauben, daß ich mich geradezu hineinmische: der Wein hier (in dem er den goldenen Nektar in die Gläser perlen ließ) hat es an der Eigenschaft, daß er Streit und Zank unter den Trinkern nicht vertragen kann; es ist ein Friedensweinchen, aus dem gesegneten Jahre Elf, wo nach langem Zwiespalt die Waffen wenigstens in Deutschland ruhten und bloß das künftige Elend in Gestalt des Kometen vom Himmel drohte. Diese Blume ist zu fein, dieses Feuer zu mild, das kann die schwere Luft politischer Dispute nicht vertragen – Angestoßen, meine Herren, auf was Sie wollen, mir ist Alles gleich, ich bin ein Mensch ohne alles Vorurtheil. Aber wenn es Ihnen gleich ist, und da ich nur noch funfzig Flaschen von diesem auf dem Lager habe, so dünkte ich, wir ließen den Kometen von Anno Elf leben! Der Komet von Anno Elf, meine Herren, und daß recht bald wieder so einer kommt!

Damit blinzelte er vergnügt zu seiner Schwester hinüber, ob er seine Sache so gut gemacht; er hatte dem armen Frauenzimmer so viel Elend und Kümmerneiß bereitet, daß es ihm selbst eine wahre Erquickung war, wenn er ihr auch einmal in etwas zu Gefallen leben konnte. Aber nur freilich viel Anstrengung durfte es ihn nicht kosten . . .

Diesmal wurde sein Zweck erreicht; die jungen Leute besänftigten sich, und das Gespräch, wenn es auch noch bei demselben mislichen Gegenstand verharrte, wurde doch von allen Seiten mit der wünschenswerthen Ruhe und Zurückhaltung geführt. Hermann und Felix verständigten sich, daß vor allen Dingen erst abzuwarten sei, welche Anerbietungen der Minister dem jungen Dichter machen und welche bestimmten, ausgesprochenen Zwecke er ihm vorschlagen würde. Daß Felix dieselben dann erst genau prüfen würde und sich zu nichts hergeben, was nicht mit der strengsten Ehre sowohl, als mit seinen hinlänglich bekannten Principien vereinbar wäre, darüber hegte Hermann selbst nicht den mindesten Zweifel. –

Florentin verhielt sich zu dem Allen schweigend; er machte sogar keine spöttischen Gesichter mehr, sondern sah ganz ernsthaft und gleichgiltig darein.

Nach der leidigen Gewohnheit der Hinterwäldler war es wiederum ziemlich spät geworden, als die jungen Männer endlich aufbrachen. Schon unter der Hausthür, kehrte sich Florentin plötzlich noch einmal nach Felix um.

Haben Sie auch schon die Bekanntschaft meiner Cousine Victoria gemacht? fragte er.

Die Frage war so direct, daß sich ihr unmöglich ausweichen ließ. Aber Luise, die den Gästen zum Hinausgehen leuchtete, kam ihm zu Hilfe.

Gräfin Victoria, sagte sie in Einem seltsam bezüglichem Tone, ist eine außerordentlich schöne Dame . . .

Wissen Sie das auch, mein schönes Kind? rief Florentin in seiner beliebten brüskten Manier: wo haben Sie denn meine Cousine gesehen, wenn ich fragen darf.

Neulich des Abends an der Ecke der Breitenstraße, wo Sie, Herr Baron, in Begleitung zweier Herren auf- und abgingen, und dann an eine Droschke herantraten, in welcher ich Ihre gnädige Cousine zu erkennen glaubte, erwiderte das junge Mädchen ruhig.

Florentin biß sich in die Lippen –

Gute Nacht! –

Gute Nacht! –

Die Hausthür flog zu und die drei Freunde entfernten sich schweigend jeder nach seiner Wohnung.

NEUNTER KAPITEL. EIN EHEHERR, WIE ER SEIN SOLL.

Florentin's verfängliche Frage zu beantworten, darüber also war Felix diesmal noch glücklich hinausgekommen; die Nothlüge, die ihm schon auf der Lippe schwebte, blieb für ein anderes Mal aufgespart. Aber außer Florentin gab es noch Jemand, der zwar weder fragte noch forschte und den doch nur mit der kleinsten Nothlüge

zu täuschen Felix selbst nicht den Muth besaß: das war seine Freundin, das Käthchen.

Es ist schon mehrfach gesagt worden, welchen außerordentlichen Antheil sie an dem Schicksal ihres Jugendfreundes nahm, und mit welcher Spannung sie namentlich die neueste, dem Anscheine nach so günstige Entwicklung desselben verfolgte. Aber auch wenn es noch nicht gesagt wäre müßte der Leser es doch schon aus jenem Geschäft erkannt haben, das sie sich an dem Tage, da Felix zuerst beim Geheimrath speiste, in dem Hause desselben machte, in keiner andern Absicht, als nur um zu sehen, wie ihr Freund und Liebling sich in dieser vornehmen Umgebung ausnehme. Ganz stattlich, das wußte sie zum Voraus: aber dies Wissen genügte ihr nicht, sie mußte ihn auch sehen, mußte ihm heimlich zulächeln, sie, das kleine, unbeachtete Nähtermädchen, dem gefeierten Poeten dicht unter den Augen seiner geistreichen vornehmen Gönnerin, mußte es nun ja, weil er eben ihr Freund und Liebling war!

Und doch sollte diese kleine unschuldige List ihr eine recht verdrießliche Scene herbeiführen. So unbefangen die Geheimräthin sich gestellt hatte, so war ihr doch weder der eigenthümliche Blick des jungen Mädchens, noch das unwillkürliche Zusammenfahren ihres neuen Günstlings entgangen. An und für sich würde sie vielleicht weiter keinen Werth darauf gelegt haben; ein hübsches rundes Gesichtchen mit ein Paar schelmischen Augen, wie Käthchen's, und ein stattlicher geputzter junger Mann, du lieber Himmel, sind das nicht zwei Pole, zwischen

denen ein gewisses elektrisches Fluidum sich ganz von selbst und ohne alle weitere Vorbereitung entwickelt? Die Geheimrätthin dachte in diesen Dingen innerlich weit milder, als sie es öffentlich auszusprechen pflegte; hatte sie auch selbst auf das Glück der Liebe verzichtet und sich in die Prosa einer nüchtern verständigen Ehe finden müssen, so verstand sie doch wenigstens noch die Leidenschaft Anderer und hatte Nachsicht, Mitleid wenigstens mit einem Spiel, von dessen Süßigkeiten sie leider selbst schon seit Langem ausgeschlossen war. Hätte Felix eine Liebelei mit dem hübschen schelmischen Nähermädchen gehabt, und hätte er nur Kühnheit genug besessen, Frau Geheimrätthin Haberland zur Vertrauten dieser Liebelei zu machen – die Rolle der Vertrauten hatte für diese Dame so viel Anziehendes, daß sie ihm vermuthlich darüber selbst die Liebelei würde verziehen haben; sie würde sich in der Stille scandalisirt haben über den schlechten Geschmack, der bis zu einem Nähermädchen herabsteigen konnte, würde aber übrigens ein Auge zugedrückt und sich damit getröstet haben, daß die Männer eben alle nicht besser, wenigstens so lange nicht, als sie selbst noch jung und liebenswürdig sind.

Allein ein so unerwarteter wie zufälliger Umstand sollte diese naive Auffassung völlig trüben. Herr Geheimrath Haberland war, wie sich von einem so exacten Beamten ganz von selbst verstand, ein überaus verschwiegener Mann. Er selbst that sich auf diese seine Verschwiegenheit nicht wenig zu Gute; ja er nahm keinen Anstand, die Verschwiegenheit für das eigentliche Kennzeichen den

Gradmesser gleichsam eines wahrhaft männlichen Charakters zu erklären. – Schade nur, daß der würdige Mann dabei ein Einziges außer Acht ließ: nämlich daß die Frau zwar das ›andere Ich‹ des Mannes, aber doch nur immer erst das andere. Im gewöhnlichen Lauf der Dinge war er wirklich von außerordentlicher Verschwiegenheit; er hätte sich können wie der heilige Laurentius auf einem Roste braten, oder wie Sanct Nepomuk in's Wasser werfen lassen, bevor er ein anvertrautes Geheimniß verrathen hätte, – blos ausgenommen seiner Frau. Diese gehörte, nach seiner redlichen Auffassung der Ehe, so sehr zu ihm selbst, und bildete so sehr einen Theil seines eignen Wesens, daß es ihm nicht im Traume einfiel, seine übrigens so unerschütterliche Verschwiegenheit auch bis auf sie auszudehnen. –

Fragen freilich durfte ihn auch die Geheimrätthin nach nichts, selbst nicht nach der geringfügigsten Kleinigkeit; es wäre das sicherste Mittel gewesen, ihn wirklich vollständig verschwiegen zu machen. Auch war er weit davon entfernt, ihr Alles, was er erfuhr, oder was ihm am Herzen lag, sofort und ohne Zaudern mitzutheilen, keineswegs! War es eine Schwäche des vortrefflichen Mannes, daß er seiner Gemahlin nichts verschweigen konnte, so unterlag er dieser Schwäche doch nicht ohne Kampf; es dauerte regelmäßig zwei, drei Tage, ja bei ganz besonders wichtigen Geheimnissen auch wohl eine ganze Woche, bevor sich das Siegel seiner Lippen löste, und auch

dann that er es jedesmal nur mit der außer ordentlichsten Feierlichkeit unter Beschwörungen und Verwarnungen, als ob dies wirklich das erste und allereinigste Mal wäre, daß er seiner Frau etwas anvertraute.

Die Geheimrätthin, welche seine Eigenthümlichkeit kannte, hütete sich wohl, ihn durch vorwitzige Fragen oder Aufmunterungen darin irre zu machen. Sie merkte zwar sehr deutlich jedesmal, wenn wiederum ein neues Geheimniß in Anzug war; es war dann eine gewisse Unruhe, eine gewisse quecksilberne Beweglichkeit in dem sonst so feierlichen, gemessenen Manne, die Knospe der Vertraulichkeit rang so sichtlich darnach, sich aufzuschließen, es gab da so ein eigenthümliches Spitzen, Dehnen, Schnalzen der Lippen, ein Husten und Räuspern, ein Ansetzen und Wiedezurücknehmen, daß es sie oft in der Stille belustigte. Wehe ihr aber auch, wenn die Frucht endlich reif war, und sie dieselbe nicht mit all der Andacht und der Verwunderung entgegennahm, die der Geheimrath für diese äußersten Beweise seines Vertrauens von ihr verlangte! Es war dies sei einziger Punkt, welchem der übrigens so musterhafte Ehemann nicht nur höchst empfindlich, sondern auch alsdann höchst ungerecht und unleidlich werden konnte. –

Dies verheißungsvolle Blitzen und Zwinkern hatte auch jetzt wieder um den Mund des alten Herrn gespielt, genau seit dem Morgen, da er Felix seinen ersten Besuch gemacht hatte. Die Geheimrätthin hatte das natürlich nur auf dasjenige bezogen, was er etwa über den jungen Mann im Allgemeinen in Erfahrung gebracht; daß

dieses Wetterleuchten zunahm, sowie die Rede sich etwa zufällig auf Käthchen wandte, war ihr entgangen.

Endlich nach zwei oder drei Tagen brach er los. Es war beim Nachmittagskaffee, das Schläfchen war gehalten, die Zeitung gelesen und überhaupt jener Zustand behaglichster, friedfertigster Abspannung eingetreten, in dem auch die eisernsten Herzen sich zu erweichen pflegen.

Siehst Du, mein Schatz, sagte der Geheimrath, nachdem er sorgfältig an der Thür nach gesehen, ob sie auch völlig unbelauscht: Du willst mir das immer nicht glauben, wenn ich sage, die stillen Wasser sind die tiefsten, und kein Herz ist so einfach, zumal kein Weiberherz, es hat doch seine verborgenen Winkel . . .

Guter Geheimrath, hättest Du doch in diesem Augenblick weniger tief nachgedacht über das, was Du zu sagen im Begriffe standest, und dafür genauer auf das Antlitz Deiner Gemahlin geachtet! Du hättest da ein Lächeln entdecken können, ein sehr leises, sehr verrätherisches und zugleich sehr schmerzliches Lächeln . . .

Aber der Geheimrath merkte nichts wie er all die Jahre ihrer Ehe nichts gemerkt hatte, und fuhr unbekümmert fort:

Das Käthchen, das Kind – solltest Du es für möglich halten? Nun, ich sage nicht, daß sie etwas Böses gethan hat, oder auch nur er was Böses gedacht – dazu sind ihre Augen zu gut, wahrhaftig, viel zu gute Augen hat sie dazu! Aber hättest Du es für möglich gehalten? Treffe ich das kleine Ding da vorgestern früh bei dem Felix, dem

Poeten – ein recht talentvoller junger Mann ein recht braver junger Mann der Felix; auch zweifle ich wie gesagt, nicht im Mindesten daran, daß Alles vollkommen in Ehren und Züchten zugegangen. Aber lieb ist es mir, offen gestanden, doch nicht, und zwar um des jungen Mannes selbst willen; Verhältnisse dieser Art in so jungen Jahren und bei dieser Unsicherheit der äußern Lage taugen nun einmal nicht, schlechthin nicht, mein Schatz! Das vortrefflichste Talent, der edelste Charakter gehen dabei zu Grunde, auf mein Wort, ich habe das erfahren – o wie erfahren . . . !

Der Geheimrath schien bei diesen Worten in sehr schmerzliche Erinnerungen versunken. Gleich darauf indessen erheiterte er sich wieder, indem er mit Lachen sagte:

Und mir einreden zu wollen, es wäre seine Schwester! Als ob ich nicht wußte, daß er Felix Berghold heißt, und sie Kätchen Meinhart! O diese jungen Leute sind doch wirklich ein wenig gar zu einfältig!

Man kann sich denken, wie die Geheimrätin bei dieser Entdeckung die Ohren spitzte; es war nicht mehr bloße weibliche Neugier, die Neuigkeit hatte auch noch ein anderes Interesse für sie, noch ein anderes Project war in Gefahr, dadurch gekreuzt zu werden, über das wir binnen Kurzem noch in's Klare kommen werden . . .

Von diesem Interesse gestachelt, nahm sie das junge Mädchen bereits am nächsten Tage förmlich in's Gebet. Kätchen, ihrer vollkommensten Unschuld bewußt, fand

nicht die geringste Veranlassung, irgend etwas zu leugnen oder zu verbergen.

Wir sind Landsleute, sagte sie, Jugendgespielen, soweit ich zurückdenken kann, hat er mich seine Schwester genannt, so hat er mir nur den Namen gegeben, auf den ich durch meine innige, treue Anhänglichkeit an ihn in der That Anspruch habe, wie er sich durch die innige, wahrhaft brüderliche Sorgfalt, die er mir in allen Stücken widmet, seit Langem Recht und Namen eines Bruders erworben hat. Wir sind Bruder und Schwester, ja; gemeinsames Glück, gemeinsame Leiden haben uns dazu gemacht, und kein Wechsel des Schicksals und kein Spott der Menschen wird dies edle Band zwischen uns zerreißen!

Es soll auch nicht zerrissen werden erwiderte die Geheimrätthin gleichmüthig. Aber nun sorgen Sie auch dafür, mein gutes Käthchen, daß es in der That niemals mehr wird als nur ein geschwisterliches Band. Der junge Mann hat eine Zukunft, sag' ich Ihnen; Sie sehen doch wohl selbst ein, Käthchen, daß Sie bei Ihren Verhältnissen und Ihrer Bildung nicht die Person sind, sich wie ein Bleigewicht an den Flug dieses Genius zu hängen?

ZEHNTES KAPITEL. GESTÄNDNISSE.

»Der junge Mann hat eine Zukunft, und das sehen Sie doch selbst ein, daß Sie bei Ihren Verhältnissen und Ihrer Bildung nicht die Person sind, sich wie ein Bleigewicht an den Flug dieses Genius zu hängen?« –

Wie ein Dolch waren diese Worte, gesprochen mit der vornehmsten, kältesten Miene, deren die Geheimrätthin fähig war in Käthchen's Seele gedrungen. Ganz gewiß sah sie das ein, so sehr, daß sie selbst noch nie daran gedacht hatte, es könnte anders sein; sie wußte, o ganz gewiß wußte sie, daß sie nur ein armes, unbedeutendes Mädchen war, das nicht den mindesten Anspruch an Felix' Zukunft hatte. Aber eben weil sie das so sehr wußte, weil sie in kindlicher Demuth sich ihm so tief untergeordnet fühlte, weil sie die Nähe des theuren Jugendfreundes als das unverdiente und ach! doch fast schon unentbehrliche Glück ihres Lebens empfand: darum eben empfand sie es auch doppelt schmerzlich, auf so rohe, unfreundliche Weise daran erinnert zu werden. War es nicht genug, daß sie selbst sich tausendmal gesagt hatte, sie könnten und dürften einander nicht mehr sein als Bruder und Schwester? mußte auch noch ein fremder Mund dies innerste Geheimniß ihres Daseins ausschreien und sie warnen und bedrohen um etwas, was schon längst der freie Entschluß ihres Herzens, die eigene Wahl ihrer Liebe war?

Und doch war noch ein Zweites, das that ihr fast noch weher als diese Aeüßerung: nämlich daß die Geheimrätthin ihr auf's Strengste verboten hatte, von diesem ganzen Gespräch an Felix etwas mitzutheilen. Sie war freilich vom ersten Augenblick an ziemlich entschlossen, dies Verbot nicht zu halten; so lange sie zurückdenken konnte, hatte sie kein Geheimniß vor Felix gehabt, wenigstens keins, worüber sie sich selbst im Klaren war – wie hätte

sie denn jetzt, gerade jetzt, wo er ihr solch unbegrenztes Vertrauen erwiesen und sie zur Mitwisserin seines wichtigsten Geheimnisses (des Namentausches) gemacht hatte, dieses sein Vertrauen auf so unwürdige Weise hintergehen können? Aber schon daß man ihr dergleichen zutrauen, daß eine Frau den Versuch machen konnte, ihre unbedingte Treue und Hingebung gegen den werthen Freund zu erschüttern und sie in – sie konnte sich selbst nicht erklären, welche Geheimnisse und Intriguen gegen ihn zu verflechten, schon dies kränkte sie und goß heißen Zorn durch ihre jugendlichen Adern.

Aber wie das menschliche Herz nun einmal so seltsam ist! Als sie einige Tage später mit Felix wieder zusammentraf (es war wiederum auf seinem Stübchen in der Morgenstunde), hatte sie eigentlich nichts fester im Sinne gehabt, als ihm sogleich den ganzen Vorgang mit der Geheimrätin zu erzählen und ihn vor der, wie sie meinte, unredlichen und hinterlistigen Frau zu warnen. Wie sie nun jedoch wirklich davon anheben wollte, siehe da, da fehlte ihr im Augenblick das rechte Wort. Das ging ihr öfter so und zwar gerade bei dem, was ihr am Allermeisten am Herzen lag; ich bin nur so einfältig, tröstete sie sich selbst, wenn ich nur erst länger bei ihm bin, und sein gutes Gesicht mich wieder zutraulich gemacht hat, wird mir die richtige Wendung schon einfallen.

Und an Zutrauen ließ der junge Mann es allerdings nicht fehlen. Sein Herz war eben voll bis zum Zerspringen von dem gewaltigen Eindruck, welchen die Bekanntschaft der Gräfin Victoria auf ihn gemacht hatte; mit den

lebhaftesten Farben schilderte er ihre Schönheit, ihren Witz, ihre Kenntnisse, den Adel ihres Benehmens, den Glanz ihrer Unterhaltung. Auch sogar, daß sie nicht ganz ohne Interesse für ihn zu sein scheine, ließ er durchblicken, zwar nur ganz so leise, so ganz verschämt nur, wie er es sich selbst gestand. Keinem Andern würde er dies gethan haben, nicht einmal dem biederherzigen Hermann: – aber vor seinem Käthchen, wie hätte er können vor der ein Geheimniß machen aus irgend etwas, das er empfand?!

Es war ein rechtes Glück, daß Felix so vertieft war in seine eigene Erzählung: so sah er doch wenigstens nicht, wie das arme Kind während dessen mehr und mehr erblaßte, wie die schelmischen Augen ganz matt, ganz dunkel wurden, wie die kleinen fleißigen Händchen sich unwillkürlich falteten, und das sonst so muntere, kecke Köpfchen sich neigte, gleich einer Blume, welche der Nachthauch getödtet hat . . .

Dennoch, als ihr Freund seine Erzählung endlich vollendet hatte, stand sie wieder ganz aufrecht, mit ganz frischem Antlitz und ganz klaren, leuchtenden Augen da.

Das muß ja eine prächtige Dame sein, sagte sie, wie schade, daß ich sie nicht kenne, und wie angenehm für Dich mein Felix, daß Du sie kennen gelernt hast! Ja solche Bekanntschaft hat Dir bis jetzt gefehlt; gib Acht, wie die die Funken Deines Geistes herauslocken, wie Dein Talent sich in dieser anregenden Nähe beleben und erfrischen wird! So schön, so reich, so gebildet, und wenn sie dazu auch noch treu und wahr empfinden kann – o

wie schade, Felix, daß sie eine Gräfin ist, das wäre ja bei Gott ein Weib für Dich –

Was Du da schwatzest, rief Felix unwillig: Ihr Frauenzimmer habt doch nichts in Gedanken, als nur immer gleich Verloben und Heirathen! Nicht auf tausend Meilen hat meine Seele an so etwas gedacht, es ist eine interessante Bekanntschaft, weiter nichts –

Aber trotz des völlig ernsthaften Tones, mit dem diese Versicherung herauskam, vermochte Käthchen doch nicht die alte Unbefangenheit wieder zu gewinnen, Ihrem Freunde den Vorfall mit der Geheimrätthin zu entdecken, wäre ihr unter diesen Umständen geradezu unmöglich gewesen; ja sie mußte sich Gewalt anthun, Felix nur über ihre übrigen Angelegenheiten Rede und Antwort zu stehen.

ELFTES KAPITEL. DIE RECOGNOSCIRUNG.

Darunter war das Erste die Angelegenheit wegen der Singeschule. Der geneigte Leser entsinnt sich des Briefes, welchen Signora Nardini, pensionirte fürstliche Hofopernsängerin, wie auch Mitbewohnerin von Felix' Hause, an das junge Nähtermädchen gerichtet hatte, ingleichen auch des Versprechens, welches Felix in dieser Hinsicht übernommen.

Um demselben mit möglichster Gewissenhaftigkeit nachzukommen, hatte es ihm das Zweckmäßigste geschienen, persönliche Nachforschungen über Charakter, Ruf und Stellung der genannten Dame anzustellen. Als die nächste und bequemste Quelle dazu betrachtete er

seinen ausgezeichneten Freund, den Hausmeister; wer konnte mit den Verhältnissen der einzelnen Hausbewohner vertrauter, wer von ihrem Ruf und ihrem moralischen Werthe besser unterrichtet sein, als diese Perle der Thürsteher, der allwissende, Alles erspähende Herr Jakob Holznagel? Wegen des neulich vergessenen Trinkgeldes hatte Felix ihn bereits auf so gründliche wie glaubhafte Weise beruhigt und ihrer Freundschaft dadurch einen neuen, sehr wesentlichen Anhalt gegeben; die vornehmen Besuche und Meldungen, die er seit einiger Zeit empfing und die schon die Registrators Wittve in lautes Entzücken versetzten, konnten noch weniger auf einen Mann von Herrn Holznagel's Charakter ohne Wirkung geblieben sein; Felix durfte darauf rechnen, von ihm völlig als Freund behandelt und mit durchaus zuverlässiger Auskunft versehen zu werden,

Ob die Madame Nardini eine honette Frau ist? wiederholte der Hausmeister mit jenem Ausdruck von Majestät und Würde, der ihn vor allen andern seines Standes auszeichnete, indem er das halbgelesene Zeitungsblatt vor sich niederlegte und mit der Linken die schwarz eingefassten Wagenräder (seine Brillengläser meinen wir) weit in die Stirne zukückschob: ich habe die Ehre, Ihnen zu erwidern, mein Herr Felix, daß wenn Jemand anders, als Sie, den ich von Tag zu Tag mehr als einen charmanten jungen Mann kennen lerne, voll politischer Einsicht, diese oder eine ähnliche Frage an mich richtete, ich darin eine höchst freventliche Beleidigung erblicken würde.

In dem Hause, welchem ich, Jakob Holznagel, als Hausmeister vorstehe, wohnen überhaupt allemal nur honette Leute; es ist ganz einerlei, ob es dies Haus ist oder jenes, von einem Stockwerk oder sieben, ein Eckhaus oder ein Seitengebäude, in der Stadt oder in der Vorstadt, genug, wo Jakob Holznagel Hausmeister ist, da ist allemal ein honettes Haus, und kann die Frage ob es ein honettes Haus ist, und ob die Leute, welche darin wohnen, honett sind, gar nicht aufgeworfen werden. Was nun speciell die Madame Nardini anbetrifft, fuhr er fort, nachdem er für einen Augenblick die Brillengläser wieder heruntergeklappt und Felix einige Secunden lang starr damit angeblickt hatte – so kann ich Ihnen nur das sagen, daß Madame Nardini eine Frau ist von durchaus loyalem und achtunggebietendem Charakter; sie hält drei Zeitungen, welche fast regelmäßig in meiner Loge vergessen werden, zwei deutsche, die ich lese, und eine französische, die ich leider nicht lesen kann, aber ebenfalls behalte. Es ist wahr, Madame Nardini empfängt viel Besuch, außerordentlich viel Besuch, aber es ist lauter ehrenwerther und honetter Besuch, der die Verdienste, die ich um das Haus habe, zu würdigen versteht, und selten an meiner Loge vorüberschreitet, ohne mir einen klingenden Beweis seiner Achtung mitzutheilen – Lassen Sie nur gut sein, es hat nichts zu sagen, unterbrach der Hausmeister sich hier selbst, in dem er sah, wie Felix bei diesen Worten lächelte: in politisch aufgeregten Zeiten kann eine derartige Vergessenheit auch dem Besten arriviren, und abgesehen davon, daß Ihre Freigebigkeit mich seitdem

hinlänglich entschädigt hat, war auch die Neuigkeit, die Sie mir damals mittheilten, schon unter Brüdern eine Gefälligkeit werth. Ich weiß zwar eigentlich nicht mehr so ganz genau, was es war: aber nur von den – Gott sei bei uns – den Russen, von denen war es etwas, das weiß ich noch, und daß ich die ganze Nacht darauf nicht habe schlafen können . . .

Und dann auf einmal, als ob er sich in eine ganz entgegengesetzte Gedankenreihe verloren hätte:

Aber was wollen Sie denn eigentlich von der Madame Nardini? fragte er mit einem unendlich piffigen Gesicht, indem er den Deckel der Schnupftabackstose hin- und herschraubte, daß er quiekte wie ein junges Ferkelchen – was wollen denn Sie eigentlich von der Madame Nardini, mein guter Herr Felix?

Ich? in der Welt nichts, erwiderte Felix zerstreut: es ist nur wegen eines jungen Mädchens . . .

Herr Jakob Holznagel hatte die Dose endlich wirklich geöffnet; die langen runzeligen Finger tief in das schwarze Pulver versenkend, und die gewaltigen Nasenlöcher eifrigst damit anfüllend, indem er zugleich mit größter Ernsthaftigkeit vor sich niederblickte, erwiderte er:

Wegen eines jungen Mädchens? –

Hier verstummte er, wühlte dann noch einmal in dem Taback, schnupfte, hustete, wischte sich die Thränen aus den Augen –

Ja so, fuhr er dann fort, da sind Sie bei der Madame Nardini gerade vor der allerrichtigsten Schmiede, da

kann ich Ihnen gar keinen bessern Rath geben, als bemühen Sie sich selbst zu ihr, Herr Felix . . .

ZWÖLFTES KAPITEL. DIE SINGESCHULE.

Felix befolgte den Rath; er ließ sich bei Madame Nardini melden. Wir kennen bereits den rothen Turban, sowie die großen falschen Zähne, mit denen sie ihn holdselig anlächelte.

Schon längst, sagte sie, indem sie den jungen Mann neben sich auf die etwas verschossene Ottomane lud, mit einer Handbewegung, die ehemals, da diese Hand jung gewesen, beim Schein der Theaterlampen, sich sehr graziös ausgenommen haben mochte, jetzt aber weder zum Ort noch zur Person mehr recht passen wollte – schon längst hat es mich verlangt, die Bekanntschaft eines so ausgezeichneten jungen Mannes zu machen. Es ist nicht recht von Ihnen, Herr Felix, in der That nicht recht, daß Sie immer so stolz an der Thür einer Hausgenossin vorübergegangen sind, die doch auch gewissermaßen eine Kunstgenossin ist – ich meine gewissermaßen, in einigem Betracht, Sänger und Dichter – *o Dio!* wie sagt doch der so schön, der da, Ihr Landsmann? Ich habe den schlimmen Fehler, diese barbarischen Namen nicht behalten zu können – aha, jetzt hab' ich's: drum soll der Dichter mit – ach nein, es war doch etwas Anderes, *mille pardons*, ich habe mich geirrt . . .

Es ist dabei noch zu bemerken, daß dies Alles in dem widerwärtigsten Dialekt, einem Gemengsel von Deutsch,

Italienisch, Französisch gesprochen ward, mit dessen genauerer Wiederholung wir den Leser um deshalb verschonen, weil es in der That gar zu geschmacklos und widerwärtig klang. Felix, durch diesen Eingang nur wenig erbaut, entschuldigte sich ziemlich kühl.

Sie sind sehr gütig, Madame, sagte er, aber wie konnte ich nur voraussetzen, daß Sie wüßten –

Daß Sie ein berühmter Poet sind? ein ausgezeichnete Dichter? ein Mann von dem allerungeheuersten Ruf? – kreischte die Signora, indem sie sich in einer Art von Entzückung so heftig hintenüberwarf, daß Felix nicht nur für den rothen Turban, sondern auch für die Sophalehne fürchtete: o mein Himmel Sie denken auch gar zu gering von mir, gar zu gering! Ich darf Sie versichern, daß ich seit vier Tagen kaum etwas Anderes gehört habe, als Ihren Namen –

Seit vier Tagen? fragte Felix verwundert: wie komme ich zu der Ehre, gerade seit vier Tagen der Gegenstand Ihrer Aufmerksamkeit zu sein?

Die Sängerin hatte hier offenbar etwas gesagt, was sie eigentlich nicht sagen wollte; sie biß sich in die Lippen, oder vielmehr, sie machte den Versuch dazu. Denn da ihre Lippen viel zu schmal und die hervorstehenden falschen Zähne viel zu groß waren, so gelang es ihr nicht völlig und mußte sie es daher bei einer höchst komischen Gebärde, mitten inne zwischen Gähnen und Beißen, bewenden lassen – Doch wußte sie sich noch gut genug aus der Verlegenheit zu helfen.

Sagte ich Tagen? Ah nun sehen Sie, wie schwer es uns ereins fällt, diese barbarische Sprache zu erlernen – Monate meinte ich, vier Monate, gerade seit so lange ich die Ehre habe, mit Ihnen in einem Hause zu wohnen – ach freilich, freilich, setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu, während die mit Ringen dichtbesetzten Finger mit einem Medaillon tändelten, welches in Thalergröße an dem hageren Busen herniederhing: es gibt Seiten, wo Monate uns zu Tagen werden, und andere, wo Tage uns wie Monate erscheinen! *Ahi la bellezza di gioventù!*

So poetisch dieser Stoßseufzer auch gemeint war, so fand unser Dichter doch keine Veranlassung, weiter darauf einzugehen; vielmehr wandte er sich jetzt unmittelbar zu dem Gegenstande, welcher ihn hierher geführt. Er stellte sich als ein naher Verwandter des jungen Mädchens dar, welchem Madame Nardini jenes so höchst zuvorkommende Anerbieten gemacht. Aber gerade in dieser Eigenschaft als Anverwandter halte er sich auch verpflichtet, nähere Rücksprache deshalb mit der Dame zu nehmen und sich über Veranlassung wie Zweck des Anerbietens aufzuklären.

Veranlassung? Grund? Motiv? kreischte die Sängerin in einem Paroxysmus, der alles Bisherige weit hinter sich ließ: ah mein Herr Felix, was denken Sie von mir? wofür halten Sie mich? Sie sind hier in der Wohnung einer redlichen Frau, einer Frau, die in ihrer Blüthezeit vor Kaisern

und Königen gesungen hat, und hat Medaillons und Arm-
bänder von ihnen erhalten und einmal sogar ein brillan-
tenes Diadem, das war von einem apanagirten Prinzen,
der aber nämlich eine recht hübsche Apanage hatte . . .

Nur mit Mühe und nicht ohne mannichfache Erinne-
rungen und Winke von Seiten des jungen Mannes fand
Madame Nardini sich aus diesen ihren Jugenderinnerun-
gen wieder zurecht. Von den Brettern geschieden, aber
darum noch nicht aus dem Reiche der Kunst selbst, sag-
te sie, sei es der einzige Trost, der ihr geblieben, junge
hoffnungsvolle Talente, die aber der gehörigen Pflege er-
mangelten, ausfindig zu machen, und so viel es in ihren
Kräften stehe, zu entwickeln und auszubilden. Ich will
mich (fuhr sie fort) dabei keiner Uneigennützigkeit rüh-
men, welche meinem Herzen sehr wohlthun würde, die
mir aber leider von den Umständen nicht verstattet wird:
ich bilde das Gold der Stimmen und nehme dafür das
gemünzte Gold meiner Schülerinnen . . .

Das natürlichste und richtigste Verhältniß von der
Welt, um dessenwillen Ihnen Niemand einen Vorwurf
machen kann, entgegnete Felix. Aber gerade dies ist ei-
ner von den Punkten, über welche ich mich mit Ihnen
zu verständigen wünsche: – meine Anverwandte ist arm,
ganz arm, sie lebt von ihrer Hände Arbeit, und so sehr es
mich freuen würde, das musikalische Talent, das sie ohne
Zweifel besitzt, ausgebildet zu sehen und so sehnlich sie
selbst das wünscht, so – unter den Verhältnissen in denen
sie lebt und da ich selbst – beim besten Willen –

So meinen Sie, ist die junge Dame nicht in der Lage, den Musikunterricht zu bezahlen? nahm Madame Nardini den Faden der Rede auf, da Felix hier verlegen verstummte: aber wer hat denn auch gesagt, daß sie meinen Unterricht bezahlen soll? O ihr Götter, Welch eine Welt! Muß man darum, weil man Einiges um Geld zu thun genöthigt ist, nichts mehr ohne Geld thun? weil man in einigen Stücken rechnen muß, nur immer der Berechnung, niemals mehr dem Herzen folgen? Ach mein Herr, Sie sind noch so jung – welche traurige Erfahrungen müssen Sie gemacht haben, daß Sie die Welt schon so ansehen?

Das war denn nun freilich nicht die Art, den jungen Poeten aus seiner Verlegenheit herauszubringen; er stammelte Entschuldigung über Entschuldigung, und war froh, als die Dame wiederum das Gespräch an sich nahm um ihm in zusammenhängender Rede das Verhältniß auseinanderzusetzen, das sie mit Käthchen einzugehen wünschte. Zahlende Schülerinnen, versicherte sie, seien allerdings eine Nothwendigkeit für sie. Aber gerade diese könne sie sich nicht aussuchen, sondern müsse die Anmeldungen nehmen, wie sie kämen –

Sie können sich nicht vorstellen, Herr Felix, was für eine Noth man mitunter mit diesen vornehmen Damen hat, die keinen Ton besitzen, weder in der Stimme, noch im Ohr, und die doch mit Gewalt zu Sängern werden wollen – nicht eigentlich zu Sängern: aber doch so weit verlangen sie gebracht zu werden, daß sie eine Romanze am Clavier singen und wenn von der neuesten Arie die Rede ist, sich mit einem zimperlichen: ei nun,

so ein klein wenig kann ich davon auch, sich hinter das Notenblatt setzen können . . .

Da sei es nun ihre größte Freude und das wahre Labsal ihres Herzens, sich neben diesem Frohndienst einige mittellose, aber talentvolle Schülerinnen zu halten, denen sie ihren Unterricht unentgeltlich ertheilte, und welche sie dafür durch ihr Talent, ihren Eifer, ihre Fortschritte entschädigten. Für eine solche Stelle habe sie auch Käthchen erlesen; Käthchen habe eine vortreffliche Stimme und sei von der Natur zur Sängerin bestimmt, das habe sie nicht nur dem Stimmchen selbst angemerkt, wenn das gute Kind so fröhlich durch das Haus geträllert käme, sondern auch ihrem ganzen übrigen Benehmen, ihrer Gestalt, ihrem Gesicht, ihren Bewegungen merke sie das an. Natürlich sei sie weit davon entfernt, Käthchen überreden oder sie durch den Gesangunterricht von anderen nothwendigeren Beschäftigungen abhalten zu wollen. Sie sei fast immer zu Hause, Käthchen möchte zu ihr herankommen, wann es ihr bequem sei, es sollten gar keine strengen Lectionen sein, sondern nur ein Versuch, welchen Käthchen abbrechen könne, sowie es ihr gefällig oder sowie Felix, der ja doch eine Art väterlichen Rechtes über sie zu üben scheine, es für angemessen erachte.

Und da Felix auch jetzt noch immer zu zaudern schien, so setzte sie hinzu:

Damit Sie denn Alles wissen, Herr Felix – ich handle nicht völlig, oder wenigstens nicht ganz allein, aus freiem Antrieb. Käthchen hat seit Langem einen Gönner in

einer der ersten Familien der Stadt, einen alten, würdigen Herrn, der sich für ihre Ausbildung interessirt und der mir auch insgeheim den Wunsch zu erkennen gegeben hat, daß ich sie unter meine Schülerinnen aufnehmen möchte . . .

Ah nun freilich gewann die Sache ein ganz anderes Ansehen, das konnte selbstverständlich Niemand anders sein als der gute alte Herr, der Geheimrath, in dessen Hause Käthchen ja seit Langem wie ein eigenes Kind behandelt ward und der sich ja auch gegen ihn so väterlich benommen hatte . . .

Damit waren also Felix' Einwendungen erschöpft. Indem er sich in der Stille vorbehielt, dem wackern Geheimrath bei der nächsten Gelegenheit seinen Dank abzustatten, sprach er denselben auch gegen Madame Nardini aus, und erklärte ihr Anerbieten in Käthchen's Namen für angenommen. Es wurde noch verabredet, an welchen Tagen und zu welcher Stunde Käthchen sich zunächst einfinden und daß er selbst sie bei Madame Nardini einführen sollte.

Ich hoffe überhaupt, sagte die Sängerin, Sie von jetzt ab häufiger bei mir zu sehen, Herr Felix. Ich lebe einfach und schlicht, wie es einer armen Künstlerin zukommt: aber doch versammeln sich zuweilen recht muntere Kreise bei mir, Poeten, Künstler, Schauspieler, Alles, was der Genius, wenn auch nur von weitem, berührt und ein klein wenig über das Gewöhnliche emporgehoben hat –

auch recht hübsche Mädchengesichter können Sie zuweilen bei mir sehen, Herr Felix, setzte sie mit einem eigentümlich lauernenden Blicke hinzu . . .

Allein Felix' Aufmerksamkeit war in diesem Augenblick gerade von etwas Anderem in Anspruch genommen; indem er sich zum Abschied erhoben hatte und gedankenlos noch einmal das buntgeschmückte, mit allerhand Putz- und Nippessachen überladene Zimmer musterte, fiel ihm ein Billet in's Auge, das dicht vor ihm auf dem Tische lag und in dessen Aufschrift er sofort (denn er selbst hatte noch Tags zuvor eine eigenhändige Einladung zum Mittagessen von ihm bekommen) die Hand des Ministers erkannte.

Madame Nardini hatte die Richtung seines Auges genau verfolgt. Sie kennen die Handschrift? fragte sie gleichgiltig, indem sie das Briefchen in die Höhe hielt und es ihm halb hinreichte, gleichsam als ob er es lesen sollte: natürlich, ich weiß Sie sind der Liebling des Ministers und stehen in genauem Verkehr mit seinem Hause – ach, der böse Mann! Er will mir die Pension, die ich bisher vom Hofe genoß, auf die Hälfte herabsetzen, die Zeiten wären so schlecht, es ginge nicht an, daß ausgediente Sängerrinnen Pensionen bekämen, während das arbeitende Volk verhungere – er mag wohl Recht haben, der böse Mann, und jedenfalls ist es sehr liebenswürdig von ihm, daß er mir die bittere Pille durch ein höchst artiges, eigenhändiges Schreiben zu versüßen sucht.

Felix fand begreiflicherweise nicht die geringste Veranlassung, diese Auslegung zu bezweifeln; er empfahl sich

und bemerkte auch das infernalische Lächeln nicht, mit welchem Madame Nardini die Thür hinter ihm verriegelte.

DREIZEHNTES KAPITEL. DER LAUF DER WELT.

Unter andern Umständen würde Käthchen durch die Aussicht auf den Gesangunterricht sehr erfreut worden sein; mehr als sie sich selbst gestehen mochte, sehnte sie sich aus dem Druck ihrer armseligen Verhältnisse heraus nach etwas Höherem, Geistigem, woran sie ihre Seele emporrichten und wodurch sie zugleich beweisen konnte, daß sie ihres Freundes nicht ganz unwerth. In der schmerzlichen Stimmung jedoch, in welcher sie sich in diesem Augenblicke befand, hatte sie auch an dieser Aussicht nur eine halbe Freude. Und auch die halbe wurde ihr noch verdorben durch den Zusatz, mit welchem Felix seine Nachricht begleitete.

Ich werde Dich (sagte er) nun morgen bei Madame Nardini einführen, und auch in Zukunft, so weit meine Zeit es irgend erlaubt und Deine Lehrerin es für passend finden wird, dem Unterricht beiwohnen. Wir haben jetzt also einen Ort, wo wir uns anständiger und schicklicher Weise sehen können – Du weißt, mein theures Käthchen, wie glücklich Deine Besuche mich jederzeit gemacht haben, und daß es keine Gesellschaft auf Erden gibt, die mir lieber wäre als Du. Aber ich muß Dir auch frei bekennen, daß wir bei unserm Verkehr bisher wohl etwas unbefangener zu Werke gegangen sind; und weniger Rücksicht auf Welt und Menschen genommen haben, als wir es uns

selbst schuldig gewesen wären. So lange uns Niemand kannte, so lange wir, wie zwei Tropfen im Meer, ungekannt, unbemerkt inmitten dieser fremden Bevölkerung um herschwammen, so lange mochte das gehen. Jetzt indeß, da ich anfangs, in allerhand Bekanntschaften und Verbindungen zu gerathen, und da auch Du diesen Verkehr mit der Madame Nardini eingehst, wo Du ganz unvermeidlich auch noch andere junge Mädchen kennen lernen wirst, jetzt, wenn mein Gefühl des Richtigen und Schicklichen mich nicht ganz täuscht, müssen wir dem stillen Glück, das wir bisher genossen, entsagen und uns in die Formen einer Welt fügen, in die wir nun einmal eingetreten sind. Ich kann Dir nicht beschreiben wie peinlich es mir neulich war, als der rohe Mensch, der Schneider, Dich bei mir auf dem Flure traf –

Und der Geheimrath, setzte Käthchen kopfschüttelnd hinzu, für ihr Leben gern hätte sie diese Gelegenheit benutzt, ihrem Freunde das Gespräch mit der Geheimrätthin mitzutheilen . . .

Daß Dich der Geheimrath bei mir getroffen, fiel ihr Felix in die Rede, hat gerade am allerwenigsten zu sagen; er ist ein durch und durch würdiger Mann, von der reinsten, edelsten Denkungsart, und Dir, mein gutes Käthchen, ohne daß Du es weißt, wie ein Vater zugethan . . .

Felix schwankte hier, ob er Käthchen nicht entdecken sollte wer ihr eigentlich den Gesangunterricht bei der Madame Nardini vermittelt hätte. Da es jedoch bei ihm selbst ja nur erst eine Vermuthung war und da er, auch

angenommen, daß die Vermuthung richtig (was ihm freilich ganz zweifellos schien), doch immer nicht wissen konnte, ob die Entdeckung dem Geheimrath selbst angenehm so stand er nach kurzem Bedenken von diesem Vorhaben wieder ab.

Genug, sagte er, liebes Käthchen, wir müssen, so schmerzlich es uns ist, unserm Umgang einige Beschränkung auferlegen. Ich hoffe Dich nach wie vor zu sehen, nur nicht mehr, wie jetzt, auf meinem Zimmer, und nicht ohne alle Zeugen. Was ich damit opfere, mein Käthchen, weißt Du – ach, diese seligen Spaziergänge in der schönen Morgeneinsamkeit an Deiner lieben Seite – wer ersetzt mir dies? Aber ich bin es Deinem Rufe schuldig . . .

Käthchen beugte sich nieder, die Hand ihres Freundes zu küssen, so unerwartet und mit solcher Heftigkeit, daß er außer Stande war, es zu verhindern.

Wie gut Du bist, sagte sie mit erstickter Stimme, und wie besorgt um mich . . . !

Bestürzt zog Felix sie in die Höhe, dicht an sich, daß die zarte, runde Stirn, mit den krausen braunen Löckchen, dicht bis an seine Lippen reichte. Wie gern hätte er die Lippen darauf gepreßt! wie gern mit einem innigen, herzlichen Kuß die wahrhaft andächtige Zuneigung besiegelt, die er für die Freundin empfand, und deren er sich selbst niemals bewußter gewesen als in diesem Augenblick! Aber nein, diese Stirn war zu keusch, zu edel, er wagte es nicht, vermochte es nicht –

Nur ganz leise legte er seine Hand auf ihre Stirn und richtete mit der andern das kleine, runde, rosig angehauchte Kinn in die Höhe.

Du bist mein gutes Käthchen, sagte er, und ich bin Dein treuer Bruder Felix, und so soll es unter uns bleiben allezeit . . .

Schweigend gingen die Beiden die Treppe herunter; Herr Holznagel, der bei jedem Tritt auf der Treppe eiligst mit dem Kopf aus der Loge fuhr, zog ihn sogleich wieder zurück – theils kannte er das junge Pärchen ja hinlänglich, theils wollte er auch ein gewisses unbeschreibliches Lächeln verbergen, das bei dem Anblick desselben über seine ehrfurchtgebietenden Züge dahinglitt. –

Erst als sie auf der Straße angekommen waren, und Käthchen, die eben wieder bei der Geheimräthin zu thun hatte, sich zum Abschied rüstete, nahm Felix das Wort noch einmal.

Es ist doch ein rechter Jammer eigentlich, sagte er, daß Dein armer Vater so krank ist und keinen Dritten um sich duldet; wenn das nicht wäre, und ich dürfte Dich in Deinem Hause besuchen, welche glückliche Stunden könnten wir zusammen erleben!

Guter Felix! sagte das Mädchen gerührt, setzte jedoch gleich darauf mit ernsterer Stimme hinzu: Aber das ist nun so und läßt sich von uns nicht ändern; mein armer Vater ist kränker als jemals, und jedes neue Gesicht, das unerwartet oder ungerufen zu ihm in die Stube träte,

könnte seine Krankheit zum furchtbarsten Ausbruch steigern. Ich bin nun einmal ein armes, unglückliches Mädchen – mache Dir weiter keine Gedanken darüber, und laß Dich durch mich von nichts abhalten und in nichts stören, was Du sonst zu Deinem Wohle für nöthig hältst.

Noch ein flüchtiger, fast kalter Händedruck von Seiten des jungen Mädchens – und sie eilte dahin. Felix blickte ihr lange nach, ihr trübes Schicksal ging ihm zu Herzen, und doch sah er keine Möglichkeit, wie dasselbe zu ändern wäre.

VIERZEHNTE KAPITEL. SORGEN UND ZWEIFEL.

Am wenigsten jetzt, wo sein eigenes Schicksal, trotz der günstigen Aussichten, die sich ihm eröffnet, noch ungewiß auf ihm lastete. Ja gerade diese Ungewißheit war die Last. Es war etwas Aehnliches wie die bekannte Geschichte von Johann dem muntern Seifensieder. Wie harmlos war Felix gewesen, mit wie heiterm Muthe hatte er in die Zukunft gesehen, da diese Zukunft noch gleich einem unbeschriebenen Blatte vor ihm lag und wie viel Sorgen machte, mit wie viel Plänen, Zweifeln, Entwürfen quälte er sich jetzt, seit ihm das Kleinod ministerieller Gunst und vornehmer Protectionen zugefallen war!

Felix (wir müssen es immer wiederholen) war ein Neu-ling in der großen Welt; er wußte nicht, daß für diese sogenannten Vornehmen die Sprache geschaffen ist, ihre Gedanken mehr zu verbergen als zu entschleiern, und daß eine directe Frage, eine unumwundene Antwort in

diesen bevorzugten Zirkeln geradezu als ein Verstoß gegen die gute Sitte gelten würde. Der Geheimrath theilte diese Art von Vornehmheit zwar nicht; dagegen wurde er wiederum durch seine hochpreisliche Amtsverschwiegenheit gehindert, Felix irgend welche genauere Mittheilungen über dasjenige zu machen, was der Minister eigentlich mit ihm beabsichtigte. Sie sind Seiner Excellenz empfohlen, Seine Excellenz interessiren sich lebhaft für Sie, Seine Excellenz wünschen Sie auf eine Ihren Talenten und Ihren Neigungen entsprechende Weise zum Wohl des Vaterlandes und zur Unterstützung der guten Sache zu beschäftigen – –

Nun ja doch, das hörte sich Alles ganz vortrefflich an, und war auch ganz gewiß, da es aus dem Munde des Geheimraths kam, sehr gut und aufrichtig gemeint. Aber auch die besten Versprechungen sind doch immer nur erst Versprechungen, und so wenig man, nach dem bekannten Shakspeare'schen Ausspruch, Kapaune mit Luft füttern kann, so wenig kann man, und wenn man auch zehnmal ein Dichter wäre, auf bloße Versprechungen eine Zukunft gründen.

Mehr aber als dergleichen halbe, ungewisse Versprechungen war auch aus dem Minister selbst nicht herauszubringen, wenigstens nicht von einem jungen Manne, der so wenig Welterfahrenheit und so viel natürliche Bescheidenheit besaß, wie Felix, und sich so schlecht darauf verstand, durch Schmeicheleien, Winke und Andeutungen die schweigsame Lippe eines Gönners zu lösen. Graf Filibert war gegen ihn fortdauernd die Liebenswürdigkeit

selbst; er überhäufte ihn mit Einladungen und Auszeichnungen jeder Art, und ließ es an nichts fehlen, was die Hoffnungen des jungen Mannes hätte aufrecht erhalten und ermuthigen können.

Ausgenommen nur an Einem: nämlich an irgend einer bestimmten klaren Willensäußerung. Zwar wenn Felix alle Umstände zusammenhielt und die einzelnen gelegentlichen Worte, welche bald der Geheimrath, bald der Minister selbst fallen ließ, unter einander in Beziehung brachte, so stellte sich allerdings ein gewisser Plan heraus, den man mit ihm hatte. Aber leider war auch dieser Plan alsdann von der Art, daß er Felix sehr wenig zusagte. Es stand mit der Regierungspresse des Herzogthums, in welchem wir uns befinden, wie es überall in Deutschland mit der Regierungspresse steht und gestanden hat: sie war nicht nur ganz unfähigen, sondern zum Theil auch Personen von notorischer Unwürdigkeit anvertraut, welche durch ihr unverständiges, nach Gelegenheit auch wohl gar niederträchtiges Geschreibsel der Regierung weit mehr schadeten als nutzten, und ihr statt Freunde Feinde, wenigstens Spötter erweckten.

Diesem Unwesen schien Graf Filibert ein Ende machen zu wollen: ob aus eigener Einsicht in die Unwürdigkeit desselben und aus Erkenntniß des Nachtheils, welcher der Regierung daraus erwuchs, oder ob nur aus ästhetischem Interesse im Allgemeinen, vermochte Felix nicht zu unterscheiden. Genug, aus mancherlei Andeutungen ging hervor, daß der Minister sich mit dem Plane trug,

die Regierungspreſſe (wie es damals mit einem ſehr beliebten Ausdruck hieß) neu zu organiſiren, und daß er dabei zweitens ſein Augenmerk auf Felix gerichtet hatte.

Nun war Felix allerdings mit Leib und Seele Schriftſteller; weit entfernt von der hochmüthigen Beſcheidenheit einiger ſeiner Collegen, welche den Stand des Schriftſtellers nicht laut genug in der öffentlichen Meinung herabſetzen, nicht laut genug das Elend dieſer allerneueſten Proletarier ſchildern zu können glauben, erblickte er in ſeinem Beruf als Schriftſteller vielmehr eine hohe, heilige Miſſion, welche ihm zu Theil geworden, und der er anhing mit allen innerſten und beſten Kräften ſeiner Seele. Er begriff nicht, wie ſo viele junge Schriftſteller heutzutage ihr Talent, ihre Thätigkeit nur benutzen können, um ſich eine Brücke in den Staatsdienſt zu bauen, begriff nicht dieſen Ehrgeiz, der ſo ungeduldig war, die ehrenhafte Unabhängigkeit des Schriftſtellers mit der oft ſo peinlichen Abhängigkeit des Staatsdieners zu vertauſchen. Wem Gott das Talent des Dichters, des Schriftſtellers gegeben, dem, meinte er, ſei damit ein Schatz verliehen, weit größer und weit fruchtbarer als Alles, was durch äußere Ehrenſtellen, Auszeichnungen und Reichthümer erworben oder verliehen werden kann. Er war ſtolz, ſehr ſtolz, dieſer beſcheidene Herr Felix ſtolz auf das Siegel der Gottheit, welches er, wenn auch in noch ſo ſchwachem Abdruck, auf ſeiner Stirne fühlte, und das er mit keinem Adelsbrief und keinem noch ſo glänzenden Ernennungsdiplom vertauſchen mochte!

Andererseits verkannte er indeß auch nicht, daß der bloße Dienst der Feder nicht genügte, und daß, zumal in Seiten, wie die gegenwärtigen, jeder wahrhafte Mann auch die Pflicht hatte, unmittelbar mit seiner vollen Persönlichkeit einzustehen – ein Punkt, über den wir uns hier nicht weiter auszulassen brauchen, da er schon in dem ersten Gespräch, das wir aus der Versammlung der Hinterwäldler mittheilten, seine hinlängliche Beleuchtung gefunden hat.

Allein bei alledem so hoch er vom Beruf des Schriftstellers dachte, und so willens er auch war, sich dem Dienst des Vaterlandes, wenn es sein mußte, auch praktisch zu widmen: Regierungsschriftsteller, besoldeter Redacteur einer Regierungspresse – nein, das war doch eine Zusammenstellung, vor der sein ganzer Stolz, seine ganze bürgerliche Gewissenhaftigkeit sich empörte!

Und selbst wenn er im Stande gewesen wäre, sich, im Bewußtsein einer edeln, reinen Absicht, über die äußerliche Gehässigkeit einer derartigen Stellung hinwegzusetzen, wer bürgte ihm dafür, daß seine Absichten und die Absichten der Regierung auch überall dieselben waren, dieselben blieben, bleiben konnten, auch bei den mannichfachen Umschwüngen, welche die öffentlichen Verhältnisse noch nehmen mußten und die ja schlechthin unberechenbar waren? Wie wenig kannte er den Grafen! und wie wenig sagte dies Wenige, das er kannte, ihm zu! Wie ungleich ferner waren die Urtheile, welche das Publicum über den Minister fällte! Ein Mann von der langjährigen Kenntniß seines Charakters und dabei von

der tiefen politischen Einsicht, wie Florentin, wie geringschätzig urtheilte er von dem eigenen Vetter! wie öffentlich zieh er ihn der Unzuverlässigkeit, ja der offenbaren Falschheit!

Und was am allerschwersten bei ihm in's Gewicht fiel – mit welcher geheimen Abneigung sprach selbst der Geheimrath von dem Minister, seinem Chef!

Auch die außerordentlich heftige Abneigung, welche Hermann gegen seine Verbindung mit dem Minister kund gegeben, war nicht ohne Einfluß auf die hin- und herschwankende Stimmung unseres Freundes geblieben. Er konnte nicht in Abrede stellen, daß Hermann überhaupt eine schroffe Natur war, die gern alle Dinge auf die Spitze stellte, und der es bei aller Ehrlichkeit und allem lieblichen Willen doch durchaus an der nöthigen Ruhe gebrach, dergleichen Verhältnisse richtig zu würdigen. Aber auf der andern Seite war auch in diesem Eifer des Freundes wieder etwas, ein gewisser nobler, männlicher Instinkt, dem sein Herz unwillkürlich beistimmen mußte. Selbst die verwunderten Augen, mit denen Herrn Wachtelhuber's Schwester, die verständige Luise, ihn betrachtet hatte, als er von der neueingegangenen Verbindung mit dem Grafen erzählte, fielen ihm ein, so oft er an diese Angelegenheit dachte – und wie sie ihm einfielen, war es ihm, als ob er vor der bloßen Erinnerung dieser Augen die seinen müßte zu Boden schlagen.

Daß der junge Mann unter diesen Umständen zu keiner festen Entschließung kam, und daß er, so oft er sich auch schon das Gegentheil vorgesetzt hatte, dennoch

wieder täglich das Haus des Ministers besuchte, wird den geneigten Leser nicht Wunder nehmen, da er ja den Magnet kennt, welcher diese Anziehungskraft übte: die Aufwartung beim Minister war nur der Vorwand, der eigentliche Gegenstand seiner Besuche war Victoria. Und wie hätte es anders sein können, da ihr selbst ja diese Besuche offenbar erwünscht, wenigstens nicht zuwider waren? Beinahe täglich hatte sie ein kleines Geschäft für Felix, das ihn immer und immer wieder in ihre Nähe zog; bald handelte es sich um ein Buch, das er ihr verschaffen, bald um ein Gedicht, das er ihr abschreiben, bald um eine literarische oder politische Neuigkeit, über die er ihr Auskunft verschaffen sollte. Ueber das was Graf Filibert eigentlich mit ihm beabsichtigte, wurde zwischen dem jungen Paare nicht gesprochen, sie vermieden überhaupt den Gedanken an die Zukunft – und ebenso auch die Erinnerung an die Vergangenheit. Nur die nächtliche Scene mit dem Droschkenkutscher hatte Victoria selbst einmal bei einer zufälligen Veranlassung auf neckische Weise zur Sprache gebracht: und die überaus bescheidene und rücksichtsvolle Weise, mit welcher Felix sich dabei benommen, hatte das Interesse, das sie dem jungen Manne zollte, nur noch vermehrt. Ueber das Abenteuer im Hause des Herrn Adelsberger dagegen wurde von beiden Seiten das allertiefste Stillschweigen beobachtet, kein Wort, kein Zeichen deutete darauf hin, daß irgend jemals etwas dieser Art zwischen ihnen vorgefallen. Diese Schonung, die sich sogar nicht mehr als Schonung gab, nein, die die ganze Sache wegwischte, auslöschte,

als hätte sie niemals existirt, rührte die Gräfin ganz besonders; ohne daß Felix selbst, der auch dabei nur der natürlichen Eingebung seines Charakters folgte, davon nur eine Ahnung hatte, war dies eine der vornehmsten Fesseln, welche das stolze, spröde Herz der jungen Männerfeindin an ihn knüpfte.

FUNFZEHNTE KAPITEL. HÖHERER SCHUTZ.

Und dennoch, trotz dieses mannichfachen und vielverflochtenen Gewebes von Interesse, Neigung und Zärtlichkeit, das sich zwischen dem jungen Paar anknüpfte, kann es gleichwohl fraglich erscheinen, ob dasselbe sich seiner Leidenschaft so ungehindert überlassen hätte, wenn eben diese Leidenschaft nicht eine so einflußreiche wie theilnehmende Beschützerin gefunden hätte.

Und das war wiederum Frau Geheimrätin Haberland.

Die Geheimrätin, wie wir wissen, fühlte sich selbst höchst unglücklich; so schwärmte sie denn auch für alle unglücklichen Liebschaften, oder solche, die es nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge zu werden versprochen. Glück war in ihren Augen nur überhaupt etwas Gemeines, nur gleichsam das Commisbrot des Schicksals, das nur untergeordnete Naturen zu sättigen vermochte; wer auf höhere Geltung Anspruch machte, der mußte auch den Schmerz, die Entsagung, das Unglück als die wahre Bestimmung des Menschen erkennen den verdünnten Luftkreis, so zu sagen in dem nur eben diejenigen sich erhalten konnten, die von der Natur mit geistigen Schwingen ausgestattet waren. Das gehörte ja eben mit

zu dem Elend ihres häuslichen Daseins, daß der alte Geheimrath für diese poetische Auffassung des Schmerzes, diese süße Nachtseite des Lebens, wie sie es gern bezeichnete, so ganz ohne Empfindung war! daß er in derber Behaglichkeit sich so glücklich fühlte in seiner Ehe, seinem Hausstand, seinen amtlichen Beziehungen, und sogar den wirklichen Verdrießlichkeiten, die auch ihm wie jedem Sterblichen hier und da begegneten, stets eine so gefaßte, gleichmüthige Stirn entgegenhielt! Ja wenn er sich nur wenigstens noch über sie selbst, seine Gemahlin, geärgert, wenn ihre Kälte ihn verdrossen, ihre Sentimentalität ihn ungeduldig gemacht hätte, wenn er nur aus irgend eine Art zu erkennen gegeben, daß ihm irgend etwas fehle, er etwas vermisse, sie hätte sich ja noch darein finden, noch wenigstens einiges Mitleid mit ihm haben wollen. Aber nein – dies unerschütterliche, massive Glücksbewußtsein, das war nicht auszuhalten, dabei mußte eine rechtschaffene Frau von zarter Empfindung und höherer Seelenstimmung geradezu verzweifeln!

Im Anfang ihrer Ehe hätte auch der Geheimrath seinen Gegenstand der Kümmerniß und des Schmerzes gehabt: das war die Kinderlosigkeit der Ehe. Aber auch darein hatte der unerschütterliche Barbar sich nur allzu bald gefunden. Er sei, hatte er gemeint, im Grunde schon viel zu alt, um hoffen zu dürfen, seine Kinder dereinst erwachsen und erzogen zu sehen, auch sei es mit den Kindern überhaupt ein wahres Glücksrad, in welchem die Nietten gerade so häufig wären, wie in allen übrigen Lotterien;

den meisten Eltern wäre besser, sie hätten gar keine Kinder, und auch er wäre wohl ein rechter Thor, daß er mit dem Schicksal um etwas hadere, was im Gegentheile nur zu seinem Besten wäre.

Bei Gesprächen dieser Art war die Geheimiräthin jedesmal ganz leichenblaß geworden, ja einige Male war sie sogar einer völligen Ohnmacht nahe gewesen: was denn den Geheimirath, als einen durchaus galanten und einsichtsvollen Ehemann, erst recht veranlaßte, diesen Gegenstand ein für allemal bei Seite zu legen.

Ob übrigens diese Empfindsamkeit der Geheimiräthin bloße sentimentale Verschrobenheit war, oder ob wirklich ein geheimer, furchtbarer Schmerz in ihrem Dasein nachzitterte – gedulde dich, lieber Leser, wenn es Zeit ist, werden wir hoffentlich noch dahinterkommen. –

Außer für das Unglück und die unglücklichen Liebschaften im Allgemeinen schwärmte die Dame aber auch noch ganz besonders für die Mesalliancen. Sehr natürlich: da sie ja im Grunde ihres Herzens fest überzeugt war, durch ihre Ehe mit dem Geheimirath doch eher eine Mesalliance eingegangen zu sein. Daß sie zu der Zeit, als der Geheimirath sie kennen lernte, ein armes, über die Blüthe der ersten Jugend längst hinausgerücktes Edelfräulein war oder vielleicht auch eine arme Wittwe, vielleicht gar eine geschiedene Frau, die nur ihren Mädchennamen wieder angenommen hatte (denn über diesen Punkt gingen wie schon erwähnt, allerhand dunkle Gerüchte, und wenn auch der Geheimirath selbst ohne Zweifel genauer darüber unterrichtet war, so war er doch

wahrhaftig der Mann nicht, diese Dinge in's Publicum zu bringen), daß ihr Ruf nicht völlig fleckenlos, ihre Zukunft aussichtslos, der Geheimrath dagegen ein Mann von unbescholtenem Ansehen, von beträchtlichem Vermögen und einer einflußreichen amtlichen sowohl wie geselligen Stellung war: das Alles hatte allerdings seine Richtigkeit, aber nur in der Auffassung der Geheimrätthin änderte es nicht das Mindeste. Sie war doch immer von Adel, er nur ein Bürgerlicher, der sich mühsam aus unbedeutenden Verhältnissen zu seiner jetzigen Stellung emporgearbeitet hatte; sie nicht mehr jung, aber er doch noch immer zwanzig Jahre älter als sie; sie die zartfühlende, leichtbeschwingte Seele, er die plumpe, hausbackene Prosa – nun, Gott Lob! da war die Mesalliance ja fertig, und das Unglück, dessen die Geheimrätthin zu ihrem Dasein bedurfte, so nöthig wie der Luft zum Athmen und des Lichtes zum Sehen war da!

Und endlich, was wir nach allem Vorhergehenden wohl kaum erst zu sagen brauchen, steckte in der Geheimrätthin jener leise, sich selbst unbewußte Trieb von – das Wort ist leider ein wenig grob, aber wir haben im Augenblick kein besseres – von Gelegenheitsmacherei, die in den meisten Frauen dieses Alters steckt, besonders wenn sie ohne eigene Kinder, vorzüglich ohne Töchter sind. –

Nehmen wir nun dazu noch ihr ästhetisches Interesse, sowie ihre Abhängigkeit von aller vornehmen Gesellschaft – und in der That war sie weit eitler darauf und

sah einen viel edlern Beruf darin, die Freundin und Vertraute der Gräfin Blotz-Blotz zu sein, als die Gemahlin des Geheimrath Haberland –: so muß es uns vollkommen begreiflich sein, wie sie dazu kam, das leidenschaftliche Verhältniß, das sich zwischen der Gräfin und dem jungen Dichter zu entwickeln begann, unter ihren ganz besonderen Schutz zu nehmen. Sie erzählte Felix von Victoria, Victoria'n von Felix, was der Eine über den Andern gesagt hätte, wie er sich für ihn interessire, welchen Antheil er an ihm nehme; sie rühmte Victoria'n den Verstand, die Bescheidenheit, die glänzenden Talente des jungen Dichters, rühmte ihm die Schönheit, den Geist, sowie den trotz mancher Seltsamkeiten innerlich so höchst edlen, großartigen Charakter ihrer Freundin; sie veranstaltete endlich alle nur mögliche Gelegenheiten, wo die beiden jungen Leute sich sprechen konnten, unter keinem andern Schutz und vor keinem strengern Zeugen, als dem sehr nachsichtigen Schutz ihrer Augen. –

Was die Frau Geheimrätthin mit alledem beabsichtigte? Ach, das Unschuldigste von der Welt: diese Liebschaft hatte keine Aussicht auf Erfolg, nicht einmal eine Mesalliance zwischen der hochgeborenen, reichen Gräfin, der Schwester des adelstolzen Filibert, und dem armen, mittelosen Poeten ließ sich denken, es war das reine poetische Unglück als solches – wie hätte sie dazu ihre Hand nicht bieten sollen?!

SECHZEHNTE KAPITEL. DIE STÖRUNG.

So gab die Geheimrätin denn auch namentlich die Ehrenwache ab bei den Besuchen, welche Felix seit einiger Zeit beinahe täglich auf dem Landhaus, das Victoria's Lieblingsaufenthalt bildete, und wo sie in der That vollkommen ungestört waren, abstattete; – so hatte sie es auch heut gar nicht zu bemerken geschienen, als das junge Paar sich von der kaum begonnenen Lectüre erhob, sich im Garten hin und wieder haschte, zuletzt sich in den Billardsaal verlor; – so trat sie auch in diesem so höchst kritischen Moment herein, um die beiden Liebenden von einer sehr unerwünschten Störung zu benachrichtigen, die ihnen bevorstand:

»Aber Victoria! aber Felix!!«

Die Fortschritte, welche die beiden Liebenden in der kurzen Zeit gemacht, waren sogar nach dem Dafürhalten der Geheimrätin so reißend, die Gruppe, in der sie dieselben überraschte, so unerwartet gewesen, daß sie bei all ihrer sonstigen Nachsicht und Diskretion sich dieses halb verwunderten, halb beklagenden Ausrufs nicht hatte enthalten können.

Felix stand von Schamröthe übergossen; noch immer hielt er die Hand seiner Freundin fest in der seinen, gleich als ob es sich darum handelte, sie vor irgend einem Ungemach zu schützen oder eine drohende Gefahr von ihr abzuwenden.

Victoria machte ihre Hand langsam, gleichgiltig los, mit ruhig fragenden Blicken erst den jungen Dichter, dann die Freundin messend.

Und was beliebt, wenn ich fragen darf? fragte sie die Geheimrätthin.

War dieser die Scene von vorhin überraschend gewesen, so war es dieser Gleichmuth doch noch viel mehr; statt in Verwirrung zu setzen, gerieth sie jetzt selbst darin.

Ich wollte die Herrschaften nur benachrichtigen, stammelte sie, daß ein Besuch kommt: Ihr Vetter Florentin, Comtesse . . .

Immerhin, erwiderte Victoria, noch immer mit derselben Ruhe, trat vor einen der großen Pfeilerspiegel, ordnete Haar und Kleid, legte dann ihnen Arm in den der Geheimrätthin und schritt so, ohne den bestürzten Dichter noch eines Blickes weiter zu würdigen, dem Vetter entgegen. –

Florentin war von der heitersten Laune von der Welt; mit großer Zuvorkommenheit begrüßte er sowohl die beiden Damen, als seinen Freund, den Dichter.

Ich habe das Leben verwirkt, ich weiß es, rief er, daß ich mich ohne besondere Erlaubniß eingedrängt habe in den geweihten Kreis, wo die Göttin dieses Hauses, die neue männerhassende Artemis unserer Tage, weilt, und wo keinem sterblichen Manne der Zutritt gestattet wird – auf Sie findet das keine Anwendung, schaltete er, zu Felix gewendet, ein, Sie sind kein sterblicher Mann, Sie

sind ein Dichter, und die haben, wie wir schon aus Schiller wissen, das Vorrecht, die Wohnungen der Götter zu theilen . . .

Und dann wieder zu seiner Cousine: Nicht wahr? er ist ein recht gutmüthiges Thierchen, unser kleiner Dichter? eine brave, kindliche Seele, so recht gemacht für die Einsamkeit eines Landaufenthaltes? Aber besser Billardspielen könnte er; ich fürchte, Felix, meine schöne Cousine wird Ihnen zuletzt noch vorgeben müssen –

Dies Alles wurde von Florentin in einem so drolligen, unbefangenen Tone vorgebracht, ja selbst die sonst so scharfen, geistreichen Augen sahen dazu so treuherzig, so kindlich aus, daß kein Mensch es ihm übel nehmen oder irgend einen Argwohn daraus schöpfen konnte.

Auch ging die kleine Gesellschaft sogleich auf den von ihm eingeschlagenen Ton ein. Man begab sich in den Garten zurück, Victoria rief nach Erfrischungen; Tagesneuigkeiten wurden besprochen, kleine Scherzreden gewechselt, und das Alles mit so guter Manier, daß es mit der Zeit sogar Felix gelang, seiner innern Aufregung Herr zu werden und in denselben Ton mit einzustimmen. – Erst nach einiger Zeit hob Victoria wieder an:

Aber Sie sind uns noch immer Auskunft schuldig, lieber Vetter, welchem glücklichen Zufall wir denn eigentlich die Ehre verdanken – oder, wenn ich in Ihrer Sprache weiter sprechen soll: was Sie so kühn gemacht hat, diesen geweihten Bezirk auch ohne meine Erlaubniß zu betreten?

Nun? und das können Sie noch fragen? rief Florentin: was Geringeres kann es sein, das Einem den Muth gibt, gegen die Satzungen der Götter zu freveln, als nur ein Befehl, ein unabwendbarer, unentrinnbarer, des Götterkönigs selbst? Es ist ein echt tragischer Conflict, schöne Cousine, und wenn ich darin untergehe, so gehe ich wenigstens (mit einer muthwilliger Verneigung gegen die Geheimrätthin, deren sentimentale Schwäche ihm natürlich längst bekannt war) schön unter –

Auf dem Lande ist man nicht aufgelegt, Räthsel zu raten, guter Vetter, das ist zu anstrengend für diesen idyllischen Aufenthalt, versetzte Victoria mit leichtem Gähnen: sprechen Sie deutlich; Ihr ganzer mythologischer Apparat scheint mir, wenn Sie erlauben, etwas roccoco ...

Es ist das natürlichste Geheimniß von der Welt, entgegnete Florentin, indem er die rings umher verstreuten Blumen mit großer Ernsthaftigkeit eine nach der andern aufas und sie zu Victoria's Füßen, recht zwischen ihr und dem Dichter, zusammenhäufte: – Sie schöne Cousine, sind Diana die Herzenlösende, Ihr Herr Bruder aber, mein sehr edler Vetter, als regierender Minister dieses Landes, kann natürlich gar nichts Geringeres sein als Zeus Kronion, der Herrschende. Und da, wie Sie nicht nur wissen, sondern wie Sie es auch in Ihrer Güte selbst vermittelt haben, ich neuerdings wieder bei unserm Göttervater zu Gnaden angenommen bin, so kann es Sie auch nicht überraschen, wenn ich mich Ihnen als Götterboten Hermes darstelle ...

Sie müssen bald wieder auf Reisen gehen, Vetter, Ihr Geschmack kann die Luft hier zu Lande nicht vertragen, er verwirft sich wirklich zusehends –

Aber trotz dieser herben Abfertigung hatte Florentin in der Sache doch nicht so ganz unrecht. Es hatte wirklich seit einigen Wochen eine Art von Wiederannäherung zwischen Filibert und ihm stattgefunden. Wie dieselbe sich so eigentlich gemacht hatte und wie weit sie sich erstreckte, wußte freilich Niemand zu sagen. Möglich, daß es wirklich die Frucht von Victoria's Bemühungen war; möglich auch, daß der von Florentin längst verheißene Moment eingetreten war und Graf Filibert, dessen Würde allerdings täglich mehr zur bloßen Bürde ward, den Beistand des gewandten Veters in der That nicht länger entbehren konnte: genug, Florentin wurde seit einiger Zeit von Filibert wieder zu allerhand kleinen Verrichtungen verwendet, ohne daß das Verhältniß selbst darum eigentlich ein innigeres oder auch nur unbefangeneres geworden wäre.

Ein Auftrag dieser Art hatte ihn denn auch fest in das Gartenhaus hinausgeführt. Die Gunst, welche Felix von seiner Cousine erwiesen ward, war ihm längst kein Geheimniß mehr. Doch sah er, nach seiner eigenen Versicherung, darin von beiden Seiten nur ein ganz natürliches und unverfängliches Verhältniß. Er hatte einen Auftrag des Grafen an Felix auszurichten, und hatte ihn, wie er ganz unbefangen erklärte, nirgends mit größerer Sicherheit suchen können, als in dem Gartenhaus der Cousine.

Es thut mir sehr leid, lieber Felix, sagte er, Sie dieser angenehmen Gesellschaft entziehen zu müssen. Aber es ist ein altes Sprüchwort, daß Herrendienst vor Gottesdienst geht: und da Sie nun einmal entschlossen sind, aus dem Götterdienst der Muse in den Herrendienst der Politik zu treten, so müssen Sie sich auch schon in die Unbequemlichkeiten fügen, welche damit verbunden sind.

Die beiden Herren rüsteten sich also zum Aufbruch. Noch im Weggehen flüsterte die Geheimrätthin dem Dichter zu: Nehmen Sie sich in Acht vor Florentin, er meint es nicht redlich, und kommen Sie morgen in aller Frühe zu mir, ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen . . .

SIEBZEHNTE KAPITEL. MAN RÜCKT DEUTLICHER HERAUS.

Was doch Mistrauen für ein Laster ist! und wie doch die scharfsinnigsten Menschen auf eine falsche Fährte gerathen, sobald sie einmal gegeneinander einen Argwohn oder Vorurtheil gefaßt haben, dachte Felix bei sich selbst, indem er mit dem Freunde dahinschritt.

Und er hatte Grund so zu denken; der Auftrag, welchen Florentin von dem Minister an ihn auszurichten hatte, war keineswegs die einzige Veranlassung, welche denselben hierher geführt: sondern es hatte sich noch eine andere Beziehung zwischen den beiden jungen Männern angeknüpft, von welcher Niemand außer ihnen Beiden wußte, und rücksichtlich deren Florentin in der That im Begriffe stand, dem Poeten einen höchst wesentlichen Dienst zu leisten.

Das Geschäft, hub der junge Edelmann an, nachdem sie das Gartenhaus ein ziemliches Stück Wegs hinter sich hatten, ist so weit in Ordnung, es fehlt nichts mehr als Ihre Unterschrift, lieber Felix, und eben damit Sie diese geben und dadurch die ganze Sache zum Abschluß bringen, habe ich Sie abgeholt.

Ich weiß in Wahrheit nicht, mein theurer Florentin, erwiderte der junge Dichter, indem er wiederum wie ein Mädchen erröthete, womit ich diesen hohen Grad von Freundschaft verdient habe, den Sie für mich beweisen. Die Sache ist mir unendlich peinlich bei alledem, Sie können es mir glauben, und wenn nicht einerseits der Geheimrath gestern in so bestimmten Ausdrücken zu mir gesprochen hätte, und wenn nicht andererseits Sie selbst, lieber Florentin, mir mit so viel Aufmunterung entgegengekommen wären, ich würde wahrhaftig niemals wagen

--

Ah bah, Lapperei, entgegnete der Edelmann, machen Sie doch nicht so viel Aufhebens von einer Geschichte, die das gar nicht verdient. Es gibt nichts Einfacheres als das, und wenn Sie nicht bisher als so ein wahres Siebenmonatskind in die Welt hineingelebt hätten, Sie müßten ja in dergleichen schon längst bewandert sein. Ich, sehen Sie, wie ich hier bin, bin nun aus dergleichen Historien schon seit Jahren nicht mehr herausgekommen – und befinde mich doch, wie Sie ebenfalls sehen, ganz gesund und wohl dabei. Wozu wären die Schulden auch, wenn sie nicht gemacht werden sollten? Es ist doch besser auf einem Fleck ein ordentliches Stück Geld aufborgen, als

sich der Wiederholung solcher Szenen aussehen, wie diejenige mit dem unverschämten Menschen, dem Herrn Schneider, von der Sie mir neulich erzählten. Und das noch dazu in Ihrem Falle, wo man ganz gewiß ist, in kürzester Frist höchst erkleckliche Summen zu erheben. Vetter Filibert hat mich noch vor einer halben Stunde wiederum versichert, daß ein höchst anständiger Gehalt für Sie ausgeworfen wird selbst wenn Sie gar keine persönlichen Verpflichtungen dafür übernehmen sollten, bloß um den Respect zu bezeugen, den er für Kunst und Wissenschaft empfindet. Nun? habe ich jetzt noch so unrecht mit dem, was ich Ihnen kürzlich über die dilettirenden Staatsmänner sagte? Man kann sich keine bessern Kerle wünschen als diese Dilettanten – nämlich wenn man ein poetisches Genie ist, wie Sie, lieber Felix . . .

Aber bevor wir Eins über dem Andern vergessen, fuhr er fort: Sie haben wohl schon gemerkt, daß der Minister es sehr gern sehen würde, wenn Sie sich entschließen könnten, die Redaction der neuen Zeitschrift, deren Gründung von ihm projectirt wird, zu übernehmen. Jetzt hat sich auch bereits ein Buchhändler dazu gemeldet: ein Anfänger, wie ich höre, aber ein Mann, der sich wohl Wind hat unter die Nase gehen lassen, und der sich, nebenher gesagt, der sehr lebhaften Protection Seiner Excellenz erfreut – Nein, nein! lieber Freund, lassen Sie mich zu Ende reden! Ich bin allerdings beauftragt, Sie morgen mit dem gedachten Buchhändler zusammenzuführen. Aber Sie selbst vergeben sich dadurch nicht das

Geringste, noch gehen Sie irgend eine Art von Verbindlichkeit ein. Mein Vetter hat überhaupt den Gedanken eines eigentlichen Regierungsblattes wieder fallen lassen – einigermaßen auf mein Zureden, ich darf es Ihnen wohl gestehen, lieber Felix, da dergleichen Unternehmungen doch schon allemal in der Geburt verkrüppeln, und es mir überdies wahrhaft leid thun würde, ein so ausgezeichnetes Talent, wie das Ihre, in eine derartige schiefe Stellung gebracht zu sehen. Sie werden also, wie gesagt, vollkommen freie Hand haben zum Unterhandeln sowohl wie zum Beschließen; werden Sie mit dem Buchhändler einig und kommt das Blatt zu Stande, so wird es völlig Ihr Blatt sein, nach Ihrem Programm, mit Ihren Principien und Tendenzen. Kommt es nicht zu Stande, nun, so sind Sie bloßer Staatspensionair, was ja auch keine so üble Stellung ist und dem Ruf unsers Ländchens jedenfalls zum Vortheil gereichen wird . . .

Felix hatte diesem Allen mit lebhaftem innern Widerstreben zugehört.

Da müßte ich doch ganz gewiß erst ein ganz anderes Talent sein und weit bedeutendere Dinge geschrieben haben, erwiderte er endlich, wenn diese Ihre letztere Ansicht Platz greifen sollte. Nein, Florentin, und wenn Sie mich für noch so phantastisch halten – Geld zu nehmen, das ich mit nichts verdient habe, für das ich nichts leiste, thue, schaffe, widerstrebt meiner Natur. Und darum, und weil es mit dieser Zeitung doch in der That noch sehr weit im Felde zu sein scheint, ist es doch wohl besser, ich trete von dem bewußten Geschäft zurück, so lange

es noch Zeit ist, meine Dankbarkeit für Ihr freundliches Erbieten wird dadurch um nichts kleiner.

ACHTZEHNTE KAPITEL. DIE LEIMRUTHE.

Ein starker Glaube wahrhaftig, dergleichen sonst in Israel nicht mehr gefunden wird, entgegnete Florentin nach einigem Bedenken. Indessen da Ihr Gewissen nun einmal so zart ist, so gereicht es mir zum Vergnügen, dasselbe auch über diesen Punkt beruhigen zu können. Mein Vetter hat noch ein zweites Anliegen an Sie, dessen Erfüllung Sie nicht das Mindeste kostet und gleichwohl alle Ihre Bedenken heben wird. Wie Sie vielleicht wissen, steht in einigen Wochen der Geburtstag Seiner Durchlaucht des Herzogs bevor. Wie Sie und ich über diese Dinge denken, brauchen wir uns nicht erst zu sagen; zum constitutionellen Firlefanz indessen, wie Sie ebenfalls wissen, gehört es recht eigentlich, dergleichen Veranlassungen festlich zu celebriren. Unterlassen darf dies also auch in diesem Jahre nicht werden. Gleichwohl hat die Sache, bei der bekannten Stimmung des Publicums, ihre wesentlichen Schwierigkeiten – solche Schwierigkeiten, daß Sie sich nicht wundern dürfen, wenn sogar der Ministerpräsident selbst sich damit beschäftigt. Ich komme augenblicklich zum Schluß, lieber Felix! In frühern Jahren wurde diese Festlichkeit gemeiniglich mit einer neuen Oper oder einem Ballet absolvirt, den obligaten Prolog, wie sich von selbst versteht, mit eingerechnet. Damit ist es denn nun natürlich dies Jahr nichts. Der

Geburtstag muß diesmal auf eine ganz neue, ganz unerhörte Weise gefeiert werden, nämlich dadurch, daß er eigentlich gar nicht gefeiert wird – ah zum Kuckuck, lachen Sie nicht zu früh! Ich meine, die Feier muß bloß symbolisch sein, nicht der einzelne empirische Regent muß gefeiert werden, sondern die Idee des Fürsten überhaupt und nicht einmal diese, sondern noch allgemeiner die Idee des Volkes, des Vaterlandes, der Freiheit, welche ja zuletzt, nach der beliebten Fiction unserer Constitutionellen, in dem Fürsten ihre Vereinbarung findet –

Und nun meinen Sie, unterbrach ihn Felix, der seine Ungeduld nicht länger bemeistern konnte, ich soll Ihnen einen Prolog schreiben, so eine declamirende Germania etwa, mit schwarz-roth-goldenen Drapperien, oder einen Genius der Freiheit in fleischfarbenen Tricots, der zum Schluß ein bengalisches Feuer anzündet? – Schönen Dank, mein Theuerster! Und wenn ich damit alle Schätze der Welt erwerben könnte, so wäre das keine Aufgabe für mich . . .

O über das unglückliche heiße Brut, das diese Poeten haben, seufzte Florentin. Sie sind ein vortrefflicher Mensch, Felix: aber daß Sie Einen nie ordentlich zu Ende reden lassen, sondern immer gleich mit Ihren abenteuerlichen Vermuthungen und Auslegungen dazwischengefahren kommen, das ist ein großer Fehler von Ihnen. Wer spricht denn von einer Germania oder einem fleischfarbenen Genius? Und wie können Sie mir zutrauen, mir, der ich gerade Ihre poetische Begabung so hoch schätze, daß ich Ihnen einen derartigen Antrag machen würde?

Nein das Feststück braucht gar nicht erst geschrieben zu werden: es ist schon da, Sie selbst haben es schon geschrieben – Ihr Heinrich der Löwe, lieber Felix . . .

Bei diesem Namen ging ein sehr behagliches Lächeln über das Antlitz des jungen Dichters. Es war dies ein Stück, das er vor einigen Jahren verfaßt hatte, und das er selbst, trotz des sehr bescheidenen Urtheils, das er übrigens über seine eigenen Arbeiten fällte, doch nicht gerade zu dem Schlechtesten rechnete, was neuerdings für die Bühne geschrieben war. Nichtsdestoweniger, wie das, Dank den Einrichtungen unserer Bühne, mit den ersten dramatischen Productionen junger Dichter zu gehen pflegt, waren alle seine Bemühungen das Stück auf die Bretter zu bringen, vergeblich gewesen. Ein jeder Vater liebt sein Kind und wo ist ein Kind des Leibes, das dem Herzen näher steht, als einem Dichter die Kinder seines Geistes? Der Gedanke, sein Stück nun endlich doch noch vor das Publicum zu bringen, hatte außerordentlich viel Verlockendes für ihn –

Ja freilich, sagte er, das wäre etwas Anderes, davon ließe sich schon eher sprechen. Zu einem Frühstück ist mein Heinrich der Löwe freilich nicht geschrieben. Aber wenn der Minister einmal die Absicht hat, von der Sie sagen, und wenn man wirklich willens ist, jene Geburtstagsfeier vielmehr zu einer Feier des Volkes, des Vaterlandes, der Freiheit, ja nur zu einer Feier der Poesie überhaupt zu machen, so möchte mein Stück allerdings so wohl geeignet dazu sein, wie manches andere . . .

Nun sehen Sie, rief Florentin, das heißt denn doch endlich einmal vernünftig gesprochen. Einige kleine Veränderungen, in einzelnen Wendungen und Ausdrücken, meine ich würden, wenn ich mich recht entsinne – denn, wie Sie wissen, ist es schon einige Zeit her, daß Sie so gütig waren, uns Ihr Stück vorzulesen – allerdings wohl nöthig sein. Aber das ist ja überall der Fall, wo ein Stück zur Aufführung kommt, und Schiller und Goethe selbst haben sich das müssen gefallen lassen, und müssen es sich noch gefallen lassen bis auf diese Stunde . . .

Versteht sich, bekräftigte der Dichter: und überdies auch ist der Regisseur der hiesigen Bühne, wie ich gehört habe, ein recht verständiger und einsichtiger Mann, der Einem nichts Unbilliges zumuthen wird.

NEUNZEHNTE KAPITEL. DER FREUND IN DER NOTH.

Unter diesen Gesprächen waren die beiden Freunde vor einem kleinen dunkeln Hause in einer engen, schmutzigen Nebengasse angelangt. An der Thür desselben war ein Schild befestigt, das vor Alter und Schmutz fast unleserlich geworden war; erst wenn man sehr genau hinsah, konnte man die Inschrift desselben entziffern: Amschel Levi, Banquier . . .

Und da ist es denn nun allerdings wohl die höchste Zeit, den geneigten Leser mit dem Freundschaftsdienst bekannt zu machen, welchen Florentin im Begriffe stand dem jungen Dichter zu leisten. Das lebhaftes gesellige Treiben, in welches derselbe im Hause des Ministers und namentlich durch den fast ununterbrochenen Umgang

mit Victoria gerathen war, hatte ihn außer Stand gesetzt, seinen literarischen Arbeiten mit dem gewohnten Fleiße obzuliegen. Die allgemeine Geldnoth jener Epoche, die sich namentlich auch auf den Buchhandel erstreckte, kam dazu. Zahlungen, auf die er mit Gewißheit gerechnet hatte, waren ausgeblieben, Unternehmungen, die er früher abgeschlossen, in Anbetracht der mislichen Zeitumstände, rückgängig geworden. Felix befand sich in der dringendsten Geldverlegenheit: und das gerade zu einer Zeit, wo der vornehme Umgang, in den er so plötzlich gerathen war, ihn zu einer Masse ungewohnter und unerwarteter Ausgaben nöthigte.

Florentin, der für derartige Situationen ein außerordentlich scharfes Auge besaß hatte die geheime Noth des Freundes wohl gemerkt. Geld besaß er selbst nicht –

Aber was ich habe, lieber Felix, hatte er eines Tages zu ihm gesagt, nachdem er ihn durch dringendes Zureden zum Eingeständniß seiner Lage genöthigt hatte – was ich habe, lieber Felix, will ich mit Ihnen theilen: meinen Credit.

Und wirklich war dieser Credit in diesen Augenblick wieder hergestellter, als seit Langem; Herr Amschel Levi hatte sehr wohl bemerkt, wer in der bewußten Droschke saß und aus welcher schönen Hand jene fünfhundert Thaler noch in der letzten Minute gekommen waren. Was für Gedanken der alte Wucherer sich über den Zusammenhang der Geschichte gemacht hatte, darauf kam es gar nicht an; ein junger Mann, welcher Damenbekanntschaften hat, die ihn mit fünfhundert Thalern auslösen,

ist allemal ein höchst respectabler junger Mann, auf den man dreist das Doppelte und Dreifache wagen darf. Darum hatte er Herrn von Blotz auch mit höchst zufriedenen Schmunzeln eingeladen, sich seiner doch ja wieder zu bedienen, so oft ihm gefällig –

Und wenn Sie mir einen guten Freund von Ihrer Bekanntschaft zuführen können und von so noblem Charakter, wie Sie selbst, Herr Baron, so werde ich Ihnen sehr dankbar dafür sein, hatte er hinzugesetzt.

Jetzt nahm Florentin ihn beim Wort, indem er ihm seinen Freund, den Dichter, zuführte.

Ich wünsche zwanzig Napoleons, sagte er, über welche man Ihnen dreißig verschreiben wird, für einen jungen Mann meiner Bekanntschaft, einen ausgezeichneten jungen Mann, der die allerbrillantesten Aussichten hat und in Kürze die allerbedeutendste Rolle spielen wird – Nun, Ihnen, Herr Amschel, darf ich es ja wohl sagen: es ist der Günstling meines Veters, des Ministers; wenn Sie in Zukunft beim Minister etwas nachzusuchen haben – Ihr Glück ist gemacht, lieber Amschel, Sie brauchen sich nur dreist auf diesen jungen Mann zu berufen.

Jetzt war er mit dem Freunde da, das Geschäft abzuschließen. Sie haben nichts weiter zu thun, unterrichtete er Felix, der in all dergleichen Angelegenheiten von einer wahrhaft kindlichen Unkenntniß war, als Ihren Namen unter ein Stück Papier zu setzen, einen sogenannten Wechsel, durch welchen Sie sich verpflichten, in Zeit

von vier oder sechs oder acht Wochen – der Jude ist gutmüthig und prolongirt dann schon – die Summe von dreißig Napoleons zurückzuzahlen. Sie werden etwas weniger empfangen als dreißig: aber das bringt das Geschäft nun einmal so mit sich . . .

Felix, der Erfahrung seines Freundes blindlings vertrauend, ließ sich Alles gesagt sein, und folgte in allen Stücken wie ein Kind. Der Wechsel war unterschrieben, das Gold eingestrichen, Herr Amschel Levi unter tausend Bücklingen hatte sich zu Gnaden empfohlen –

Apropos, sagte Florentin, da sie wieder auf der Straße waren und Felix sich mit herzlichem Dank von ihm verabschieden wollte: welchen Namen haben Sie denn eigentlich unter den Wechsel gesetzt?

Nun, welchen andern denn, erwiderte der Dichter, als den ich führe? Felix Berghold, das versteht sich ja doch ganz von selbst?

So ist es, erwiderte Florentin. Nun leben Sie recht wohl, lieber Felix, und verbrauchen Sie das Geld mit Gesundheit. Morgen holen Sie mich ab, damit wir zusammen zum Buchhändler gehen . . .

VIERTES BUCH. DIE LÖSUNG.

ERSTES KAPITEL. DAS MARTERBÄNKCHEN.

Die Scene ist im Cabinet der Geheimrätthin; die Gardinen sind noch tiefer herabgelassen, das Aeußere der Dame selbst noch resignirter, noch nonnenhafter als gewöhnlich. Auf dem Sessel vor ihr sitzt Felix – er säße auch lieber auf dem Armensünderstühlchen! Denn kein Schwert des Henkers kann so scharf, keine Schrauben und Stangen der Folterknechte können so durchdringend sein, als dieser Apparat von Nachforschungen, Erkundigungen und Fragen, welchen seine Gönnerin hier gegen ihn zur Anwendung bringt.

Also Sie können doch nicht leugnen, sagte sie jetzt, mit einer Stimme, so sanft, so leis wie einer sterbenden Dulderin, dazu aber mit Blicken, so scharf und siegreich, wie nur ein Inquirent macht, dem es endlich gelungen ist, einen hartnäckig versteckten Sünder zum Geständniß zu bringen – also Sie können doch nicht leugnen, daß Sie Victoria lieben?

Sie fühlen gewiß selbst, verehrteste Frau, erwiderte Felix nach einigem Zaudern (denn bei all seiner Gutmüthigkeit wurde es ihm mit dieser Art moralischer Tortur denn doch nachgerade etwas zu viel), daß meine Stimmung unmöglich von der Art, noch auch dies hier die richtige Gelegenheit ist, Ihnen eine Frage zu beantworten, die ich bis zu diesem Augenblick noch niemals

mir selber vorgelegt habe. Wenn Sie aber mein Geständniß haben wollen, daß Victoria's Schönheit mich entzückt, ihr Geist mich bezaubert, ihre Liebenswürdigkeit mich hingerissen hat, daß ich – rief er, indem er in plötzlicher Begeisterung vom Sessel sprang – um es mit einem Worte zu sagen, nichts denke, nichts empfinde, als Victoria, daß der glänzende Stern ihres Auges an meinem armen öden Lebenshimmel aufgegangen ist wie ein flammender, verzehrender Komet, daß ich die Zeit nicht mehr kenne, wo ich sie nicht gekannt habe, noch mir eine Zeit denken kann, wo ich sie nicht mehr kennen werde – –

O genug, genug, unterbrach die Geheimrätthin ihn, mit der Hand abwehrend: Sie haben meine Frage schon sehr gründlich beantwortet, es braucht da gar keiner näheren Erklärung mehr. Ah freilich, sie ist schön, unendlich schön diese Zeit der ersten, glühenden Leidenschaft, und glücklich jedes Herz, das wenigstens einmal von ihren schmerzlichen Entzückungen durchzittert ward! Wie elend man dann hinterdrein auch wird, man weiß doch wenigstens, wofür es geschieht, hat doch wenigstens ein stilles Heiligthum des Schmerzes und der Trauer, in das man sich flüchten kann vor dem Andrang der gemeinen Wirklichkeit . . .

Die Geheimrätthin sagte diese letzten Worte mit tieferem Ausdruck und wahrhafterer Empfindung, als sie sonst für gewöhnlich zuwege zu bringen vermochte. Auch dauerte es einige Minuten, bevor sie, sich aus ihrem schmerzlichen Nachsinnen ermunternd, also fortfahren konnte:

Aber nun, mein junger Freund, gestatten Sie mir noch eine zweite Frage und beantworten Sie dieselbe eben so ehrlich, wie Sie es so eben, wenn auch eigentlich wider Ihren Willen, mit der ersten gethan haben; denken Sie, ich wäre Ihre Mutter – o Gott! rief sie, indem helle Thränen über die magern, blassen Wangen perlten, das Mutterglück ist mir ja versagt geblieben und ich muß mich an Fremde wenden, um sogar nur Mutterschmerzen, Muttersorgen zu haben.

Felix' Verlegenheit wurde durch diese unerwartete Gefühlsergießung nicht eben kleiner.

Fragen Sie, gnädigste Frau, sagte er, mit so viel Ehrerbietung und Aufrichtigkeit als ihm möglich – und ich werde Ihnen antworten, so gewissenhaft und ehrlich, als ob Sie in der That meine Mutter wären.

Die Geheimrätthin preßte das feine Tuch gegen die Augen, strich mit der Linken die wenigen, spärlichen Härchen, die aus dem enganschließenden Morgenhäubchen hervorsahen, zurück, dann setzte sie den Bohrer ihrer Rede von Neuem an: Sie lieben meine Freundin also – aber haben Sie sich auch wohl schon jemals geprüft, wohin diese Liebe führen kann, führen muß? Sie selbst sowohl wie Victoria'n? Haben Sie sich darüber schon je geprüft?

Guter Leser, ich kann es Dir nicht verschweigen, Felix machte zu dieser Frage ein entsetzlich einfältiges Gesicht; für einen dreiundzwanzigjährigen Poeten, der bis dahin lediglich dem romantischen Drang seines Herzens gefolgt, war sie allerdings auch etwas verfänglich.

Sein Verstummen befriedigte die Geheimrätin gerade so sehr, wie vorhin seine begeisterungsvolle Rede.

Ah, rief sie, mit einem tiefen Seufzer, so seid Ihr Männer alle! Und es sind sogar noch die Bessern von Euch, die nur wenigstens so sind. Setzt das ganze Lebensglück eines armen, schuldlosen Weibes auf die Karte Eures Leichsinns, vergiftet mit dem süßen Gift der Leidenschaft unser unschuldvolles Dasein, reißt uns heraus mit den Adlerflügeln Eurer Liebe aus der stillen, seligen Verborgenheit unserer Mädchenjahre – und das Ende von dem Allen? Verderben, Trennung, Untergang! Denken Sie nicht, fuhr sie in etwas gemäßigerem Tone fort, daß das Vorwürfe für Sie sein sollen, Felix: ich habe Ihnen schon gesagt, daß es immer noch die Besseren, die Geistigbegabteren Ihres Geschlechtes sind, die wenigstens noch dazu fähig und zum Mindesten noch darin eine qualvolle Befriedigung finden! Der Mensch ist überhaupt nicht zum Glück geboren, wenigstens kein edler Mensch – ja wohl, jetzt lächeln Sie: aber werden Sie erst so alt wie ich, erleben Sie erst die Stürme, die in der Tiefe meines Busens begraben sind, und Sie werden anders darüber urtheilen lernen. Darüber also zürne ich Ihnen nicht, daß Sie meine Freundin durch Ihre Leidenschaft unglücklich machen werden: besser unglücklich mit Poesie, Liebe, Leidenschaft, als glücklich in der elenden prosaischen Wohlbehaglichkeit der Philister! Aber nur das verlange ich von Ihnen, und darin ergeht meine mütterliche Warnung an Sie, daß Sie sich selbst nicht darüber

täuschen, weder sich noch Victoria'n, daß Sie nothwendig unglücklich werden müssen – unglücklich alle Beide

...

Trotz der leidenschaftlichen Erregung, in welcher unser Poet sich befand, wollte diese Theorie des Unglücks, als die eigentliche Bestimmung des Menschen, ihm doch nicht völlig in den Kopf.

Ich bin noch mit mir selbst nicht im Klaren darüber, sagte er, ob ich es wagen darf, diese Gefühle der Bewunderung und des Entzückens, welche Ihre Freundin mir erregt hat, mit dem so edeln, so heiligen Namen der Liebe zu benennen. Noch weit weniger weiß ich, ob Gräfin Victoria nur den leisesten Schatten meiner Empfindung erwidert oder theilt; ich bin sogar überzeugt, daß dies nicht der Fall ist, nicht sein kann, weil ich ein viel zu unbedeutender Mensch bin für eine so außerordentliche Erscheinung, und weil mir Alles abgeht, was die Zuneigung eines so erhabenen Wesens, ich sage gar nicht verdienen aber doch wenigstens entschuldigen, doch wenigstens begreiflich machen könnte. Allein, wie sich dies nun auch verhalte, meine gnädige Frau, weiß ich gewiß: nämlich daß, wenn dies Liebe ist, daß sie uns dann auch glücklich machen wird, unendlich glücklich . . .

Ah, erwiderte die Geheimrätthin, durch diesen Widerspruch gereizt, Sie denken wohl, Gräfin Victoria soll Sie heirathen –?

Aber wenn Felix' Widerspruch die Geheimrätin nur gereizt hatte, so fühlte er sich jetzt durch diese Aeußerung derselben wirklich beleidigt. Er stand auf, schob den Stuhl zurück:

Ich habe bereits die Ehre gehabt, Ihnen zu bemerken, gnädigste Frau, daß ich mir selbst über all diese Fragen welche Sie so überaus gütig sind an mich zu richten, noch keine Rechenschaft gegeben habe; es ist das jedenfalls sehr unrecht von mir gewesen – sehr unmännlich (setzte er mit bewegter Stimme hinzu), wie ich mich jetzt überzeuge, und ich danke Ihnen, daß Ihr Zuruf mich aufschreckt aus einem Traume, der unendlich süß war, aber auch unendlich – leichtfertig. Lassen Sie sich an der Versicherung genügen, daß ich in Zukunft bedächtiger zu Werke gehen, und die Schönheit, die mich zur Anbetung zwingt, wenigstens mehr aus der Entfernung anbeten will: und verschonen Sie mich nun übrigens mit Fragen, die meinem Herzen – ich darf es Ihnen versichern, außerordentlich schmerzlich sind.

Aber wenn sie das wirklich waren, so hatte die Geheimrätin ihm ja eben das Beste erzeugt, was nach ihrem Dafürhalten einem Menschen überhaupt widerfahren konnte. Dieser Schmetterling zappelte zu angenehm, der durfte nicht sobald von der marternden Nadel entlassen werden . . .

Nicht so rasch, mein Freund, sagte sie, nicht so übereilt. Ich will jetzt mit keinen weitem Fragen in Sie dringen: aber versprechen Sie dafür auch mir, daß Sie in dieser Sache keinen weitem Schritt thun wollen, weder vorwärts noch rückwärts, bis ich mit meiner Freundin gesprochen und deren Willen erforscht habe.

Felix konnte dies leicht versprechen; die mancherlei Arbeiten und Geschäfte, die ihm für die nächste Zeit bevorstanden, ließen ihm doch keine Hoffnung, Victoria so bald in derselben Ungestörtheit wiederzusehen, wie es bisher der Fall gewesen. Auch scheute er sich nach dem gestrigen Auftritt einigermaßen vor der ersten Wiederbegegnung . . .

Wenn er jedoch gehofft hatte, damit nun aus dem Inquisitorium der Geheimrätthin entlassen zu sein, so hatte er die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Ich habe Ihnen zwar versprochen, sagte dieselbe, indem sie ihm die Hand zum Abschiedskuß reichte, Sie fürs Erste mit fernern Fragen zu verschonen; eine Frage indessen müssen Sie mir doch noch gestatten – was ist das zwischen Ihnen und dem Käthchen Meinhart gewesen, dem Nähtermädchen?

Von Allem, womit Frau Geheimrätthin Haberland während dieser ganzen Unterredung den geheimen Unwillen des Poeten gereizt hatte, war ihm doch nichts so empfindlich gewesen, als diese Frage; er besann sich einige Zeit lang, ob er überhaupt nur darauf antworten sollte. Dann mit kühlem und ernsthaftem Tone:

Es ist, erwiderte er, zwischen mir und der jungen Dame, welche es Ihnen beliebt in dieser etwas befremdlichen Zusammenstellung zu nennen, nichts gewesen, Frau Geheimrätin, was nicht in eben diesem Augenblick noch wäre: Käthchen Meinhart ist die theuerste, die einzige Gespielin meiner Jugend, ein reines, edles, vortreffliches Mädchen, das ich von ganzer Seele hochachte und verehere, und für dessen Lebensglück mir keine Art von Anstrengung oder Opfer zu schwer werden wird. Denn sie verdient das reinste, schönste Glück.

Sehr edel gedacht, antwortete die Geheimrätin, wenn schon der Ton, mit dem sie es sagte, ihren Worten selbst nicht ganz zu entsprechen schien: Aber glauben Sie nicht auch, daß es besser sein wird, Victoria'n einstweilen von dieser Bekanntschaft nichts zu sagen?

Ich kann, entgegnete der Dichter ruhig, unmöglich von Gräfin Victoria geringer denken, als das arme, unscheinbare Nähtermädchen sich mir gezeigt hat: ich habe Käthchen kein Geheimniß aus meinen Empfindungen für Victoria gemacht, und glaube daher auch nicht, daß Victoria selbst – –

Kein Geheimniß!?, rief die Geheimrätin, der solche Naivetät vermuthlich noch nicht vorgekommen war, und was sagte Käthchen dazu?

Sie pries mich glücklich, entgegnete Felix stolz, daß ich mich einer solchen Bekanntschaft rühmen dürfte, und rief den Segen des Himmels herab auf mich und sie!

Auf diese energische Erklärung fand die Geheimrätin denn nichts mehr zu erwidern; mit ceremoniellem Kopfnicken wurde Felix entlassen. Aber kaum daß die Thür hinter ihm zugefallen war –

Und sie werden doch unglücklich, alle Beide! rief sie, indem sie behaglich die Hände in einander rieb . . .

ZWEITES KAPITEL. WIEDER EINE ALTE BEKANNTSCHAFT.

Sie müssen sich auf einen ziemlich närrischen Kauz gefaßt machen, sagte Florentin zu Felix, da sie Beide auf dem Wege zum Buchhändler waren. Der Mann ist, wenn ich recht gehört habe, früher selbst Schriftsteller gewesen, dann Schauspieler, dann Director einer umherziehenden Schauspielertruppe, dann Bankhalter, dann politischer Emissair, und vielleicht noch Schlimmeres durch seine Verheirathung mit einer eben so bekannten als berühmten Sängerin, von der ihn zu seinem Glück der Tod nach kurzer Zeit wieder befreit hat, zu einigem Vermögen gelangt, ist er jetzt im Begriff ein Verlagsgeschäft zu errichten. – Wobei ich indeß noch keineswegs behaupten will, setzte er hinzu, daß er damit seine frühern Beschäftigungen nun auch wirklich sämmtlich quittirt hat, und nicht noch eine oder die andere als freie Kunst fortsetzt.

Felix konnte nicht umhin, sein Erstaunen darüber auszudrücken, wie ein Mann von dem Rang und der Stellung des Ministers sich mit einem derartigen Subject einlassen könnte; ja er zeigte sich persönlich gekränkt, daß man nur den Versuch machte, ihn mit einer Person dieser Art in Berührung zu bringen.

Sie sind und bleiben doch ein unverbesserliches Kind, entgegnete Florentin. Mein Vetter taugt allerdings nicht zum Regieren, allein so viel weiß oder fühlt er denn doch, daß sich mit der bloßen Tugend und Ehrlichkeit nicht regieren läßt. Gerade solche Subjecte, wie das in Rede stehende, sind für den praktischen Staatsmann unentbehrlich und ich mache meinem Vetter im Gegentheil den Vorwurf, sie noch viel zu wenig zu benutzen; so etwas ist überall in der Welt herum gewesen, hat seine Nase in alle Winkel gesteckt, alle schmutzige Wäsche durchstöbert, selbst mit allen Hunden gehetzt, kennt es auch die schwachen Stellen der Uebrigen und kommt, was eine große Hauptsache ist, niemals in den Fall, zu gut von den Menschen zu denken. Und rechnen Sie denn das für nichts, lieber Felix, daß man ein solches Subject benutzen kann wie man will, zu jeder Art von Verrichtung, zu der Mensch und – Vieh sich brauchen läßt, und wenn man ihn nicht mehr brauchen will, nun gut, so gibt man ihm einen Tritt und läßt ihn laufen, oder kriegt ihn auch wohl gar noch nachträglich bei den Ohren?

Diese Grundsätze praktischer Staatskunst, welche der junge Edelmann mit großer Behaglichkeit noch des Breiten entwickelte, waren jedoch zu wenig nach Felix' Geschmack, als daß er sehr darauf gemerkt hätte.

Um so größer war sein Erstaunen, da sie endlich an Ort und Stelle angelangt waren – und wer trat ihnen entgegen? Niemand anders als Herr Windelweicher! der leibhaftige Herr Windelweicher, der ehemalige Redacteur des Flatternden Amor; derselbe, der mit Felix in der

Landkutsche gesessen, als er, noch als Otto Meister, auf die Universität nach Leipzig gezogen war, und der ihn dann kurz darauf als Felix Berghold in die Literatur eingeführt hatte!

Freilich sah Herr Windelweicher jetzt keineswegs mehr so verhungert aus, wie dazumal. Im Gegentheil, er hatte sich ein ganz stattliches Bäuchlein angemästet, und auch das ehemals so hagere Antlitz war jetzt ordentlich mit schwammigem, breit zerflossenem Fett gepolstert, ohne dadurch gerade an Schönheit oder Ausdruck gewonnen zu haben. Statt des langen weißen Surtout mit den raschelnden Taschen, in dem er ehemals gesteckt, wie ein welches Schotenkörnchen in der Schale, umfloß ihn jetzt ein sehr feiner sammetner Schlafrock; auch die Messingbrille hatte einer andern mit goldner Einfassung Platz gemacht.

Uebrigens jedoch waren Haltung, Ausdruck und Gebärden noch ganz dieselben; die lange spitze Nase sah noch immer mit derselben unverschämten Neugier in die Welt hinein, noch immer fuhren die großen dürren Hände, an denen jetzt freilich Ring um Ring prahlte, unruhig an allen Taschen auf und nieder, als ob er noch immer unersetzliche Manuscriptenschätze zu bewachen hätte, – und auch die heisere, schrille Stimme war noch ganz dieselbe.

Aber mein Gott, Herr Windelweicher! rief Feld in der ersten Ueberraschung –

Windelweicher? *qu'est que cela?* wie heißt Windelweicher? Das ist ein antediluvianischer Name, den ich längst

mit dem Namen meiner seligen Gattin, der berühmten, leider Todes verblichenen Trillerfuß vertauscht habe, entgegnete Herr Windelweicher mit großer Ruhe, indem er den jungen Mann wie einen völlig Fremden mit herabgezogenen Augenlidern und rückwärts geworfenem Kopf lang anstarrte.

Florentin wollte sich vor Lachen ausschütten. O, rief er, das ist ja die köstlichste Geschichte, die ich seit Langem erlebt habe! Man sieht doch gleich, was Poeten sind, denen passirt immer Alles anders als uns übrigen Menschenkindern.

Endlich dämmerte es auch Herrn Trillerfuß. Ei wahrhaftig! kreischte er, indem er den Poeten heftig an seine Brust riß und die schlechtrasirten Wangen zwei-, dreimal rechts und links an Felix' Antlitz scheuerte, eine sehr beliebte Abbeviatur bekanntlich des hier und da in Deutschland noch üblichen Männerkusses –: das ist ja mein junger Freund, mein Schützling, mein kleiner Gehilfe vom Flatternden Amor, wie heißt er doch nur gleich? O – Ot – Otto –

Felix Berghold, berichtigte unser Freund, der jetzt auf einmal zu merken anfang, daß die Erneuerung dieser alten Bekanntschaft auch wohl ihre sehr bedenklichen Seiten für ihn haben könnte.

Ja ja, ganz recht, Felix Berghold, das war Ihr Schriftstellername – o ich entsinne mich noch wie heute, wie verschämt Sie anfangs waren, und wie Sie gar nicht daran wollten, etwas drucken zu lassen, fast mit Gewalt mußte ich Ihnen die ersten Manuscripte wegnehmen,

entgegnete der Andere: Felix Berghold, ja ja, ist ein recht bekannter Name geworden seitdem, wirklich, ich gratuliere, ein ganz niedlicher Name für einen jungen Mann Ihres Alters – Aber eigentlich, dünkte ich, hätten Sie doch ganz anders – –?

Lassen wir das jetzt, meine Herren, fiel Florentin ihm in die Rede, und kommen wir zu dem Geschäft, um dessen willen Herr Felix die Güte gehabt hat, sich hierher zu bemühen.

SRDrittes Kapitel. Das Geschäft.

Allein wie zärtlich der ehemalige Journalist sich auch der alten Bekanntschaft mit Felix erinnert hatte, auf seine Auffassung des Geschäftes, das jetzt zwischen Beiden verhandelt werden sollte, hatte diese alte Freundschaft dennoch nicht den mindesten Einfluß. Er hatte Mühe, den jungen Dichter, der seine Ansichten über das neuzubegründende Journal mit all der Lebhaftigkeit und Offenheit entwickelte, welche ihm eigenthümlich waren, nur überhaupt zu Ende zu hören. Je begeisterter Felix von der großen Aufgabe der Literatur, von Unabhängigkeit der Presse, Heilighaltung der öffentlichen Meinung und ähnlichen Dingen sprach, desto ungeduldiger fuhr Herr Trillerfuß sich am Leibe umher, zuckte die Achseln, warf den Kopf bald so, bald anders, tauschte spöttische Blicke mit Florentin –

Aber mein bester Herr Felix, unterbrach er ihn endlich, das ist ja Alles ganz wahr und ganz vortrefflich, und in das Programm unserer Zeitschrift, ich meine die Ankündigung, die für das Publicum bestimmt ist, muß das

Alles auch hinein, das versteht sich, und meinetwegen mit noch dickern Farben, als Sie es hier auftragen – viel hilft viel, und wie man den Leuten pfeift, so tanzen sie. Aber wir sind ja nicht das Publicum, was sollen diese vortrefflichen Redensarten unter uns? Unter uns handelt es sich ja ganz einfach um ein Geschäft, vergessen Sie nicht, Herr Felix, ein Geschäft – und Geschäftsleute, das ist die Grundlage alles soliden Verkehrs, müssen ehrlich sein gegen einander.

Und meinen Sie etwa, ich wäre nicht ehrlich? versetzte Felix gereizt.

Florentin suchte durch einige vermittelnde Worte bei Zeiten einzulenken. Allein der Exredacteur des Flatternden Amor konnte der Versuchung nicht widerstehen, die praktische Einsicht, welche er seitdem gewonnen und die das eigentliche Betriebskapital seines jetzigen Lebens bildete, recht nachdrücklich, vielleicht sogar mit einiger Uebertreibung zu entfalten.

Gut, ich glaube Ihnen, sagte er, daß Sie ehrlich sind; aber so erlauben Sie mir ebenfalls, ehrlich zu sein. Wie ich so jung war, wie Sie, Herr Felix, und auch wohl noch einige Jahre später, habe ich vielleicht eben so gedacht, will sagen, bin ich eben solch ein Phantast gewesen, wie Sie. Seitdem jedoch hat mich das Leben in die Schule genommen, und ich habe einsehen gelernt, daß man mit all diesen edlen Empfindungen und all diesen idealen Principien nicht einen Hund vom Ofen lockt, am wenigsten aber eine Zeitung auf die Beine bringt. Gott, wenn ich denke, mit welchen Illusionen ich mich ebenfalls trug, als

ich meinen Flatternden Amor gründete! Es waren genau dieselben Stichworte, die ich jetzt von Ihnen hören muß, mein Guter, und müssen Sie mich daher schon entschuldigen, wenn mir dieselben seitdem etwas überdrüssig geworden sind. Würde der Literatur – ach du mein Himmel! ohne die Bürde eines gefüllten Geldsackes ist es mit dieser Würde nichts: und wer jene hat, kann diese entbehren. Worin besteht denn die Würde der Literatur? worin äußert sich das Verdienst eines Buches? Die Literatur ist dazu da, das Publicum zu unterhalten, und eben dadurch die höchst ansehnlichen Betriebskapitalien, welche von Buchhändlern, Buchdruckern, und sogar auch von den Schriftstellern hineingesteckt werden (denn Sie werden mir zugeben, daß auch die Zeit des Schriftstellers ein Capital ist, welches verzinst werden muß), mit möglichst großem Vortheil umzusetzen. Ein verdienstvolles Buch aber ist, woran viel verdient wird, das lehrt schon der Sprachgebrauch. Wie, womit, wodurch das Geld verdient wird, ist einerlei, genug, wenn das Geld nur im Kasten klingt und die Seele des Verlegers sich durch diesen angenehmen Klang aus dem Fegefeuer der Erwartung und Besorgniß befreit fühlt. Fragen Sie die sämtlichen Koryphäen des Buchhandels und nicht etwa des deutschen allein, sondern fragen Sie nach, wo irgend ein Buch gedruckt wird – ob nicht Jeder eben so gern ein Kochbuch, einen Briefsteller, einen praktischen Rathgeber vor bei und nach verlegt, als die schwungvollsten Gedichte, die

vortrefflichsten Dramen, die tiefsinnigsten Gelehrtenwerke, vorausgesetzt nur, daß bei dem einen so viel verdient wird wie bei dem andern.

Und da es nun eine Thatsache ist, fuhr der angehende Verleger fort, eine Thatsache der Handelsbücher und der Meßabschlüsse, die Sie mir durch keine noch so wohl-lautenden Phrasen wegemonstrieren können, daß Kochbücher, Briefsteller und Rathgeber sich besser verkaufen und mehr Gewinn abwerfen, als alle Classiker Deutschlands zusammengenommen, so ist es auch ganz natürlich, daß wir die erstern nicht nur eben so gern, sondern sogar entschieden lieber verlegen als die letztern. Ja Ihr hochmüthigen Dichter und Gelehrten, die Ihr Euch so viel dünkt mit Eurem gebildeten Geschmack, Eurer profunden Wissenschaft und Euren berühmten Namen, was denkt Ihr denn wohl, wovon Ihr eigentlich in der Literatur lebt, und wodurch es allein dem Verleger möglich gemacht wird, Euch zu drucken und zu bezahlen? Gerade dieser, wie Ihr es nennt, Wegwurf der Literatur, diese namenlosen, rasch vergessenen Bücher, von denen kein Journal spricht und die selbst der hungrigste Recensent unaufgeschnitten bei Seite schiebt – gerade sie sind es, von denen Ihr Eure Einkünfte bezieht! Von dem Schweiß dieser Proletarier werden die Capitalien gesammelt, aus denen Ihr Eure Sinecuren bezieht, aus ihrem zerfallenden Löschpapier wird Euer Velin zusammengestampft; damit Ihr in Maroquin und Goldschnitt einherstolziren könnt, müssen sie verschämt in blauem Packpapier durch die Welt wandern!

Florentin fand diese Darstellung höchst ergötzlich.

Sie werden unserm Freunde auf diese Art noch beweisen, sagte er, daß er ein eingefleischter Aristokrat ist, während er sich doch in seinem Herzen für einen richtigen Demokraten hält, einen blauen mindestens, und ich schlage sogar vor, ihn in Anbetracht seiner außerordentlichen Liebenswürdigkeit zum himmelblauen zu befördern.

Gewiß ist er ein Aristokrat, rief der erfahrene Mann, ein ganz abscheulicher Aristokrat! Besser sein zu wollen, als die andern Menschen, Recht, Tugend, Wahrheit zur Richtschnur seines Lebens zu machen, während wir Andern schon froh sind, wenn wir uns nur als Lumpe, der Eine etwas mehr, der Andere etwas weniger, redlich durch die Welt schlagen, ist das nicht ein ganz verfluchter Aristokratismus, ein ganz verfluchter Aristokratismus, sein Brot immer nur von dem sauber gedeckten Tisch der Tugend essen zu wollen, während man doch Gott danken soll, wenn sich in den Pfützen des Lasters noch immer Krumen genug finden, uns zu nähren? Nein, nein, Sie sind ein Phantast, guter Felix, und da Sie jetzt wilens sind, in das praktische Leben zu treten, und da Sie Gönner und Fremde gefunden haben, die Ihnen den Weg dazu bahnen wollen, so müssen Sie nun auch anfangen, vernünftig zu werden.

Felix kämpfte lange Zeit, ob er auf diese ihm so tief widerstehenden Ansichten überhaupt noch etwas erwidern sollte. Endlich überwand er seinen Ekel.

Bei der bewundernswürdigen Einstimmigkeit, welche sowohl in Betreff der Literatur im Allgemeinen wie namentlich auch in Betreff unsers Zeitungsprojectes zwischen den beiden Herren zu herrschen scheint (sagte er), und da ich ferner auch nicht anders annehmen kann, als daß auch des Herrn Ministers Excellenz diese Uebereinstimmung theilt, so wäre es allerdings sehr thöricht von mir, wollte ich hier noch den allergeringsten Versuch machen, die Ansicht der Minorität, in der ich mich befinde, zur Geltung zu bringen. Indem wir also die geschäftliche Frage zwischen uns ganz fallen lassen, Herr Windelweicher, oder wie Sie sich jetzt sonst zu nennen belieben, – und zwar fallen lassen, setzte er mit starker Stimme hinzu, für alle Zeit, so will ich Sie nur darauf aufmerksam machen, daß Sie zur Zeit, wo wir uns kennen lernten, im Anfang unserer Leipziger Bekanntschaft, ganz dieselben Ansichten äußerten, wie jetzt ich – äußerten, sage ich: da ich allerdings nach Ihren jetzigen Erklärungen nicht mehr zu entscheiden wage, wie viel schon damals von diesen Ihren Aeußerungen wirklich in Ihrem Innern lebte –

Und was soll damit bewiesen werden, mein Guter? fiel Herr Trillerfuß ihm mit leichtem Achselzucken in die Rede: Ich habe Ihnen das ja selbst schon zugestanden . . .

Daß meine gegenwärtigen Ansichten, versetzte Felix, wie thöricht und unpraktisch sie auch sein mögen, doch keineswegs so ganz beispiellos und unerhört sein können, als Sie es jetzt darzustellen belieben.

Auch das zugegeben, rief der Andere, so muß ich meine Frage immer noch wiederholen: was wird dadurch bewiesen? Damals, mein guter Herr Felix, war ich Schriftsteller, jetzt bin ich Buchhändler, und Schriftsteller und Buchhändler sehen die Literatur von sehr verschiedenen Standpunkten an; damals war ich Theoretiker, jetzt bin ich Praktiker, und erst die Praxis, wie Sie wohl selbst wissen entscheidet über die Giltigkeit einer Theorie; damals, um Ihnen Alles zu sagen war ich arm, blutarm, und jetzt, Dank meiner Sparsamkeit und meiner guten seligen Frau, besitze ich ein kleines bescheidenes Capital, dessen Erhaltung und Vermehrung ich als eine heilige Pflicht gegen die theure Verblichene betrachte – nun, und sehen Sie: Bettler und Capitalist, das ist wiederum eine Verschiedenheit der Standpunkte, noch größer als zwischen Schriftsteller und Verleger . . .

Felix hatte den Hut ergriffen und wollte sich empfehlen, als Florentin noch einmal das Wort ergriff. Die Herren haben nicht recht gethan, sagte er, sich gleich zu Anfang in diese Principienfrage zu vertiefen. Principienfragen sind überhaupt ein Gegenstand, den man so viel wie möglich vermeiden muß, und der ja auch in der That mit der Praxis der Dinge nicht das Mindeste zu thun hat. Wie Herr Trillerfuß als erfahrener Mann über Stellung und Bedeutung der Literatur denkt, wie dagegen unser poetischer Freund hier über diese Dinge urtheilt, was kömmt darauf an, wenn das literarische Unternehmen, zu welchem Sie beide sich vereinigen wollen, nur jedem von Ihnen den Nutzen bringt, den er sich wünscht und den

er für den wahren Nutzen hält – Ihnen, Herr Trillerfuß, Geld, unserm Freunde Felix Ruhm, Ehre, Einfluß? Ich für meine Person kenne die Verhältnisse der Literatur und des Buchhandels zu wenig, um ein entscheidendes Urtheil darüber zu haben. Das indessen scheint mir allerdings unzweifelhaft, daß von einer Solidarität der Grundsätze und Ansichten zwischen Verleger und Schriftsteller so wenig die Rede sein kann, als ich danach frage, ob der Lederbereiter in Paris, der mir diesen Handschuh zuge richtet hat, Monarchist öder Republikaner, Orleanist oder Legitimist. Wäre es anders, lieber Felix, so müßten Sie ja nicht nur den Fanatismus vertheidigen, mit welchem die Elite unserer Reaction bloß noch Fleisch essen und Wein trinken will, die ebenfalls von reactionairen Händen geschlachtet und gekeltert sind: sondern Sie müßten consequenterweise auch behaupten, daß ein Schiller nur immer einen Schiller, ein Goethe einen Goethe zum Verleger haben dürfte, daß Kant und Hegel sich hätten müssen selber denken, und sofort. Brechen wie denn also ein Gespräch ab, das Sie beide in diesem Augenblick nur noch immer mehr erbittern und am Ende wohl noch gar, setzte er mit spöttisches Lächeln hinzu, Ihre schöne Jugendfreundschaft in Gefahr bringen könnte. Die Frage ist ganz einfach, ob Herr Trillerfuß das Blatt in Verlag nehmen will, welches Herr Felix zu schreiben beabsichtigt –

Ich beabsichtige gar keins mehr zu schreiben, gar keins! rief Felix heftig.

Bitte, unterbrechen Sie mich nicht, versetzte Florentin ruhig: was Sie thun oder lassen werden, liegt allerdings lediglich in Ihrer Hand, und trotz der Freundschaft, welche Sie so gütig sind mir zu schenken, werde ich mir niemals erlauben, irgend einen Einfluß auf Sie ausüben zu wollen. Unter allen Umständen jedoch scheint es mir nicht am Orte, dergleichen wichtige und weitgreifende Entschließungen stehenden Fußes oder wohl gar in der Hitze des Augenblicks zu fassen. Erlauben Sie mir denn also meinen Satz zu vollenden. Die ganze Frage, um die es sich handelt, ist, ob Herrn Trillerfuß Ihr Blatt gefällt, lieber Felix, und ob Sie Gefallen finden an den anderweitigen Bedingungen und Propositionen, welche Herr Trillerfuß Ihnen als erfahrener Geschäftsmann zu machen für gut finden wird. Die mündliche Verhandlung über diesen Gegenstand fortzusetzen, scheint mir bei der Stimmung, in der Sie sich beiderseits in diesem Augenblick befinden, nicht ganz wohlgethan. Schreiben Sie ein Jeder seine Vorschläge und Ansichten auf und theilen Sie die betreffenden Schriftstücke einander mit – wobei Sie aber immer wieder nicht vergessen dürfen, daß auch mein Vetter Filibert, oder wie ich in diesem Fall wohl richtiger sage, Seine Excellenz der Minister, ebenfalls noch ein Wort in diese Sache hineinzureden hat.

VIERTES KAPITEL. NESTOR'S WEISHEIT.

Wiewohl der Streit denn auf diese Weise äußerlich wieder so leidlich vermittelt war, stand es bei Felix dennoch unerschütterlich fest, sich weder mit dem ehemaligen Redacteur des Flatternden Amor weiter einzulassen, noch auch überhaupt die ihm vom Minister zugedachte Redaction zu übernehmen. Der Geheimrath, dem er seine Abneigung offen eingestand, bestärkte ihn sogar noch darin, wenn auch freilich seine bekannte Loyalität sowie die vielgepriesene Amtsverschwiegenheit ihm nicht gestatteteten, völlig mit der Sprache herauszugehen.

Sie erinnern sich mein liebster Herr Felix, sagte er, daß ich bei aller Hochachtung vor Ihrem Talent, und bei aller persönlichen Zuneigung, die ich für Sie empfinde, Ihnen doch gleich bei unserer ersten Bekanntschaft kein Geheimniß daraus gemacht habe, wie ich es eigentlich nur bedauern kann, daß ein so begabter junger Mann, und der auch so viel angenehme Kenntnisse hat, statt eines ordentlichen Lebensberufs, sich in die immerhin bedenkliche Laufbahn eines deutschen Schriftstellers verirrt hat. Ja wenn der Schriftsteller bei uns stände, wie bei unsern Nachbarn in England oder Frankreich! Da wird das Talent noch wirklich geachtet, da ist die Schriftstellerei noch wirklich eine *ars liberalis*, an welcher, wie im antiken Staate, nur Männer von freier, edler Denkungsart und unabhängiger Lebensstellung Theil nehmen . . .

Was dieses Berufung auf England und Frankreich betraf, so hätte Felix dieselbe allerdings sehr leicht durch

das Beispiel eines Chatterton und unzähliger Anderer zu nichte machen können: wie der gute alte Herr denn in der That weit besser bewandert war in Griechenland oder Rom als bei unsern Nachbarn jenseit des Rheins oder des Kanals. Aber Alles, was er sagte, athmete eine solche reine väterliche Gutmüthigkeit, und dazu war es auch so schwer, sich zwischen die einzelnen Kanonenschläge seiner Rede mit einer Entgegnung einzudrängen, daß Felix gern auf jeden Widerspruch verzichtete.

Ich bin, fuhr der Geheimrath fort, wie Sie mich hoffentlich schon kennen werden, mein junger Freund, keiner, der der *aura popularis*, dem Zischen oder Wiehern der Pnyx nachläuft, und eben so wenig ein Freund leerer Complimente. Mit derselben Offenheit daher, mit der ich Sie versichere, daß ich mich aufrichtig und herzlich für Sie interessire und mich lebhaft freuen werde, wenn ich dazu beitragen kann, Ihre Zukunft zu sichern, so kann ich Ihnen doch auch nicht verhehlen, daß es mir das Liebste wäre, wenn Sie diesen Wink des Schicksals benutzten, die Bahn des Schriftstellers überhaupt zu verlassen. Ich meine, verbesserte er sich rasch, indem er bemerkte wie Felix bei diesen Worten beharrlich den Kopf schüttelte, nicht einmal die Schriftstellerei selbst: dichten Sie, schreiben Sie, junger Freund, in Gottes Namen, was die Muse Ihnen eingibt, und wozu das Herz Sie treibt. Aber nur nicht Ihren Lebensberuf machen Sie daraus, wenigstens nicht Ihren äußerlichen! nicht Ihre bürgerliche Stellung suchen Sie auf die Schriftstellerei und auf diese allein zu begründen! Bei Ihren mannichfachen und

gründlichen Kenntnissen kann es Ihnen ja gar nicht fehlen; fangen Sie klein an, Talent, Fleiß und Glück werden weiter helfen. Seine Excellenz der Herr Minister sind – ich darf es unbedenklich wiederholen, da er Sie ja selbst so oft davon versichert hat – in diesem Augenblick noch höchst günstig für Sie gestimmt; benutzen Sie diese günstige Stimmung, oder wenn Sie (was ich Ihnen gar nicht verdenken würde, im Gegentheil, es wird meine Hochachtung gegen Sie nur noch vermehren) sich dazu persönlich nicht geeignet fühlten, so gestatten Sie wenigstens mir, ein passendes Wort für Sie einzulegen. Es sind gerade im Augenblick verschiedene kleine Stellen offen – nun ja doch, wir sind alle Anfänger gewesen, und ein so brav denkender junger Mann, wie Sie, wird auch vor kleinen Entbehrungen und Einschränkungen nicht zurückbeben – die äußerst passend für Sie wären, hier wie außerhalb – zum Beispiel, sagte er nachsinnend, indem er das Kinn gegen die Hand rieb, da ist die Bibliothekarstelle bei der Kriegsschule, trägt freilich nur vierhundert Thaler, ist aber auch nur wenig zu thun dabei und bietet einem eingehenden jungen Gelehrten eine unschätzbare Gelegenheit, sich durch häusliche Studien weiter fortzubilden . . .

Oder wissen Sie was? rief er plötzlich: werden Sie Lehrer! Sie haben eine gute Stimme und ein freundliches mildes Auge, Sie passen ganz gewiß zum Lehrer, es gibt kein Kind, das nicht dieser Stimme und diesem Auge folgen sollte! Der Lehrerstand, Herr Felix, ist der erste Stand in der Welt; als Poet selbst, was sind Sie denn eigentlich als Lehrer, Prophet, *vates*? Kein Amt ist zu hoch, keine

Verrichtung zu schwierig, zu der die Beschäftigung als Lehrer nicht eine würdige und nützliche Vorbereitung wäre; nicht Jeder kann Lehrer, aber aus jedem Lehrer kann Alles werden. Ich darf das sagen, knirschte er, mein Herr Felix, da ich selbst in diesem Punkt einige Erfahrungen gemacht habe . . .

So dankbar Felix auch die gute Meinung des alten Herrn erkannte, so fühlte er sich doch vorläufig noch keineswegs geneigt, auf die Vorschläge desselben einzugehen. Nur daß auch der Geheimrath ihm von dem Zeitungsunternehmen abrieth, gereichte ihm zu großer Befriedigung. Er beschloß, die Sache zwar äußerlich noch einige Zeit so hingehen zu lassen bis der Exredacteur ihm seine Propositionen und Bedingungen einreichen würde. Dann aber wollte er dem Minister offen erklären; daß er sich für die ihm zugedachte Bestimmung nicht tauglich fühle und an keinem Project dieser Art Theil nehmen könne.

FÜNFTES KAPITEL. HEINRICH DER LÖWE.

Das war also der zweite von Felix' Plänen und Erwartungen, der ihm gleichsam unter der Hand zerrann, noch lange bevor er irgend eine greifbare, faßliche Gestalt gewonnen. Das Erste war der Club der Wahrhaften gewesen, in welchem er wenigstens einige Augenblicke lang einen Boden ehrenhafter praktischer Wirksamkeit gefunden zu haben meinte, und den er gleich darauf in seiner ganzen, vollen Nichtigkeit hatte erkennen müssen.

Nun ging auch die Aussicht, durch ein größeres journalistisches Organ auf die öffentliche Meinung wirken zu dürfen, denselben Weg; werden die beiden Hauptpfeiler, an welche das schwanke Gebäude seiner Träume sich anlehnt, die Gunst des Ministers, die Liebe Victoria's, werden sie fester stehen?

Um so inniger jedoch schloß er selbst sich inzwischen an diejenige Aussicht, die ihm zunächst bevorstand und die ihn, seines Bedünkens, für alle bisherigen Enttäuschungen reichlich entschädigte: die Aussicht auf Aufführung seines Stückes. Man muß den bitteren Schmerz eines jungen Dichters empfunden haben, der sich mit den Erstlingswerken seiner Muse, diesen Werken, die er mit so viel Innigkeit, so viel Keuschheit erzogen hat, überall gleichgiltig zurückgewiesen sieht, muß empfunden haben, wie schwer das thut, nicht für die Anerkennung, o nein, selbst nur für die Belehrung, den Tadel, den man erwartet hat, von allen Seiten bloß hochmüthige Ablehnung zu erfahren, – um auch dies wahrhaft väterliche Entzücken zu begreifen, mit welchem Felix jetzt die schon halb vergelbten Blätter hervornahm, sie einer letzten prüfenden Durchsicht zu unterwerfen.

Denn schon in den nächsten Tagen sollte in dem Hause des Ministers selbst vor einer glänzenden Gesellschaft, die ausdrücklich zu diesem Zwecke eingeladen war, eine Vorlesung seines Stückes stattfinden. Felix, der in seiner gutmüthigen Bescheidenheit es sich schon zum großen Glück gerechnet hatte, wenn Hermann oder Florentin

ihm hie und da einmal eine halbe Stunde schenken, seine poetischen Versuche anzuhören, konnte sich kaum zurechtfinden in die Auszeichnung, welche ihm bevorstand.

Und doch war es eigentlich etwas ganz Anderes, als die Vorlesung selbst, was ihn dabei in Entzücken versetzte: es war der Gedanke, daß dieselbe in Victoria's Gegenwart, vor ihren Ohren, unter dem leuchtenden Strahl ihres Auges stattfinden würde, daß wie zu den Zeiten der alten Turniere sie es sein sollte, die Dame seines Herzens, aus deren Hand er Lohn und Kranz empfing!

Nämlich wenn es überhaupt einen Kranz zu empfangen gab. Derselbe Gedanke, der ihn in Entzücken versetzte, lähmte auch in andern Augenblicken wiederum seinen Muth und versenkte ihn in Zweifel und Besorgniß. Er kannte die schwachen Seiten seines Stückes sehr wohl; es war, wie in den meisten dramatischen Versuchen der Gegenwart, mehr Form als Inhalt, mehr lyrisches Beiwerk als eigentlicher dramatischer Kern, mehr Darstellung als Handlung darin. Nach der allgemeinen Krankheit seiner Zeit hatte er weit weniger darauf hingearbeitet, den geschichtlichen Stoff in seiner unmittelbaren charakteristischen Bedeutsamkeit zu erfassen, als er ihn vielmehr zu einer Chablone benutzt hatte, die Empfindungen und Ansichten seiner Zeit, seine Hoffnungen, Wünsche, Befürchtungen hineinzuziehen. Wiewohl kaum zwei Jahre seit Abfassung des Stückes verflossen waren, so hatten doch schon diese zwei Jahre, und namentlich die Erfahrungen der letzten, politisch bewegten Monate, unsern Poeten so weit gereift, daß er das Irrthümliche dieser Richtung

vollkommen einsah und gern, wenn es möglich gewesen wäre, alle Spuren derselben aus seinem Stück herausgebracht hätte.

Wirklich machte er einen Versuch dazu. Aber wie es allemal weit leichter ist, ein ganz neues Werk zu schreiben, als einem schon vorhandenen, abgeschlossenen einen neuen, veränderten Geist einzuhauchen, so mußte auch dieser Versuch erfolglos bleiben. Mit so großer Freude er die Blätter anfangs wieder hervorgesucht hatte, mit so viel Niedergeschlagenheit legte er sie, als der Tag der Vorlesung endlich gekommen war, wieder zusammen. Wäre es jetzt noch möglich gewesen, er wäre von dem ganzen Vorhaben am liebsten freiwillig zurückgetreten: nicht, weil er eine öffentliche Niederlage fürchtete, oder weil seine Eitelkeit den Gedanken einer vielleicht nur frostigen Aufnahme nicht ertragen konnte, o nein, sondern lediglich, weil er das Stück nicht gut genug fand, um damit vor Victoria gleichsam in die Schranken zu treten.

Wie gern hätte er es noch einmal dem vorbereitenden Urtheil seiner Freunde unterworfen! Allein zu Florentin hatte er selbst kein rechtes Herz mehr, und Hermann zeigte seit einiger Zeit eine Kälte des Betragens gegen ihn, die ihm die sonst so angenehmen Stunden beim Hinterwäldler zu einer wahrhaften Pein machten.

Am liebsten hätte er sich Käthchen's Rath erholt. Bei aller Einfachheit und Anspruchslosigkeit des äußern Auftretens besaß das junge Mädchen nicht nur, wie schon

früher gesagt worden, eine ungewöhnliche Bildung, sondern auch einen seltenen Grad von Geschmack und poetischer Empfänglichkeit; instinktmäßig, ohne langes Brüten und Grübeln traf und fühlte sie jedesmal das Richtige und ließ sich auch über das Verfehlte durch keinen äußern Glanz und Schimmer täuschen. Hatte Felix, so weit irgend in seinen Kräften stand, ihre äußere Sorge zu erleichtern und das einförmig öde Leben des jungen Mädchens durch unschuldige kleine Freuden und Erheiterungen zu erleichtern gesucht, so war ihm unzählige Mal von ihr noch viel Größeres zu Theil geworden: Berichtigung des eigenen Urtheils, Aufklärung und Ermuthigung, wo er zweifelte, Bestärkung, wo er auf dem richtigen Wege war, Abmahnung und Warnung, wo er im Begriff stand sich auf einen Irrweg zu verlieren. O diese seligen Morgen, wo er ihr draußen im Freien, am Rande eines Baches oder unter dem ersten, knospenden Blütenbaum, zu ihren Füßen gelagert, die neuesten Schöpfungen vorgelesen und in dem Auge der Freundin, in ihrem Lächeln, ihrem Zunicken, ihrem Stutzen sein Urtheil gefunden hatte! Seine ganze Seele schmolz hin in Bewunderung vor Victoria, er verehrte ihren Geist, staunte ihren Geschmack, ihren Scharfsinn, ihre Kenntnisse an – aber dies Zutrauen, mit dem er Käthchen die innersten Gedanken seiner Seele eröffnet, nein, das konnte er zu der stolzen, prächtigen Erscheinung Victoria's nicht fassen. Käthchen hätte er unbekümmert Alles mitgetheilt, auch das Flüchtigste, was er geschrieben, und hätte ihr Schelten mit derselben Freude hingenommen wie ihren

Beifall; für die Schwester Filibert's war ihm nichts gut genug, er sehnte sich nach ihrem Beifall, und fürchtete doch noch weit mehr ihr Misfallen zu erregen ...

**** 266

Aber jene traulichen Stunden mit Käthchen waren nun vorüber, er selbst hatte dafür gesorgt, daß sie vorüber waren. Aus reinster Absicht, ohne Zweifel; noch jetzt, so schmerzlich er Käthchen's vertraute Besuche entbehrte, konnte, mußte er sich doch selbst sagen, nur das Nöthige und Richtige gethan zu haben. Allein seine Sehnsucht zu trösten, vermochte diese Betrachtung dennoch nicht. –

Und eben so wenig genügten dazu die sehr flüchtigen und vielfach gestörten Zusammenkünfte, welche er mit ihr in der Wohnung der Madame Nardini hatte. Je öfter er die alte Dame sah, desto weniger wollte sie ihm behagen. Er konnte selbst nicht herausgrübeln, woran es eigentlich lag: denn sie war unverändert freundlich und artig, und auch Käthchen konnte nicht genug Rühmens machen von der großen Zuvorkommenheit, mit welcher sie von ihr behandelt ward. Aber bei alledem war etwas, was ihm gleichsam die Kehle zuschnürte, sowie er Käthchen bei der Nardini traf. Vermuthlich lag es daran, daß er bisher gewohnt gewesen war, seine Freundin fast immer allein ohne Zeugen zu sprechen: während jetzt regelmäßig nicht nur Madame Nardini, sondern in den meisten Fällen auch noch andere ihrer Bekannten zugegen waren, theils Schülerinnen von ihr, theils allerhand Schöngeister, Schauspieler, alte und junge Kunstkenner, die sich bei ihr zu versammeln pflegten.

Diese Störung, bei der es zwischen Käthchen und ihm zu gar keiner rechten Vertraulichkeit mehr kommen konnte, war ihm in Kurzem so zur Last geworden, daß er bald gar nicht mehr zur Nardini ging – und mithin auch seine Freundin fast gar nicht mehr zu sprechen bekam.

Auch in die Vorlesung seines Stückes mußte er daher gehen, ohne sie vorher gesprochen und sich durch einen Blick in ihr treues braunes Auge Muth und Sicherheit geholt zu haben.

SECHSTES KAPITEL. DIE VORLESUNG.

Besorgnisse waren ohne Grund gewesen. Die Vorlesung fiel im Gegentheil äußerst glücklich, ja glänzend aus. Es war das erste Mal, daß der junge Dichter öffentlich als Günstling des Ministers, sogar von diesem selbst, aufgeführt ward: und man mußte es Graf Filibert lassen, daß er nichts versäumt hatte, diese Vorstellung so empfehend und günstig zu machen wie nur möglich. Alles war versammelt, was die Hauptstadt nur irgend an Notabilitäten, sei es des Ranges, der Reichthums, der Bildung besaß; die vornehmsten Beamten, die würdigsten Gelehrten, die glänzendsten, üppigsten Weiber und freilich auch die im Stillen eifersüchtigsten und misgünstigsten Collegen des jungen Dichters, so viel die Hauptstadt ihrer besaß, waren versammelt, sich seinen Heinrich den Löwen gefallen zu lassen.

Denn daß er ihnen gefallen würde, gefallen mußte, das war nach dem günstigen Vorurtheil, welches Seine

Excellenz über das Stück geäußert, sowie nach der celebren Bestimmung, welche ihm zugedacht war, ganz außer Zweifel. Man weiß ja, wie es bei dergleichen Gelegenheiten zugeht; auch die Gesellschaft dieser Stadt machte keine Ausnahme von der Regel. Während die eine Hälfte der Versammlung einander im Stillen zuseufzte über die Langeweile, die ihrer harrte, und mit stummen Schauern berechnete, wie lange es wohl noch dauern könnte bis zum Souper, hielt die andere ihren ehrfurchtsvollen Blick fest auf das Antlitz des Ministers geheftet und ahmte in demuthvoller Ergebenheit jede Mienne des Beifalls, jedes Augenverdrehen und Mundspitzen nach, mit welchem Seine Excellenz ihre hohe Befriedigung kund gaben. Beide Theile jedoch, die Zufriedenen sowohl wie die Gelangweilten, die Zweifler wie die Gläubigen, konnten, sowie sie gefragt wurden, nicht Worte genug finden, die Vortrefflichkeit des Stückes, sowie ganz besonders den feinen Takt zu preisen mit welchem der Herr Minister dies Kunstwerk sammt seinem Verfasser ausfindig gemacht.

Felix selbst bemerkte von diesem Allen wenig oder nichts. Der Regisseur des Theaters, der zugleich der Heldenspieler desselben war und mithin einen ganz unweigerlichen Anspruch auf die Hauptrolle des Stückes hatte, ein Mann von unermüdlichen Lungen und gutem Vortrag, dem nur leider ein kleiner Anflug von obersächsischem Dialekt hinderlich war, hatte unserm Freunde die Mühe des Vorlesens abgenommen, so daß derselbe sich

ganz ungehindert in das Anschauen des einzigen Gegenstandes vertiefen konnte, der hier überhaupt nur für ihn vorhanden war – Victoriens.

Seit der verhängnißvollen und doch so seligen Scene im Billardsaal hatte er seine Freundin zwar schon einige Male wieder gesehen: aber jedesmal hatte sie es so einzu richten gewußt, daß sich irgend ein Dritter dazu gefunden hatte; mit dem glühendsten Drang im Herzen, sich wegen jener Scene mit ihr zu verständigen, ja seine Verbannung, wenn er doch verbannt sein sollte, wenigstens von ihren Lippen zu empfangen hatte er während der ganzen Zeit keine Möglichkeit gefunden, ihr auch nur die leiseste Andeutung davon zu geben. Sie behandelte ihn nicht kühl, nicht zurückstoßend, zeigte keine Scham, keinen Zorn – nur daß sie, wie gesagt, jedes Alleinsein mit ihm vermied. Aber dafür, wenn er ihr mit irgend einem langweiligen Dritten kalt und förmlich gegenüber saß und verkehrte Antworten gab auf Fragen, welche er gar nicht vernommen hatte – o dann, mitten in ihrer lebhaftesten, glänzendsten Rede, welche Blicke streiften ihn, welche sengenden, welche unsagbaren Blicke! Blicke, die er nicht zu erwiedern, zu denen er nicht anzuschauen wagte, und die er dennoch fühlte, bis tief in das Innerste seiner Seele hinein, wie sie Flammen gleich über seine Stirne flogen!

Heut zum erstenmal wieder vermied Victoria seine Nähe nicht; in der glänzendsten Garderobe, mit Gold und Edelsteinen fast bis zur Ueberladung geschmückt, einen

prachtvollen wehenden Reiherbusch in den üppig dunkeln Locken, die wahre Königin des Festes – nein, nicht des Festes, sondern eine Königin überhaupt – war sie ihm sogleich bei seinem Eintritt entgegengegangen, hatte seinen Arm angenommen und ihn dem Kreise ihrer nächsten Bekannten selbst vorgestellt.

Herr Felix, hatte sie gesagt, mit dem süßesten, weichsten Laut, dessen ihre glockenhelle Stimme fähig war: ein Dichter aber wahrhaft ein Dichter, wenn mein Herz irgend etwas von Kunst und Poesie zu empfinden weiß – und der ganz besondere Freund unsers Hauses.

Man mag sich vorstellen, welche Sensation diese ganz ungewohnte Auszeichnung hervorgebracht hatte; selbst Florentin, der sich sonst doch so vortrefflich darauf verstand, jeder innern Erregung, Haß, Zorn, Eifersucht, durch irgend einen Sarkasmus Herr zu werden, war diesmal vor Ueberraschung verstummt, und hatte sich begnügen müssen, seinen feinen pariser Handschuh mitten durchzureißen.

Und doch wie klein war diese Sensation, wie unerheblich dieser Neid, gegen die Fülle von Seligkeit, welche dieser Vorgang über unsern Dichter ausgegossen hatte! Jetzt erst wagte er es wieder, an die Scene im Billardsaal zu denken; ihr Auge hatte sich wieder mit offener Herzlichkeit auf ihn gerichtet seine Hand hatte die ihre wiederum berühren dürfen, der Bann war von ihm genommen, und ein unabsehbares, unausdenkbares Paradies von Glück und Seligkeit lag vor seinen entzückten Blicken!

SIEBENTES KAPITEL. DIE VERTRAUTE.

Allein wie groß erst würde sein Entzücken gewesen sein, hätte er eine Ahnung davon gehabt was eigentlich diese Umwandlung in dem Wesen seiner Freundin hervorgebracht. Es war die Folge eines Gesprächs, welches dieselbe wenige Stunden zuvor mit der Geheimrätthin gehabt hatte. Schon lange hatte die Geheimrätthin darauf gebrannt, die schöne Gräfin in ein ähnliches Kreuzfeuer von Fragen, Vermuthungen und Vorwürfen zu nehmen, als worin ihr neulich der arme Felix hatte stehen müssen. Aber Felix war ein sehr geduldiger Mann, Victoria ein sehr ungeduldiges Mädchen, Felix sehr bescheiden und unterwürfig, Victoria sehr launisch und hochfahrend; den gutmüthigen Poeten hatte sie ohne Weiteres vor ihr Tribunal vorfordern mögen, zu dem Gespräch mit der Gräfin Blotz-Blotz mußten Gelegenheit, Zeit und Stimmung abgewartet werden.

Alles Dreies hatte sich am Vormittag dieses Tages vereint gefunden, bei einem zufälligen Besuch, welchen die Geheimrätthin ihrer Freundin gemacht hatte. Oder da wir dem Leser ja nichts zu verbergen brauchen – der Besuch war keineswegs so zufällig gewesen, als die Geheimrätthin sich den Anschein gab. Aus der Einladung, welche sie ebenfalls erhalten, wußte sie bereits, daß am heutigen Abend die Vorlesung von Felix' Stück stattfinden sollte: und ganz richtig berechnete sie, daß, wenn Victoria überhaupt etwas für den jungen Dichter fühlte, sie gerade heut, in Erwartung dieses für Felix so entscheidenden

Abends, in ganz besonderer Erregung und von ganz besonders weicher, mittheilsamer Stimmung sein mußte.

Und so war es denn auch wirklich. Die Geheimrätthin hatte von ganz gleichgiltigen Dingen angefangen, von der neuen Robe, welche Victoria heut anlegen wollte, von dem guten Ruf, den ihr Bruder sich durch Festlichkeiten, wie die eben bevorstehende, beim Publicum oder doch wenigstens bei den Zeitungsschreibern bereiten würde – und wenige Minuten später befanden sie sich in der vertraulichsten, eindringlichsten Unterhaltung über Felix und sein Verhältniß zur Gräfin.

Victoria leugnete nichts, beschönigte nichts –

Er hat mich geküßt neulich, sagte sie, Sie müssen es wohl selbst gemerkt haben . . .

Die Geheimrätthin antwortete mit einem Augenaufschlag und einem Händefalten, das ebenso gut ihr Entsetzen ausdrücken konnte über die Verwegenheit, welche der Poet sich herausgenommen, und über die Sorglosigkeit, mit welcher Victoria dies Geständniß ablegt, als ihr freundschaftliches Mitgefühl für das Liebesglück, das ihrer jungen Freundin zu Theil geworden. Dann aber konnte sie ihrer Natur nicht länger Zwang anthun, sondern mußte auch an Victoria dieselbe Frage richten, mit der sie den Poeten in so üble Verlegenheit gebracht hatte:

Aber haben Sie sich wohl schon geprüft, theure Freundin, wohin diese Liebe Sie führen wird, führen muß? Sie selbst sowohl wie Felix?

Nun stand es mit Victoria'n in diesem Punkte genau ebenso, wie mit Felix: sie hatte sich ebenfalls noch nicht

im Mindesten darüber geprüft, wie denn Selbstprüfung überhaupt nicht ihre Sache war. In dem Augenblick jedoch, wo die Geheimrätin mit ihrer ganzen herkömmlichen Emphase diese Frage an sie richtete, war sie auch sogleich mit der Antwort fertig.

Nun, erwiderte sie stolz, was soll daraus werden? Das versteht sich ja ganz von selbst: wir heirathen uns . . .

Heirathen – gute Victoria?!

Mehr vermochte die Geheimrätin vor Bestürzung nicht herauszubringen; es wäre das zwar eine Mesalliance gewesen, so gut sich dieselbe nur immer wünschen ließ: aber dieser Ausgang war der Geheimrätin doch noch immer viel zu gemein und zu prosaisch, abgesehen von den äußerlichen Schwierigkeiten, welche ihnen entgegenstanden.

Haben Sie dann etwa gedacht, ich wollte als Nonne sterben? fragte Victoria streng, indem sie rasch aufstand und, die Hände auf dem Rücken, vor ihr im Zimmer auf- und niederwandelte: Wenn ich nicht irre, sind Sie sogar schon zum zweiten Mal verheirathet, und ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie beide Male Ihrem Herzen und Ihrer Neigung gefolgt sind; so werde ich ja doch wohl wenigstens einmal das Recht dazu haben?

Freilich haben Sie das Recht dazu liebe Victoria, erwiderte die Geheimrätin demüthig, und Niemand wird Ihnen dasselbe streitig machen, am wenigsten ich, die ich ja nur im Glück meiner Freundin lebe, und nur in ihm Entschädigung finde für das düstere Loos, das mir

selbst gefallen. Aber dennoch glaube ich nicht, daß Sie den Mann Ihrer Wahl so weit unter sich suchen dürfen –

Unter mir! rief Victoria beleidigt: ei ja doch, unter mir! Wem ich die Ehre meiner Wahl erweise, Frau Geheimrätin, der steht nicht mehr unter mir, der steht mir gleich; so gut wie von dem ersten Augenblick an, da ich Sie zu meiner Freundin genommen, ich für Sie nicht mehr Gräfin Blotz-Blotz, Sie für mich nicht mehr die bürgerliche Geheimrätin Haberland gewesen sind, sondern wir sind eben beide nur Freundinnen, eben so gut –

Mein Mann ist Rath zweiter Klasse, fiel die Geheimrätin ihr piquirt in's Wort, indem sie jetzt ebenfalls aufstand – was zwar allerdings keinen Grafenrang verleiht, aber doch mindestens hof- und tafelfähig macht. Im Uebrigen, liebe Victoria, haben Sie ganz recht, daß es auf diese Unterschiede gar nicht ankommt, in der Freundschaft so wenig wie in der Liebe. Aber blos in der Ehe, liebe Victoria, in der Ehe, da ist es etwas Anderes!

Ich bewundert den Scharfsinn, mit welchem Sie zwischen Ehe und Liebe unterscheiden, und fange, nachdem Sie sich mir so lange als die Märtyrerin dargestellt, jetzt vielmehr an, Ihren Mann für den eigentlichen Märtyrer Ihrer Ehe zu halten.

Diese Worte wurden mit einem so scharfen, wegwerfenden Accent gesagt, daß selbst der gelbliche Teint der Geheimrätin sich darüber in's Weißliche verfärbte. Doch hielt sie tapfer an sich.

Sie haben mich, sagte sie, so eben noch Ihre Freundin genannt, liebe Victoria, und so werden Sie es bei ruhiger

Ueberlegung auch gewiß nur natürlich finden, wenn ich in Besorgniß gerathe über einen Plan, den Sie mit so viel Leichtigkeit aufstellen, als ob er das einfachste und geläufigste Ding von der Welt wäre, und der doch ganz unvermeidlich, wenn Sie darauf beharren sollten, die peinlichsten und unseligsten Zerwürfnisse für Sie herbeiführen müßte.

Zerwürfnisse? mit wem?

Zunächst mit Ihrer Familie, versetzte die Geheimrätthin ausweichend.

Ich bin mündig, und selbstständige Herrin meines Vermögens! Wenn ich meinem Bruder bisher die Verwaltung desselben überlassen, so ist es mein Wille so gewesen; von der Stunde an, wo ich dieselbe zurückfordere, muß sie mir zu Theil werden.

Aber das Urtheil Ihrer Verwandten –

Bindet mich nicht!

Das Urtheil der Welt –

Verachte ich!

Die Geheimrätthin war mit ihren Einwüfen für den Augenblick zu Ende oder wollte es wenigstens sein. In diesem letztern Sinne nahm Victoria das Stillschweigen auf, in welches sie nach dieser Antwort verfiel, und das allerdings etwas Gezwungenes, Absichtliches hatte. Sie stellte sich dicht vor sie, maß sie mit durchdringenden Blicken von oben herab:

Sie sagten, das Zerwürfniß mit meiner Familie würde das nächste sein; welche fernern stehen mir denn nach Ihrer Meinung noch bevor?

Das Zerwürfniß mit sich selbst, erwiderte die Geheimrätthin mit fester Stimme.

Victoria stutzte. Die Geheimrätthin, die das für ein gutes Zeichen nahm, setzte ihre Ermahnungen fort:

Sie haben mich vorhin in etwas bitterer Weise daran erinnert, liebe Victoria, daß ich schon früher einmal eine Ehe geschlossen; Ihre Vermuthung, daß ich dabei nur dem Triebe meines Herzens gefolgt, trifft auf diese erste Ehe allerdings vollkommen zu. Aber wenn Sie wüßten, Victoria, wie unglücklich gerade diese Ehe geworden und welch entsetzliches Ende sie genommen – ein Ende, dessen Erinnerung ich gewaltsam aus meinen Gedanken habe verbannen müssen, weil ich ja sonst wahnsinnig darüber geworden wäre – ach, unterbrach sie sich selbst, in helle Thränen ausbrechend, Sie ahnen freilich nicht, warum ich Sie so lieb habe, und weshalb die Freundschaft mit Ihnen, gerade mit Ihnen, Victoria, mir so theuer ist . . . !

Die junge Gräfin war überhaupt keine Freundin von sentimentalen Bekenntnissen, und am Wenigsten war sie jetzt in der Laune, dergleichen mit anzuhören.

Verschieben wir, sagte sie, die Fortsetzung dieses Gesprächs auf morgen, ich werde bis morgen Mittag mit meinem Bruder gesprochen haben, und hoffe dann Nachmittag Sie auf dem Gartenhause zu sehen, um Ihnen meinen Bräutigam vorzustellen.

Lange Pause. Dann hob die Geheimrätthin auf's Neue an:

Sie werden mit Ihrem Bruder sprechen, charmant; aber gestatten Sie mir die allerdings etwas unbescheidene Frage, ob Sie denn auch bereits mit Felix gesprochen haben?

Victoria sah sie groß an: Mit Felix? Wie meinen Sie das?

Wie es allein gemeint sein kann: weil zum Heirathen zwei gehören, liebe Victoria, selbst auch zum Heirathen aus Liebe und auch zu einer Misheirath zwischen Rang, Macht, Reichthum und Armuth, Elend, Unbedeutendheit, wie Sie dieselbe zu schließen im Begriffe stehen . . .

Sie urtheilen über Ihren Günstling mit einem Male sehr anders als bisher, warf Victoria mit bitterem Lächeln dazwischen. Doch wollen Sie meine Beschränktheit entschuldigen, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich den Sinn Ihrer Frage noch immer nicht völlig gefaßt habe.

Nun mein Gott, platzte die Geheimrätin los, ich meine, ob Sie denn auch schon gewiß sind, daß Felix Sie heirathen will?!

Mit einem lauten Schrei sank Victoria in die Ottomane nieder. Er hat mich ja geküßt, stammelte sie, er muß mich ja heirathen, er wäre ja ein Ehrloser sonst, den ich ermorden müßte . . .

Die Geheimrätin hatte in der Stille nicht übel Lust gehabt, hier die Geschichte mit Käthchen, die ihr noch immer nicht so ganz klar vorkam, anzuknüpfen. Allein die heftige Erschütterung, in welche ihre Freundin schon bei dem bloßen Gedanken gerieth, Felix' Bewerbung könnte nicht vollkommen ernsthaft gewesen sein, nahm ihr den

Muth dazu. Sie begnügte sich daher mit einem stummen, halb mitleidigen, halb spöttischen Lächeln und empfahl sich, um auch ihrerseits ihre Vorbereitungen zu dem heutigen Abend zu treffen.

ACHTES KAPITEL. DIE PRAKTISCHE BÜHNE.

Wie gesagt, hätte Felix eine Ahnung von dem Inhalt dieses Gesprächs gehabt, so wie von dem Entschluß, zu welchem Victoria im Verlauf desselben gekommen war, seine Aufregung wäre ohne Zweifel noch viel größer gewesen.

Doch war dieselbe auch jetzt schon groß genug; nur mit halbem Ohr hörte er auf die Vorlesung des eigenen Stückes, und mit halbem Ohr auf die Lobeserhebungen und Schmeicheleien, mit denen er dafür von allen Seiten überschüttet ward. – Victoria's Auge lächelte ihm zu, ihre Fingerspitzen hatten seine Hand gedrückt – was galt ihm noch alle Ehre und aller Ruhm der Welt? Gab es irgend etwas, was ihm die Wonne dieses Augenblickes trübte, so war es, daß Käthchen, sein gutes Käthehen, ihn nicht theilen könnte – oder noch genauer (wiewohl er selbst diese Genauigkeit in der Zergliederung seiner Empfindungen nicht besaß), daß er, so viel Mühe er sich auch darum gab und so sehr er sich danach sehnte, doch in diesem Augenblick nicht mit der Unbefangenheit und der Innigkeit an Käthchen zu denken vermochte, wie er es sonst zu thun pflegte.

In dieser Aufregung hatte er denn auch keine Aufmerksamkeit für die ganz eigenthümliche Art, mit welcher

Graf Filibert gewisse Stellen seines Stückes aufnahm. Und zwar waren es gerade diejenigen Stellen, auf welche Felix selbst den meisten Werth legte: nicht wegen ihrer dramatischen Bedeutung – sie waren eher als Fehler im dramatischen Organismus zu betrachten – sondern weil sie ihm so ganz aus dem Herzen gekommen waren und so ganz seine innerste, heiligste Empfindung enthielten; gewisse lyrische Stellen also, in denen der Ruhm des Vaterlandes, der Preis der Freiheit, das Erhabene und Große eines kühnen patriotischen Strebens mit kräftigen Worten gepriesen ward. Oder auch andere, in welchen die Zerrissenheit des Vaterlandes, die Feigheit und Schwäche der Fürsten die Verworfenheit und Unfähigkeit ihrer Diener nicht minder nachdrücklich beklagt und gezüchtigt wurde.

Dergleichen Stellen erregten in diesem Kreise begreiflicher Weise allemal eine gewisse stumme Verwunderung, es flog jedesmal, wo eine derartige kräftige Tirade gegen Fürstenknechte und Volksunterdrückung anhub, ein sogenannter Engel durch die Versammlung, und selbst die gewaltige Bruststimme des Heldenpielers ging darüber einige Male in ein ganz leises verschämtes Röcheln über, bis der Minister denn eben so regelmäßig durch den außerordentlichen Beifall, mit welchem er gerade diese Stellen begleitete, das Signal gab zu einer ähnlichen allgemeinen Bewunderung. Daß der Minister sich dann aber jedesmal, wenn die Beifallssalve verhallt war, mit graziösem Lächeln zu dem Vorleser hinüberneigte und ihm ganz laut, daß es Alle hören konnten, zurief: Das

nun natürlich kommt bei der Aufführung weg – worauf er sich jedesmal majestätisch im ganzen Kreise umsah, davon sah und hörte der gute Felix nichts. Der Abend ging für ihn zu Ende in ungestörter, traumhafter Seligkeit, und noch als er in sein stilles Zimmerchen gekommen war, spann der milde Gott des Schlummers die wachen Träume mildherzig fort. Victoria hatte ihm zum Abschied keine Hand gereicht, aber ihm dafür einen Blick zugeworfen –! Dieser Blick leuchtete ihm fort durch Schlaf und Traum; noch als er spät am folgenden Morgen erwachte und die helle Sonne auf sein Lager schien, glaubte er, es wäre der Schimmer dieses Blickes. –

Allein bekanntlich ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, am wenigsten der Baum unsers Glücks; der Baum des Unglücks senkt seine Wurzeln oft so tief, so mächtig, daß unser Herz selbst darüber zerspaltet, das Glück ist von minder triftigen Wachsthum ...

Ich werde mir morgen früh die Freiheit nehmen, Ihnen meine Aufwartung zu machen, hatte der Heldenspieler beim Abschied gesagt: da gehen wir das Stück denn zusammen durch und verständigen uns über die kleinen Abänderungen und Umstellungen, welche die praktische Bühne nun einmal nöthig macht.

Dieser Besuch nun also kam; aber mit ihm kam auch die Enttäuschung. Herr mein Himmel, wie war das Stück zusammengestrichen! Das war nicht mehr Heinrich der Löwe, das war Hiob mit tausend Wundenmalen und Schwären übersät. Alle die bedeutungsvollsten Stellen,

alle jene Aufrufe an Freiheit, Volk, Vaterland waren herausgestrichen; das Blut aus dem Leibe war dem Stücke gezapft, Felix erkannte sein eigenes Machwerk nicht wieder.

Aber damit noch nicht genug; eine Seele austreiben ist nur ein geringes Kunststück, das wußte der Regisseur und Heldenspieler selbst sehr wohl, eine neue wieder einsetzen, das ist die Kunst!

Und diese hatte er redlich geübt. Oder wenn nicht redlich, so doch wenigstens sehr eifrig. Genau so viel Verse er ausgestrichen, so viel hatte er auch aus eigener Macht wieder zugesetzt. Verse, deren Kunstwerth und sonstige Angemessenheit im Zusammenhange des Stückes zweifelhaft sein mochte, deren Loyalität aber auch der eingefleischteste Monarchist anerkennen mußte. An vielen Stellen hatte es sich der würdige Mann auch noch viel leichter gemacht: er hatte Felix' Verse der Hauptsache nach stehen lassen, und nur einfach statt Volk Fürst, statt Freiheit Treue, statt Fürstenknechte Volksaufwiegler, Königthum statt Vaterland, für Recht und Ehre Glück und Liebe gesetzt – und was dergleichen unschuldige Veränderungen mehr waren.

Raubt einer Löwin ihr Junges, aber schneidet nicht einem Dichter, einem jungen, patriotischen Dichter auf diese Art das Herz aus dem Leibe! Felix, anfangs vor Erstauen sprachlos, gerieth bald darauf in den unbändigsten Zorn; er hielt es nicht für möglich (und daran mochte er so unrecht nicht haben), daß diese Aenderungen in der kurzen Zeit von gestern zu heut veranstaltet waren; man

hatte sie schon früher, als er dem Regisseur das Manuscript zuerst zur Durchsicht überreicht, in dasselbe eingeschwärzt oder sich doch dazu vorbereitet, und die ganze glänzende Vorlesung von gestern Abend war eine nichtswürdige Komödie gewesen.

Aber war Felix' Zorn groß, so war doch die Kaltblütigkeit des Regisseurs noch viel größer. Das steht nicht in meinem Stück, schrie Felix –

Nein: aber es muß hinein, weil die praktische Bühne es so erfordert . . .

Das habe ich nicht im Traume sagen wollen, das schlägt meiner Ueberzeugung in's Angesicht –

Aber es paßt vortrefflich zu der Gelegenheit, und die praktische Bühne erfordert es . . .

Ich lasse mich eher köpfen, als daß ich diese Verstümmelung meines Stücks zugebe; aus einem Stück der Freiheit und der Vaterlandsliebe machen Sie ein Stück der Knechtschaft und der höfischen Schmeichelei –

Ich mache nichts weiter daraus, als ein Stück der praktischen Bühne; wenn die Herren Autoren ihre Stücke aufgeführt sehen wollen, so müssen sie sich auch den Bedingungen der praktischen Bühne unterwerfen . . .

Kurz zu sagen: der Poet und der Regisseur geriethen dermaßen aneinander, daß Felix ihm nicht nur voll Wuth sein Manuscript entriß, sondern auch ihn selbst, nicht auf die höflichste Weise eben, zur Thür hinaus complimentirte.

Das war denn vielleicht nicht sehr bühnengerecht, aber doch jedenfalls sehr praktisch . . .

NEUNTES KAPITEL. DER BRUCH.

In eben diesem Zorn machte Felix sich auch sofort auf, den Minister selbst zur Rede zu stellen. In der Stimmung, in welcher er sich jetzt befand, war es ihm außer Zweifel, daß der Minister selbst mit unter der Decke steckte; es war ihm eine ordentliche Wohlthat, eine Veranlassung zu haben, bei der er den stillen Groll, den er schon längst gegen Filibert empfand, ganz offen ausschütten und mit selbständiger Hand ein Verhältniß zerreißen konnte, das er mehr und mehr als ein unwürdiges, verderbliches erkannte. Freilich zuckte ihm dabei auch Victoria's Bild gleich einem glühenden Stahl durch die Seele. Aber mannhaft die Zähne aufeinanderbeißend: es ist ein Traum gewesen, dachte er, wie das Uebrige Alles – und einen Ehrlosen dürfte, einen Ehrlosen könnte sie ja doch selbst nicht lieben!

Am Hause des Geheimraths vorbeikommend, trat er bei demselben ein; wie groß seine Aufregung, wollte er doch keinen Schritt thun ohne Zustimmung dieses Mannes, der sich ihm so vollständig als Ehrenmann gezeigt und dabei alle die Zeit hindurch so zärtlich, so wahrhaft väterlich gegen ihn gewesen. Zwar hatte der Geheimrath der gestrigen Vorlesung nicht beigewohnt, wie er sich überhaupt um alles Schöngeistige nur wenig bekümmerte. Doch war Felix überzeugt, daß der klare Verstand und das unverfälschte natürliche Gefühl des würdigen Mannes sofort das Richtige treffen würde.

Aber leider fand Felix ihn nicht zu Hause. Auch die Geheimrätin, die an einer heftigen Migräne darniederlag, war unsichtbar. Also mußte er nur seinem eigenen Rathe vertrauen. Und er konnte es mit Leichtigkeit, da seine Meinung durchaus bestimmt und abgeschlossen war. Florentin, sagte er zu sich selbst, indem er die prächtige Treppe im Palais des Grafen in die Höhe stieg, hat dennoch Recht gehabt, ich taue für die politische Praxis nicht, sei es, daß ich zu einfältig bin – oder diese Praxis selbst zu schlecht.

Wider Erwarten wurde er sogleich auf die erste Meldung beim Minister vorgelassen. Graf Filibert liebte es sonst, die Leute möglichst lange bei sich antichambriren zu lassen, auch wenn es nicht nöthig war; durch nichts kam er so zum Bewußtsein seiner Ministerwürde, als durch das recht dicht gefüllte Vorzimmer, weshalb er sich denn auch diesen Genuß so oft und so lang verschaffte, als es irgend anging.

Aber heut mit Felix machte er eine Ausnahme. Nicht vielleicht zum Vortheil des jungen Mannes: denn vermuthlich, wenn derselbe die gehörige Zeit im Vorzimmer hätte warten müssen, würde seine Hitze sich gelegt haben.

So jedoch loderte die Gluth seines Zorns noch ungeschwächt, als er zu Filibert in's Zimmer trat; ja sie gewann sogar noch neue Nahrung, als er das schmeichlerisch verbindliche Lächeln erblickte, mit welchem Filibert ihm entgegentrat. So lächeln diese Elenden, rief er in der Stille sich selbst zu, während sie ihrem Nächsten – ja was

spreche ich vom Nächsten? während sie der Ehre, der Freiheit, dem Volke selbst den Dolch in den Busen bohren!

Der Bitterkeit dieses Gedankens entsprach die Heftigkeit seiner Rede. Auch war es ihm beim Eintritt in's Zimmer vorgekommen, als ob in demselben Moment Florentin rasch zur entgegengesetzten Thür hinaushuschte, und das trug begreiflicherweise nur dazu bei, seine Aufregung noch zu vermehren; – was hatte dieser Mensch, gegen den immer und immer wieder nur ein allzu gerechtes Misstrauen in ihm aufwachte gerade in diesem Augenblick an dieser Stelle zu suchen? Das Zusammentreffen konnte sehr zufällig, sehr natürlich sein, ganz gewiß: aber in einer Stimmung, wie Felix' gegenwärtige, zieht man die gewaltsamen und unnatürlichen Erklärungen den einfachen und natürlichen bei Weitem vor. So lange Filibert Minister war (und er hatte in dieser Zeit doch schon recht unangenehme Auftritte gehabt mit Arbeiter, Club- und andern Deputationen), entsann er sich nicht, zwischen den seidenen Wänden seines Cabinets jemals solche Sprache vernommen zu haben, wie der schüchterne, schweigsame Poet sie jetzt auf einmal gegen ihn führte. Er hätte vielleicht ableugnen können, von den Aenderungen zu wissen, welche der Heldenspieler mit dem Stücke vorgenommen: aber theils war er dazu zu stolz, theils hatte er auch seine sehr bestimmten Gründe, die ihm den sofortigen und unwiederherstellbaren Bruch mit Felix höchst wünschenswerth machten. Das ganze Verhältniß mit dem jungen Dichter war ein flüchtiger Einfall

gewesen, eine geniale Anwendung, wie Minister dergleichen mitunter haben und wie sie namentlich bei unsern Märzministern epidemisch gewesen sind.

So kam der Bruch denn zu Stande, so glatt und rund, daß kein Heilkünstler der Erde ihn hätte wieder zusammenleimen können. Felix stand vor dem Minister wie sein zürnendes Gewissen; seine ganze Halbheit hielt er ihm vor, sein zweideutiges, unentschlossenes Wesen, seine doppelsinnigen Reden, und wie er dasselbe Volk, das er fortwährend mit Redensarten und Schmeicheleien zu ködern suche, zur selben Zeit hinterrücks umgarne und knechte. Der Zorn macht nicht blos hitzig, sondern zuweilen auch scharfsichtig; wie Schuppen war es Felix in den wenigen Stunden von den Augen gefallen, und er begriff sich jetzt selber kaum, wie er nur jemals hatte daran denken können, auf die Gunst eines Mannes, wie Graf Filibert, seine Zukunft zu bauen. Auch die Geschichte mit dem Herrn Windelweicher oder Trillerfuß brachte er zur Sprache, und ebenfalls nicht auf die glimpflichste Weise.

Allerdings, sagte er, ich überzeuge mich, sind Subjecte dieser Art die richtigen Werkzeuge für eine Politik und eine Moral, wie Eure Excellenz sie verfolgen; ich kann nur den Fehlgriff bedauern, den Eurer Excellenz sonst so sichere Hand gethan, indem Sie auch in mir einen ähnlichen Menschen hervorzuziehen gedachten: einen Menschen, der für Brot, Gunst, Auszeichnung Recht, Ehre und Ueberzeugung verkauft, und über dem hohen Glück, der officielle Possenreißer des Hofes sein zu dürfen, seine Mannes, seine Künstlerwürde mit Füßen tritt. Verzeihen

mir Eure Excellenz den Irrthum – ich will ihn Ihnen ebenfalls zu verzeihen suchen . . .

Hatte Graf Filibert seinen Beruf zum Diplomaten noch nie gezeigt, so that er es doch gewiß in dieser Viertelstunde. Während der ganzen heftigen Philippika, welche der Poet gegen ihn losdonnerte, so laut, daß die Bedienten im Vorzimmer besorgt zu werden anfangen, kam das verbindlichste gütigste Lächeln nicht von seinem Gesichte.

Habe ich Sie recht verstanden, sagte er endlich, indem er Felix, der sich schon zum Abschied erhoben hatte, mit verbindlicher Handbewegung zum Wiederniedersetzen nöthigte – habe ich Sie recht verstanden, Herr Felix, so sind Sie hergekommen, um Abschied von mir zu nehmen. Ich bedaure, den Umgang eines so talentvollen jungen Mannes so rasch wieder einbüßen zu müssen. Indessen, da Sie Ihres Willens natürlich eben so freier Herr sind, wie ich des meinen (und bei diesen Worten erhob er sich und warf sich in die eigentliche ministerielle Position), und da ich auf der Welt keine Verbindlichkeit wüßte, welche ich zu Ihnen oder Sie zu mir hätten, so steht Ihrem Vorhaben nicht das Mindeste entgegen und wünsche ich demgemäß recht wohl zu leben . . .

ZEHNTES KAPITEL. DAS GESTÄNDNISS.

Nicht wahr? das heißt doch ministerielle Haltung? Aber wenn du erst weißt, lieber Leser, was sich kaum eine Stunde zuvor in demselben Zimmer zugetragen, wirst du es nicht mehr ministerielle, geradezu spartanische Haltung wirst du es nennen . . .

Denn eine Stunde zuvor war Victoria bei ihrem Bruder erschienen und hatte ihm angezeigt, daß sie willens sei, den Poeten Felix zu heirathen.

In diesem Augenblick war Filibert noch kein Spartaner gewesen. Er war bleich vor Schreck in den sammetnen Armstuhl gesunken – vor Schreck nämlich, daß Victoria, seine liebe Schwester Victoria verrückt geworden wäre!

Die höchst ruhige und bestimmte Weise jedoch, mit welcher sie ihren Willen demnächst auseinandersetzte, bewies ihm nur allzu bald, daß er zu dieser Befürchtung zwar keinen Grund hatte, aber nur desto mehr zu einer andern, die nach seinem Gefühl noch weit unerträglicher, weit furchtbarer war.

Bemühe Dich nicht mit Widerspruch, lieber Bruder, hatte Victoria ihm zum Schluß ihres kurzen Besuches gesagt: ich bin, wie Du selbst am besten weißt, mündig, Herrin meines Vermögens und nur von meinen eigenen Entschlüssen abhängig. Die Ehe wird Dir unangenehm sein, ich begreife es. Aber finde Dich darein, in vierzehn Tagen wird unsere Hochzeit sein; ich hoffe, daß Du bis dahin ein freundlicheres Gesicht für mich gefunden haben wirst . . .

Ein freundlicheres Gesicht fand Filibert nun zwar für den Augenblick nicht, wohl aber etwas Anderes, was weit mehr Werth für ihn hatte: guten Rath und rasche Hilfe.

Florentin soll kommen, im Augenblick!

Florentin, der wohl irgend dergleichen geahnt haben mochte, wartete bereits im Vorzimmer. Seit Längerem schon war das Verhältniß zwischen seiner schönen

Cousine und dem jungen Dichter ein Gegenstand seiner geheimen Beobachtungen gewesen; sogar Filibert war schon von ihm darauf aufmerksam gemacht worden. Bei der bekannten Männerfeindschaft seiner Schwester indessen, sowie bei dem felsenfesten Zutrauen, das er in die Rechtmäßigkeit aller Empfindungen des erlauchten Blotz-Blotz'schen Blutes setzte hatte derselbe ihm keinen Glauben schenken wollen.

Jetzt nun hatte er den Glauben, wie man zu sagen pflegt, in die Hand bekommen – Das ist eine Teufelsgeschichte, Vetterchen, flüsterte er Florentin halb athemlos zu, indem er ihn mit ungewohnter Zärtlichkeit umarmte und ihn dann dicht neben sich in die Causeuse zog: da weiß ich mir nicht aus noch ein, was fangen wir nur an mit dem verwetterten Mädchen? Sie ist so eigensinnig, so erstaunt eigensinnig, ich überzeuge mich nun wohl, es ist etwas versäumt worden bei ihrer Erziehung, ich bin zu gütig, zu nachgiebig gegen sie gewesen; wenn sie jetzt merkt, daß ich ihr Widerstand leisten will so setzt sie ihren Willen erst recht durch, blos um mich zu ärgern – Du weißt noch gar nicht, Vetterchen, wie heftig sie ist ...!

Fangen Sie zunächst mit dem Poeten an, was ich Ihnen sagen werde lieber Vetter, erwiderte Florentin gleichmüthig, und legen Sie mir dann kein Hinderniß in den Weg bei dem, was ich mit der Cousine anfangen werde, so ist die ganze Geschichte in zwei Stunden beigelegt.

Wenn Du das durchsetzest, Vetterchen –

Keine Versprechungen! Jede gute That trägt ihren Lohn bekanntlich in sich selbst; auch ich, lieber Vetter, seien Sie unbesorgt, werde meine guten Thaten so einzurichten wissen, daß ich nicht leer dabei ausgehe . . .

Er theilte ihm das Hauptsächlichste seines Planes mit. Vergnügt rieb Filibert die Hände.

So ist es charmant! rief er, so geht es! Ah Du bist doch ein Schlaukopf, Florentin, ich habe Dir unrecht gethan, wir müssen wieder gute Freunde werden, gelt? Siehst Du, ich kann Dir nicht sagen, was mir die Geschichte unangenehm ist, gerade heut – Nämlich, Du mußt wissen, Florentin – und damit Du Dich überzeugst, daß ich ganz wieder der Alte zu Dir bin – aber daß Du reinen Mund hältst, Junge! Wir kennen einander Beide und wissen, daß man Niemand hinter dem Ofen sucht, der nicht selbst dahinter gesteckt hat. Doch ist darum noch nicht nöthig, daß gleich Jedermann davon erfährt; jeder Mensch hat seine Schwäche, und ich habe mich des Frauenzimmers, der Victoria wegen schon genug in Acht genommen. Es schmeckt auch wirklich noch einmal so süß, so in der Heimlichkeit – und gerade auf heut Abend, sag' ich Dir, Junge, hatte ich einen allerliebsten Bissen, noch ganz jung, ganz unschuldig –

Von der Nardini, sagte Florentin kopfnickend; er hatte bis dahin ganz theilnahmlos dagesessen und immer nur seine Stiefelspitzen angestarrt.

Du weißt –?

Denkst Du denn, entgegnete Florentin, der es jetzt allmählig an der Zeit fand, den hochgebietenden Vetter ebenfalls zu dutzen, daß Du der Einzige bist, den die Nardini bedient? Die hat noch ganz andere Kunden, und nur der Esel, der Felix ist so dumm gewesen und hat nichts davon gemerkt; ich wollte aus der Haut fahren vor Lachen, als der alte Schuft, der Holznagel, mir erzählte, wie Felix selbst sein Schätzchen zur Nardini gebracht. Denn das ist Dir doch bekannt, Vetter, daß Du dem armen Teufel, dem Poeten, im Gehege jagst?

Freilich ist es, entgegnete Filibert kleinlaut, setzte jedoch gleich darauf entrüstet hinzu: und da untersteht dieser Schuft sich noch die Augen zu meiner Schwester emporzuschlagen, einer Gräfin, einer Blotz-Blotz, der namenlose Lump!

Lassen Sie mir nur freie Hand, Vetter, tröstete Florentin, und sorgen Sie für rasche Ausführung der Befehle, die ich hier bereits skizzirt habe; ich verspreche Ihnen, daß Sie nicht nur an Felix gerächt werden, sondern auch Ihre Avantüre mit dem kleinen Nähtermädchen soll ihren ungestörten Fortgang haben . . .

ELFTES KAPITEL. DER GIFTBECHER.

Aus dem Cabinet des Ministers begab Florentin sich in den andern Flügel des Schlosses zu seiner Cousine. Auch hier wurde er sogleich vorgelassen. – Victoria war, wie es bei so excentrischen Naturen stets der Fall ist, in ihrem Innern keineswegs mehr so fest und sicher, wie sie sich

noch vor wenig Augenblicken gestellt hatte; Trotz, Eigensinn und die Lust zum Seltsamen und Unerhörten hatten an ihrem raschen Entschluß zum Mindesten eben so viel Antheil gehabt, als wirkliche Leidenschaft. Sie selbst mochte davon wohl eine dunkle Ahnung haben; um sich zu befestigen in ihrem eigenen Entschluß und diese Stimme des Zweifels und der Bangigkeit zu übertäuben, die sich in ruhigern Momenten in ihr erhob, suchte sie geflissentlich nach Zeugen, deren Mitwissenschaft sie bei ihrem Entschluß erhalten, suchte nach Menschen, deren spöttischer Widerspruch ihren Zorn entstammen und eben dadurch ihre Standhaftigkeit erhöhen sollte.

Wiewohl sie nicht einmal erwarten durfte, Florentin unter diesen Spöttern zu finden. Sie wußte, daß er selbst niemals auf ihre Liebe Anspruch gemacht, und hielt ihn überdies für Felix' Freund; sie war somit überzeugt, daß er ihren Entschluß billigen würde und wollte ihn bitten, Felix sofort zu ihr zu senden.

Denn vergeblich hatte sie selbst ihr Kammermädchen bereits zweimal in die Wohnung ihres Freundes geschickt; beide Male war er nicht zu Hause gewesen, und seine Wirthin, die alte Registrators Wittwe, hatte keine weitere Auskunft geben können, als daß er die Wohnung schon vor geraumer Zeit nach einem heftigen Wortwechsel mit einem fremden Herrn verlassen und seitdem noch nicht wieder zurückgekommen.

Victoria empfing den Vetter mit der gewohnten Freundlichkeit, die durch ihre schlecht verhehlte leidenschaftliche Erregung sogar noch einen besonders pikanten Zusatz erhielt. Sie werden eine Neuigkeit von mir zu hören bekommen, lieber Vetter, sagte sie –

Habe schon zu hören bekommen, schöne Cousine, fiel Florentin geschmeidig ein, und komme, Ihnen meinen unterthänigsten Glückwunsch abzustatten . . .

Victoria blickte ihn zweifelnd an; bei aller Geschmeidigkeit lag in diesem Tone doch wieder so viel verhaltene Bosheit, daß sie ihm unmöglich trauen konnte.

Sie müssen sehr gute Quellen haben, erwiderte sie endlich, daß Sie so bald hinter meine Neuigkeiten kommen, sogar hinter meine intimsten –

Sehr gute Quellen, schöne Cousine. Und zum Beweis dafür erlauben Sie mir, daß auch ich Ihnen mit einigen Neuigkeiten aufwarte. – Sie wollen dem Dichter Felix Ihre Hand reichen? Beneidenswerther Dichter! Aber so erlauben Sie mir, Ihnen vorher zu sagen, und da ich (indem er ihr ein geöffnetes Portefeuille überreichte) nicht verlangen kann, daß Sie mir dergleichen Dinge auf's bloße Wort glauben sollen, so haben Sie die Güte, gleichzeitig diese Papiere und Notizen anzusehen –

In Charakteren, wie die junge Gräfin, liegen die Gegensätze allemal dicht bei einander. Auch jetzt erbleichte sie, ihre Hand zitterte, ihr Auge verdunkelte sich, indem sie das Portefeuille erfaßte –

Erlauben Sie mir also, hob Florentin auf's Neue an, Ihnen zu sagen, daß dieser Dichter Felix nicht mehr und nicht weniger ist als ein ehrloser Abenteurer –

Vetter!! schrie Victoria.

Ich wäge genau jedes Wort, und die Beweisstücke, gnädige Cousine, sind in Ihren Händen, versicherte Florentin. Der Dichter Felix ist ein ehrloser Abenteurer, der sich hier seit Jahren mit betrüglich erschlichenen Papieren, unter falschem Namen aufhält –

Victoria hatte nur einen Blick in das Portefeuille geworfen, dann hatte sie es fallen lassen, sie schwankte zum Sessel . . .

Allein so galant Florentin sonst gegen sie zu sein pflegte, so rührte er doch diesmal weder Hand noch Fuß.

Mit betrüglich erschlichenen Papieren, unter falschem Namen, wiederholte er – ich weiß das, und Niemand kann das besser wissen als ich, weil zufälligerweise ich selbst in eigenster Person in dem Hause seines Vaters erzogen worden bin und eben diesen Musje Felix wie er sich jetzt nennt, zum Spielkameraden gehabt habe. Sein eigentlicher Name ist Otto Meister; er ist der Sohn eines armen verdorbenen Schullehrers in jenem thüringischen Städtchen, wo ich einige Zeit als Knabe Buße thun mußte, und von dem ich Ihnen wohl schon bei anderer Gelegenheit erzählt habe. Außer mir ist diese seine Herkunft auch dem Buchhandler bekannt, den Sie in letzterer Zeit einige Male bei Ihrem Herrn Bruder gesehen haben, gleich mir, ist derselbe im Stande, seine Aussage zu beedigen.

Eben dieser Herr Felix aber, fuhr Florentin fort, ohne einen Blick weiter auf das fast leblose Mädchen zu richten, hat sich auch in höchst läppische, höchst schmutzige politische Intriguen eingelassen. Er steckt mit einem alten, halb wahnsinnigen Unruhestifter zusammen, der schon früher wegen ähnlicher Umtriebe von seinem Amt entfernt werden mußte; derselbe hat sich in den Kopf gesetzt, oder noch wahrscheinlicher sich durch Felix in den Kopf setzen lassen, er wäre zum deutschen Kaiser bestimmt, in Folge dessen der Alte nun Kurhüte, Reichsfreiherrnwürden und weiß der Himmel was Alles noch ertheilt, natürlich nur an leichtgläubige Leute, deren sich in diesen politisch erregten Zeiten so viele finden, und die seine Freigebigkeit gewiß nicht unerwiedert lassen werden.

Sollte meine schöne Cousine geneigt sein, berichtete er nach einer kleinen Pause weiter, diese und einige ähnliche Historien für bloße poetische Grillen zu halten so kann ich mit einigen anderen Geschichtchen aufwarten, die schon etwas mehr Realität in Anspruch nehmen. Besagter alter Schwachkopf hat eine recht niedliche, wohlgewachsene Tochter – dieselbe ist, mit Respect zu sagen, die Maitresse Ihres Herrn Bräutigams. Herr Geheimrath Haberland, ein durchaus ehrenhafter und glaubwürdiger Mann, wie Sie wissen, hat die Person schon Morgens sechs Uhr bei Ihrem Bräutigam auf der Stube betroffen. Dasselbe kann mein Schneider, dasselbe der Portier des Hauses, sowie sämtliche Hausgenossen bezeugen . . .

Nur noch an dem dumpfen Stöhnen, das sich ihrem Busen entrang, war zu merken, daß Victoria überhaupt noch lebte. Aber Florentin kannte kein Mitleid; zu lang hatte er an diesem Trank gebraut, zu sehr sich auf den Augenblick gefreut, wo er ihn ihr reichen würde – kein Tropfen jetzt durfte zurückbleiben!

Darum fuhr er fort:

Natürlich, wenn man im Begriff steht, sich zu verheirathen, so sucht man seine Maitresse bei Seite zu bringen. Auch Ihr liebenswürdiger Bräutigam hat diese weltmännische Einsicht gehabt; das Mittel, auf welches er dabei verfallen, ist originell und neu, und macht seinem Dichtergeist Ehre – er hat seine Maitresse, da er ihrer überdrüssig geworden, eigenhändig zur Madame Nardini gebracht, einer bekannten Kupplerin hiesiger Stadt, von der eine gewisse Excellenz, die wir nicht näher zu bezeichnen brauchen, die junge verlassene Schönheit noch heut Abend überliefert erhalten wird . . .

Kein Laut! kein Zucken mehr! Victoria hat sich auf den Knien emporgerichtet, streckt den zitternden Oberleib gegen Florentin, mit weit zurückgebogenem Haupt, als müßte sie das Gift seiner Worte in heißen Zügen einsaugen –!

Sollte dies Alles, schloß Florentin seine Erzählung, meiner schönen Cousine noch nicht genug sein, so habe ich das Vergnügen (indem er ein neues Papier aus der Tasche zog), ihr hier noch die wortgetreue Abschrift eines falschen Wechselchens zu überreichen, welchen Ihr verehrungswürdiger Bräutigam vor einigen Wochen dem

Juden Amschel Levi ausgestellt hat – die Summe ist eine Läpperei, und ist es eigentlich recht grausam von dem Juden, der das Papierchen bereits in diesem Augenblick an das Gericht ausgeliefert hat, um einer solchen Kleinigkeit willen einen so ausgezeichneten Mann zu Staupenschlag und Pranger zu bringen . . .

Staupenschlag und Pranger?! schrie Victoria, indem sie jetzt gleich einer Rasenden in die Höhe sprang: o zehntausend Dolche für den Niederträchtigen, der mich so getäuscht hat! Gehen Sie, gehen Sie bringen Sie mir sein Blut – ich bin entehrt, Vetter, entehrt, ich darf die Sonne Gottes nicht wieder anschauen – der Niederträchtige hat mich geküßt!!

Ah, sagte Florentin sarkastisch, während sein für gewöhnlich so mattes und erloschenes Auge vor Begier zu leuchten anfang, das ist freilich entsetzlich, liebe Cousine! Indessen wer weiß, es gibt ja so viel gutmüthige Männer und am Ende fände sich doch noch einer, der den Schleier der Ehe über Ihre Schande wirft –

Victoria war ihrer Sinne nicht mehr mächtig. Meine Hand an Jeden, rief sie, der mich an diesem Elenden rächt!

So ist diese schöne Hand mein! sagte Florentin rasch indem er auf sie zutrat und die Hand der Willenlosen an die Lippen drückte: ich räche Sie, die Verhaftsbefehle sind bereits ausgefertigt –

Mit gläsernen Augen starrte Victoria ihn an –

Ja, meine Hand gehört Ihnen, Vetter! sagte sie tonlos; aber verstehen Sie mich recht: unter der Bedingung, daß

wir morgen mit dem Frühesten getraut werden, und daß ich Sie unmittelbar nach der Trauung verlasse, um Sie niemals wieder zu sehen ... Ich werde ... in's Ausland gehen ... nach Italien, nach Spanien, stammelte sie, die Hälfte meines Vermögens wird Ihnen bleiben ...

Eine grausame Theilung, sagte Florentin mit bitter-süßem Lächeln: doch nehme ich die Bedingung an, und auch Vetter Filibert wird sie, glaube ich, ratificiren – Vetter oder Schwager, das kommt nun in Zukunft auf eins hinaus ...

ZWÖLFTES KAPITEL. DER HIMMEL FÄLLT EIN.

Noch immer war Felix nicht nach Hause zurückgekehrt. Die alte Wirthin erwartete ihn mit großer Ungeduld; noch niemals hatte sich während seiner Abwesenheit so viel Seltsames und Unerklärliches ereignet als diesmal. Kurze Zeit, nachdem er das Haus verlassen, war erst das Kammermädchen der Gräfin gekommen und hatte höchst dringlich nach ihm gefragt, und zwar zu wiederholten Malen. Dann ein Geschrei unten in den Zimmern der Nardini, Käthchen ohne Tuch und Hut kommt mit lautem Jammer heraufgestürzt, stürzt, da sie Felix nicht trifft, eben so die Treppe wieder hinunter, zum Hause hinaus über die Straße dahin –

Und jetzt nun erst die beiden höchst verdächtig aussehenden Männer da, die schon seit anderthalb Stunden vor Felix' Stubenthür warten und weder weggehen noch auch der Wirthin erlauben wollen, daß sie nach ihm ausschickt! In ihrer Noth hat die alte Frau sich Rath's erholen

wollen bei dem Herrn Jakob Holznagel, dem Hausmeister. Allein Herr Holznagel hat ihr die Thür seiner Loge vor der Nase zugeworfen: der sogenannte Herr Felix sei eine unmoralische Person, die sogenannte Schwester sei eine unmoralische Person, und sie selbst, die sogenannte Registrators Wittwe, weil sie einen Aftermieter habe, zu welchem die Gerichtsdienner auf die Stube kämen, werde wohl ebenfalls eine unmoralische Person sein . . .

Gerichtsdienner! Gerichtsdienner bei ihrem Aftermieter, auf den sie immer so große Stücke gehalten! Noch lange Zeit nachher begriff die alte Frau nicht, wie sie es damals möglich gemacht, daß sie nicht auf der Stelle der Schlag gerührt. Aber wenn Felix nicht bald kommt und diese entsetzlichen Männer, diese Gerichtsdienner, bleiben etwa gar die Nacht auf ihrem kleinen reinlichen Flur, so ist sie doch geliefert und der Schlag rührt sie unausbleiblich . . .

Also wo steckt er denn, der Felix?!

Nach der heftigen Scene mit dem Minister war Felix, um frische Luft zu schöpfen und das empörte Blut wieder in Ruhe zu bringen, einige Zeit müßig durch die Straßen auf- und abgewandelt. Dann, um doch irgend wie auf andere Gedanken zu kommen, war er in ein Kafehaus getreten, hatte drittheil Stunden über einer Zeitung vom vorgestrigen Tage gebrütet, so daß der Kellner schon mehrmals glaubte, er wäre eingeschlafen, und ihn durch vorsätzliches Löffelklappern, Husten und ähnliche künstliche Operationen zu erwecken suchte – und hatte

am Ende doch nicht eine Silbe gewußt von Allem, was in der Zeitung stand.

Jetzt endlich war er auf dem Wege nach Hause, als ihm ein Wagen entgegenkam, den er schon von Weitem an dem ungleichen Geklapper der Räder wie an dem schleichenden Fußtritt des Pferdes als Peter Müller's famose Droschke erkannte. Seit dem nächtlichen Abenteuer hatte Peter Müller's Verehrung vor Felix noch sehr zugenommen, besonders da er ihn seitdem zu wiederholten Malen, theils allein, theils mit Frau Geheimräthin Haberland, zu dem Gartenhause des Ministers hinausgefahren hatte, demselben Gartenhause, von wo aus damals die muthwillige Dame eingestiegen war, gegen welche Peter Müller, ohne Felix' Zuthun, sich beinahe so ordnungswidrig vergangen hätte.

Auch diesmal hielt Peter Müller still, sowie er den jungen Herrn ansichtig ward. Doch geschah es diesmal nicht mit dem jovialen Gesicht, wie sonst. Im Gegentheil, er sah recht betrübt aus, der Herr Peter Müller, als er den Schritt der braunen Lise hemmte (was freilich keine Herkuleskräfte erforderte), und ein Briefchen aus der Manteltasche ziehend, ihn also anrief:

Ah wie gut, Herr Felix, daß ich Sie endlich treffe! Die halbe Stadt bin ich nach Ihnen durchgefahren – Gott, was Sie gesucht worden sind von der hübschen, lieben Mamsell, die ich einigemal oben bei Ihnen am Fenster gesehen habe und mit der ich Sie sonst wohl ab und zu vor's Thor gefahren! Das arme Kind! wie sie zitterte und weinte und die lieben kleinen Händchen rang! Es muß ihr gewiß ein

rechtes Unglück begegnet sein – da lesen Sie nur selbst, dieses Briefchen hat sie mir gegeben und mir aufgetragen, es Ihnen zu überreichen, aber nicht eher, als bis ich heute Abend nach Hause käme. Allein das arme Kind war gar zu sehr in Angst – nehmen Sie nur immer, Herr Felix, ich kann mir gar nicht anders denken, als daß da ein großes Unglück geschehen sein muß – verhüt' es Gott!

Felix riß das Papier heftig auseinander, die Lettern tanzten ihm vor den Augen –

Laß mich so lange in Deine Droschke steigen, Peter Müller, sagte er, mir ist nicht ganz wohl, und hier so auf offener Straße zu lesen, das könnte Aufsehen machen . . .

Schwankenden Fußes stieg er in den Wagen, fiel in die Kissen, hielt sich den Brief dicht vor die von Thränen überflutheten Augen –

Und wohin befehlen Sie, daß ich fahre? fragte Peter Müller.

Keine Antwort! Wie er den Brief gelesen – nicht gelesen, verschlungen, war er mit dem Kopf gegen das Wagenfenster gesunken, daß es klirrend in Stücke brach, der Brief entfiel seiner Hand . . .

DREIZEHNTES KAPITEL. DER BRIEF.

Heben wir das Blatt denn auf und sehen, welche Nachricht das ist, die unsern Freund in diese tödtliche Bestürzung versetzt.

Der Brief ist in der That von Käthchen's Hand.

Und wenn alle Engel aus dem Himmel stiegen (schreibt sie), und wenn Gott selbst herniedergekommen wäre,

mir das vorauszusagen, was ich nun leider nicht mehr bezweifeln kann, ich hätte es dennoch nicht geglaubt. Ach, wie mein Kopf so wüst ist! und wie meine Hand zittert, indem ich diese Zeilen an Dich richte, Dich! Dich!! für den ich keinen Namen mehr habe! Ich schäme mich, daß ich an Dich schreibe, schäme mich meiner ganzen Vergangenheit, schäme mich unsrer beider und schreibe diese Zeilen auch nur, damit Du weißt, daß ich Dir noch sterbend vergeben habe. O Felix, Felix, womit hatte ich das um Dich verdient? Ja, ich habe Dich geliebt, glühend geliebt – erst jetzt fühle ich es, da ich Dich verloren habe auf ewig – ich Dich?! O ich habe Dich ja nie besessen noch besitzen wollen – nein: da Du Dich selbst verloren hast, armer, armer Felix! Wenn meine Liebe Dir zur Last war, diese Liebe, die ich mir selbst noch nie gestanden, warum mußttest Du Dich auf diese Art von mir befreien wollen? warum, mich auf diese Art strafen für meine thörichte und doch, weiß Gott, so eine, so uneigennützigte Neigung? Wenn Du die Gräfin liebtest, wenn mein armes Leben Dir im Wege stand zu Deinem Glück, warum sagtest Du nicht: geh hin, Käthchen, tödte Dich – ich wäre ja in's Wasser gesprungen auf den leisesten Wink von Dir, und hätte es mit Lächeln gethan, wie ich es jetzt thue mit Verzweiflung!!

Du hast mich dem Grafen Filibert verkauft, dem Minister, die Nardini selbst hat es mir gestanden; diese Singestunde war nur der Vorwand, mit dem Du mich in ihre Hände zu spielen gesucht hast. Die halbe Stadt hat es gewußt, welch ein schändliches Gewerbe die Nardini

treibt, selbst bis auf den Thürsteher des Hauses herab – und mich, Dein Käthchen, Deine Schwester, hast Du, Du selbst, Felix, in diese Wohnung der Sünde und des Lasters eingeführt! Das vergebe Dir Gott – und auch ich will suchen Dir zu vergeben, in dem Augenblick, da ich sterbe – aber eher nicht, Felix, eher nicht!!

Nachdem die Nardini mir ihren schändlichen Plan enthüllt, bin ich heraufgestürzt zu Dir, ich wollte Dich bitten daß Du mich tödtetest; ich habe Dich nicht zu Hause getroffen. Ich bin zum Palast der Gräfin gerannt, ob ich Dich vielleicht fände: da ist mir ihr Kammermädchen begegnet und hat mir gesagt, daß sie Dich auch schon zweimal vergeblich gesucht hätte, ihre junge Herrschaft wäre gar zu verliebt in Dich, sie könne nicht mehr leben ohne Dich, und wolle Dich heirathen, es möge werden wie es wolle ...

Ich bin zur Geheimräthin gerannt – sie lag krank und war nicht zu sprechen; ich bin zu meinem Vater gerannt – er rast und schlägt in hellem Wahnsinn Kisten und Kisten entzwei; er behauptet, ich wäre gar seine Tochter nicht und solle ihm nie wieder vor Augen kommen. Oben auf das Dachkämmerchen habe ich mich geflüchtet, diese Zeilen an Dich zu schreiben, ich weiß noch nicht, wie sie in Deine Hände kommen sollen: aber haben mußst Du sie – denn nun renne ich, wohin der Weg mir allein noch offen bleibt – in den Tod ...

Gott schütze Dich! Gott segne Dich, Felix! Ach wie mir das Herz weh thut! Der Tod ist so schrecklich und ich bin noch so jung und hätte noch so gern gelebt!! Aber nein,

nein, es geht nicht, seit Du mir das gethan hast, Felix, ist meines Bleibens nicht mehr auf der Erde; vom Vater verstoßen, verrathen und verkauft von Dir, wohin sollt' ich?! Ich muß ja fort, fort, Felix – ach armes Käthchen! armer Felix!!

VIERZEHNTE KAPITEL. DER GEFANGENE.

Und wo hat sie Dir diesen Brief gegeben? fragte Felix den Droschkenkutscher, da er endlich wieder zum Bewußtsein kam.

Ich begegnete ihr draußen vor dem Thore, rechter Hand, wo der Weg nach dem Flusse geht; ich hatte eben ein Paar Herren zum Baden hinausgefahren und ließ meine Lise so sachtchen zurückschlendern. Denn meine Lise, wissen Sie, Herr Felix –

Und wenn Deine Lise jetzt den letzten Athem aushaucht, schrie Felix, so mußt Du mich Augenblicks in vollem Galopp zu der Stelle am Flusse fahren, wo Du die Unglückliche verlassen hast!

Seine Lise lag Peter Müller sehr am Herzen: aber ein Mensch in Noth ging ihm doch noch näher.

Er peitschte das Pferd, daß es dahinrannte wie wild, in weniger als einer Viertelstunde waren sie am Ufer. Keine Spur weit und breit! Nur ein rosafarbenes Bändchen fand Felix auf der Wiese, das dünkte ihn als hätte er es vor Kurzem noch an Käthchen gesehen. Aber wie unsicher war dies Kennzeichen, und wie leicht konnte er sich täuschen. Bis in die sinkende Nacht hinein suchte, ging,

schrie er, bei allen Leuten, die ihm begegneten, fragte er nach – umsonst!

Es war schon ganz finsterer Abend, als er in die Stadt zurückfuhr vor die elende Hütte des alten Meinhart. Die Thür war verschlossen, kein Licht im ganzen Hause; er schrie, pochte, lärmte, bis zuletzt ein altes Weib in der Nachbarschaft aus dem Fenster guckte –

Wo der alte Meinhart ist? der alte Spitzbube? Der hat ja falsches Geld gemacht, glaube ich, oder so dergleichen, den haben sie abgeschleppt heut Abend, mit Sang und Klang, und wer ihm noch lange nachfragt, der mag sich nur in Acht nehmen, daß es ihn nicht ebenso geht ...

Endlich nach Mitternacht, nachdem er noch zu Fuß die halbe Stadt durchschweift und mehr als einmal schon im Begriff gestanden hatte, seinem unseligen Leben ein Ende zu machen, langte er vor seiner Wohnung an. Die Hausthür war weit geöffnet, Licht und Leben auf allen Gängen und Treppen.

Ohne darauf zu achten, wankte er die Treppen in die Höhe; vor seinem Zimmerchen angelangt, hört er die Wirthin laut aufkreischen – er sieht in die Höhe, fühlt sich von zwei fremden Männern barsch angepackt –

Ah so? kommt der Vogel endlich zu Nest? – höhnte der Eine, während der Andere mit grobem Gelächter hinzusetzte: Was solche Kerle doch bei all ihrer Klugheit auch wieder dumm sind! stiftet da Verschwörungen an und macht falsche Wechsel und kommt nachher ganz fidel nach Hause, als wäre nichts geschehen!

FUNFZEHNTE KAPITEL. IM KERKER.

Als nach entsetzlich qualvollen Stunden die Sonne über Felix ausging, schien sie über einen gefangnen Mann. Nur mühsam konnte ihr goldner Strahl durch das vergitterte Fenster dringen, zu welchem Felix von seinem Strohlager aus in dumpfer Verzweiflung emporstarrte.

Das Klirren der Riegel weckte ihn aus seiner jammervollen Versunkenheit; die Thür ging auf, und vom Kerkermeister begleitet, trat Hermann ein –

Hermann!!

So wie Felix den Freund erblickte, schoß es ihm wie eine Ahnung durch das Herz, daß er von ihr kommen müsse, von ihr, die er nicht mehr unter den Lebenden dachte! Das bleiche, kummervolle Antlitz des Freundes schien seine traurige Ahnung zu bestätigen.

Du kommst von ihr, rief er, sie ist todt!?

Ich komme von ihr, entgegnete Hermann ernst, sie ist nicht todt, sie lebt. Aber, o Felix, was hast Du an ihr gethan! Ihr wäre ja besser, sie lebte nicht, und ich selbst weiß nicht, ob ich den Zufall segnen oder beklagen soll, der mich und Luise zu ihrer Rettung herbeikommen ließ, gerade in dem Augenblick, da die Unglückliche im Begriff stand, sich in den Strom zu stürzen. Luise, setzte der Freund hinzu, ist seit gestern meine Braut, ich habe von einem Bruder meiner verstorbenen Mutter ein kleines Capital geerbt, welches hinreicht, unsern Haushalt zu begründen – ach, so sehr ich Luise liebe und so glücklich der Gedanke an die Vereinigung mit ihr mich macht,

so gäbe ich ja doch Alles gern hin und wollte auf Alles verzichten; wenn ich nur Dich, Armer, Elender, und Deine Ehre, Deine Tugend damit wieder herstellen könnte!

Sie lebt! sie lebt!! stammelte Felix, o nun wird ja auch Alles wieder gut!

Was soll, was kann noch wieder gut werden, Unglücklicher, rief Hermann, nachdem Du so an der Geliebten, an Deinen Freunden, an Dir selbst gehandelt? O Felix, mit Dir ist ein Stern versunken, auf den hatte ich so schöne Hoffnungen gesetzt – wie soll ich je wieder an Talent und Geist und Tugend glauben, nachdem Du uns so getäuscht?!

Wie denn? ich Euch getäuscht? bin ich verrückt? ist Alles dies nur ein wüster Traum? was habe ich denn gethan, um Gottes willen, daß Du mich so verabscheuest? Dieser Kerker, diese Riegel, was bedeuten sie? Ein armes, unerfahrenes, hilfloses Mädchen wie Käthchen mochte sich von dem wahnwitzigen Märchen der Nardini täuschen lassen: aber Du, ein Mann, mein Freund, wie könntest Du ihm Glauben schenken?! Oder wenn es dies nicht ist, wohlan, sprich, rede, ich beschwöre Dich, was ist es dann, was mich hierher gebracht? und welcher andern, aber nicht minder fabelhaften Verbrechen zeihst man mich?!

– Das sollen Sie sogleich erfahren, sagte die Stimme eines Dritten, der inzwischen unbemerkt zu der Gruppe herantreten war, sobald nur erst Herr Hermann die Güte gehabt haben wird, uns allein zu lassen ...

Es war Florentin.

Bei seinem Anblick fuhr Felix in die Höhe, wie von einer giftigen Schlange gebissen; eine furchtbare Ahnung dämmerte ihm, das ganze nichtswürdige Spiel, dem er sich so lange so arglos preisgegeben, stand mit Einem Schlage deutlich vor seiner Seele. Elender! rief er, ich erkenne Dich! von Dir geht diese ganze abscheuliche Intrigue aus –!

Erkennen Sie mich? höhnte Florentin, der jetzt mit ihm allein war: das ist mir lieb, in der That, auch ist unsere Bekanntschaft alt genug dazu – erkennen Sie mich wirklich, Sie lieber kleiner Otto Meister? erkennen Sie Ihr Teufelchen?! das fidele kleine Teufelchen, das Sie für seine harmlosen Witze so gern nasstübern wollten? Nasstübern Sie nun doch, Sie Vortrefflichster aller Poeten, Sie großes staatsmännisches Genie, nasstübern Sie doch ...!

Ich bin von jeher, fuhr er fort, da Felix ihn in sprachlosem Entsetzen anstarrte, Ihr sehr zärtlicher Freund gewesen, entsinnen Sie sich noch? Es waren allemal meine Lieblinge, diese zarten gleisnerischen Seelchen, die sich so Großes wissen auf ihre Reinheit und ihren idealen Schwung und mit stolzer Bescheidenheit so vornehm herabsehen auf uns andere arme Menschenkinder; zuckrige Jungen aus Milch und Blut, die sich einbilden, Alles müsse ihnen gelingen, was sie beginnen, und diese elende Welt, diese Welt aus Blut und Koth und Asche, müßte zu lauter Wohlgeruch und Himmelsmanna werden, sobald sie sich herablassen, ihre göttlichen Händchen daran zu legen – ei ja doch, Poet, ich denke, Dir ist Dein Idealismus

eingetränkt, gründlich eingetränkt und die Welt wird einige Zeit Ruhe haben vor Deinen Beglückungsversuchen! Aber den deutlichsten Beweis meiner Freundschaft geb' ich Ihnen doch jetzt durch diesen Besuch: – vor einer halben Stunde erst bin ich mit Gräfin Victoria getraut worden, und schon jetzt rei' ich mich von der Seite des angebeteten jungen Weibes, um Ihnen mein Beileid abzustatten, und Ihnen zugleich einige Größe zu überbringen von unserm alten Freunde, dem Amschel Levi – Nrri-scher Kerl, der Amschel Levi! nennt das einen falschen Wechsel und schlägt Lärm vor Gericht, wenn Jemand, der eigentlich Otto Meister heißt, ihm einen Wechsel ausstellt auf den Namen Felix Berghold . . . !

Den übrigen Inhalt der Unterredung übergehen wir; es ist, nach dem Vorhergehenden, nicht mehr nöthig, das Gewebe von Lüge und Wahrheit auszumalen, das Florentin vor dem Unglücklichen entrollte, und dessen Zweck dahin ging, ihn zu sofortiger heimlicher Flucht zu bewegen.

Wir haben Mitleid, sagte er, mein Vetter sowohl als ich, mit Ihren Verbrechen, die noch weit mehr – Dummheiten gewesen sind als Verbrechen. Unterschreiben Sie diesen Revers, durch den Sie sich verpflichten, niemals wieder nach Deutschland zurückzukommen, noch je etwas über den ganzen Vorfall zu verlauten, so bin ich bevollmächtigt, Sie heimlich aus diesem Kerker zu führen und Ihnen eine Summe einzuhndigen, welche hinreichen wird, Sie

über den Ocean zu schaffen; Sie müssen ja doch hinlänglich eingesehen haben, daß Sie für die hiesigen Verhältnisse nicht passen, vielleicht ist die neue Welt Ihrem idealen Treiben günstiger . . .

Diesmal indeß war Florentin's Beredtsamkeit lange nicht mächtig genug; im Bewußtsein seiner Unschuld ließ Felix alle Vorschläge und Drohungen von sich abprallen.

Und daran that er Recht, wie sogleich das folgende Kapitel beweisen wird.

SECHZEHNTE KAPITEL. HAUSSUCHUNGEN.

In ihrer Verzweiflung über dieses jammervolle Ende eines Miethsherrn, den sie jederzeit so wahrhaft mütterlich geliebt, hatte die Registrators Wittwe sich früh am Morgen ein Herz gefaßt und war zum Herrn Geheimrath Haberland gelaufen, ihm ihre Noth zu klagen.

Sie hatte ihn jedoch nicht mehr zu Hause getroffen, da er schon vor einer halben Stunde zu Käthchen gerufen worden war, die einstweilen im Wachtelhuber'schen Hause eine Zuflucht gefunden hatte. – Die verständige Ruhe des würdigen Mannes verleugnete sich auch in dieser beängstigenden Katastrophe nicht; er ließ sich von Allem möglichst genau unterrichten, suchte Käthchen zu trösten, so gut es gehen wollte, und eilte dann in ihre Wohnung, um daselbst nach den Rechten zu sehen.

Zu gleichem Zweck begab er sich kurz darauf auch in Felix' Wohnung. An beiden Orten fand er die Beamten

des Gerichts beschäftigt, die geringfügigen Habseligkeiten zu untersuchen, und namentlich alle Briefschaften, Papiere und Documente zu durchstöbern. Dem hochgestellten Beamten, Rath zweiter Klasse, Director im Ministerium, konnte die augenblickliche Einsicht in dieselben natürlich nicht verweigert werden.

Und da fand er denn sehr seltsame, sehr unerwartete Dinge. Zuerst unter den Büchern des alten Meinhart, tief zu unterst verpackt, ein Papier, aus welchem auf unwiderlegbare Weise, durch Taufschein und andere rechtsgiltige Documente hervorging, daß das vermeintliche Käthchen Meinhart in Wahrheit die Tochter des Baron von Blotz, Florentin's Vater, und der jetzigen – Frau Geheimräthin Haberland. Als junges unerfahrenes Mädchen hatte die Geheimräthin den noch immer interessanten Abenteurer in einem süddeutschen Bade kennen gelernt und war von ihm zu einer heimlichen Ehe beredet worden. Aber die Ehe wurde höchst unglücklich. Der Baron, durch falsche Gerüchte, wie sie in Badeorten so häufig sind, getäuscht, hatte in der Meinung gestanden eine sehr reiche Partie zu machen; durch eine raffinirt grausame Behandlung ließ er die Unglückliche seinen Irrthum und – ihren eigenen Leichtsinn entgelten. Nach wenigen Jahren sah sie sich auf das Schnödeste von ihm verlassen; sogar ihr kaum zweijähriges Kind hatte er, vermuthlich um sie desto tiefer zu kränken, mit sich genommen. Unter vielfach verändertem Namen umherziehend, war er mit dem Kinde endlich in die Gegend von Dresden gekommen, wo er, von einer plötzlichen Abzehrung befallen, elend endete.

Auch das arme Kind, ohne Vater, ohne Mutter, wäre verloren gewesen, hätte nicht ein früherer, eben so zartsinniger als großmüthiger Verehrer ihrer Mutter sich der unglücklichen Waise angenommen. Das war eben Meinhart, der sie als Hauslehrer in einer adeligen Familie kennen gelernt und eine schwärmerische Neigung für sie gefaßt hatte. Mit Geringschätzung zurückgewiesen, hatte er wenigstens das Kind, von dessen Existenz er durch einen Zufall unterrichtet worden, erhalten und retten wollen; die verloren geglaubte Tochter seiner früheren Geliebten war von ihm als sein Kind erzogen worden.

Ah, sagte der Geheimrath kopfschüttelnd, nachdem er diese Documente durchgelesen: daß sie schon einmal verheirathet gewesen, das habe ich freilich gewußt. Aber daß sie auch ein Töchterchen gehabt hat, ein liebes kleines Töchterchen, das hätte sie mir doch sagen sollen – ich habe mich so nach einem Kinde geseht, und das Käthchen ist solch ein gutes, frommes Kind . . .

Fast noch seltsamer war die Entdeckung, die ihm in Felix' Wohnung bevorstand. Das Erste, was ihm hier in die Hände fiel, war ein Exemplar des – Esel im Dunkeln; das Zweite einige alte Briefe und Papiere, aus denen sich ergab, was wir längst wissen, nämlich daß Felix Berghold eigentlich Otto Meister hieß . . .

Mit feuchtem Auge und dankbar gen Himmel gerichteten Blicken gab er beide Documente in die Hände der Beamten zurück. Wohl hatte er Grund zu schmerzlich frohen Thränen: Otto Meister war sein Neffe, der einzige Sohn seines unglücklichen Stiefbruders, mit dem er sich

um eben dieses Esels im Dunkeln willen auf den Tod entzweit, – ein Zwist, den er schon so oft bereut hatte, und den das Schicksal nun fast am Ende seines Lebens ihm noch verstattete wieder gut zu machen!

Meister – Meister – Otto Meister? murmelte der kleine buckelige Actuarium, der die Papiere ebenfalls neugierig durchschnüffelte: liegt nicht schon seit fünf Jahren ein kleines Erbtheil, so ein hunderter sechzehn, glaub' ich, für einen Otto Meister bei uns im Depositum, nachgelassen von einem weiland Schullehrer Meister aus Thüringen, der vor einer Reihe von Jahren in America verstorben und dies Geld seinem Sohne testamentarisch vermacht hat?

Der buckelige Actuarium hatte ganz Recht, es war wirklich das Erbtheil von Felix' Vater, das in Folge des Namenstausches so lange vergeblich auf seinen Erbnehmer gewartet hatte. Aber bei der Fülle von Glück und Segen, die nun auf die eben noch so Unglücklichen herniederströmte, was wollten die ›hunderter sechzehn‹ noch sagen?

SIEBZEHNTE KAPITEL. SCHLUSS.

Es hieße, nachdem wir so lange die Geduld des Lesers gemisbraucht haben, zu guter Letzt auch noch seinen Scharfsinn beleidigen, wollten wir ihm noch des Breitem auseinandersetzen, wie diese Geschichte nunmehr zu Ende geht. Nicht einmal von dem Gespräch unter vier Augen brauchen wir ihm zu sagen, das der Geheimrath noch an demselben Abend mit dem Minister hatte und in dem

er an Heftigkeit fast das gestrige Auftreten seines Nefen erreichte. Zwei Stunden später war Felix freigegeben, der Amschel Levi'sche Wechsel vom Geheimrath bezahlt – Florentin aber, mit einem Paß nach Rußland versehen, fuhr zu dem entgegengesetzten Thor hinaus, durch welches zwölf Stunden früher seine Gemahlin die Stadt verlassen hatte; seine Schwester, von deren Existenz er auf so unvermuthete Weise erst jetzt die erste Nachricht bekommen, hatte er zu sehen abgelehnt.

Ein zweites Gespräch unter vier Augen hatte der Geheimrath mit seiner Gemahlin. Auch von ihm genügt es nur das Resultat mitzutheilen: nämlich daß die Geheimräthin fortan Jeden, der es nur hören mochte, versicherte, ihr Mann wäre, trotz manchen kleinen Wunderlichkeiten in Worten und Geberden, dennoch der großherzigste, edelste und bravste Mann, den die Erde jemals getragen, und ihre Ehe die beste die sie sich auf dieser unvollkommenen Welt nur denken könne.

Wenige Wochen darauf nahm der Geheimrath seinen Abschied, die Novemberkatastrophe fand ihn bereits nicht mehr im Amt, und hatte er daher auch nicht nöthig, zu Filibert's Entlassung vom Ministerium, die um diese Zeit erfolgte, zu klagen oder zu jubeln – von welchem Letztern man übrigens mehr hörte als von dem Ersteren. Er ist an den Rhein zurückgekehrt, wo er ehemals als Professor lebte. Auf dem reizenden Gütchen, das er hier bewohnt, leben Felix und Käthchen als glückliches Ehepaar. Die Geheimräthin schaukelt bereits ein Enkelkind auf dem Schooße und fängt an, an das Glück der

Menschen zu glauben. Die alte Großmutter in Thüringen ist gestorben, eben so Käthchen's Pflegevater; für Beide war der Tod eine Wohlfahrt. Madame Nardini hat ihre vollständige Pension wieder erhalten, dieselbe scheint sogar erhöht zu sein; wenigstens ist Madame Nardini aus dem dritten Stock allmählig in den ersten heruntergezogen und auch ihre Singeschule steht in wachsender Blüthe zur großen Genugthuung des Herrn Jakob Holznagel, der ›sein Haus‹ noch immer für das respectabelste der Welt hält und auch in allen andern Stücken noch ganz derselbe ist, ausgenommen seine Abneigung gegen die Russen, die er entweder wirklich nicht mehr empfindet oder doch nicht mehr zu äußern wagt. Das Regierungsblatt, das schon Graf Filibert projectirte, ist unter seinem Nachfolger glücklich zu Stande gekommen; Verleger und Redacteur in Einer Person ist Herr Trillerfuß oder wie es sich jetzt, vielleicht durch Felix' Misgeschick gewarnt, wieder nennt: Windelweicher. Herr Windelweicher ist eine sehr einflußreiche und sehr geachtete Person geworden; man sieht ihn täglich im Vorzimmer des Ministers, wo er nie lange zu antichambriren braucht. Unter seinen genauern Freunden, deren er unter diesen Umständen natürlich sehr viele zählt, geht das Gerücht, daß er sich nächstens mit Madame Nardini verhelichen wird.

Felix selbst ist von seinen politischen Irrfahrten mit erneuerter Innigkeit zur Poesie zurückgekehrt; er hat einsehen gelernt, daß es verschiedene Wege gibt, seinem Volk und seiner Zeit zu dienen und daß nicht Jeder, dem

der Gedanke der Freiheit die Brust höher schwellt, darum auch schon zum praktischen Staatsmann berufen ist. Aber diesem Gedanken der Freiheit selbst ist er unverbrüchlich treu geblieben, im Leben sowohl wie in seinen Poesien, mit denen er sich mehr und mehr dem Leben selbst anzuschließen strebt. Als wir zuletzt von ihm vernahmen, stand er im Begriff einige Schriften herauszugeben, die seinem Namen neuen Glanz verleihen werden, und in denen sogar sein Oheim und Schwiegerpapa, der Geheimrath, etwas ›von dem göttlichen Thau der kastalischen Quelle‹ zu spüren versichert. Doch hat er nebenher auch seine wissenschaftlichen Studien wieder aufgenommen, und geht damit um, sich an der nahgelegenen rheinischen Hochschule als akademischer Lehrer niederzulassen: ein Lebensberuf, in welchem Hermann, als Luisens glücklicher Gatte, ihm bereits vorangegangen, während Herr Anton Wachtelhuber sich als Weinmäkler ebenfalls am Rhein niedergelassen und sich in kurzer Zeit durch seine feine Zunge und seinen unvergleichlichen ›Weinverstand‹ zwar nicht viel Geld und Gut, aber doch eine höchst achtbare Reputation erworben hat. – Von Victoria hört man seit Langem nichts mehr. Florentin, der sich mit dem halben Heirathsgut nicht begnügt, sondern gern das Ganze in seine Hände bekommen möchte, ist darüber mit Filibert in Zwist gerathen, der wiederum auf seinen Gütern lebt und die Hoffnung, noch einmal wieder der Mann der Zukunft zu werden, noch keineswegs aufgegeben hat. Da Florentin indeß binnen Kurzem als russischer Diplomat nach Deutschland zurückkehren

wird, so wird dies den beiden Vettern und Schwägern hoffentlich Gelegenheit geben, sich zu verständigen. – Der Club der Wahrhaften endlich ist so verschollen, das man nicht einmal mehr seinen Namen nennen hört; auch findet sich Niemand mehr in der ganzen Stadt der ihm jemals angehört haben will . . .